



W. Harrison Ainsworth

**DER KOMMANDANT
DES TOWER**

Zweiter Band

Der Kommandant des Tower

Band 2

Historische Erzählung
von W. Harrison Ainsworth

Verlag von Christian Ernst Kollmann
Leipzig, 1863

Inhaltsverzeichnis

Drittes Buch

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	14
Drittes Kapitel	18
Viertes Kapitel	26
Fünftes Kapitel	33
Sechstes Kapitel	44
Siebentes Kapitel	51
Achtes Kapitel	57
Neuntes Kapitel	62
Zehntes Kapitel	73
Elftes Kapitel	84
Zwölftes Kapitel	93
Dreizehntes Kapitel	103
Vierzehntes Kapitel	108
Fünfzehntes Kapitel	114
Sechzehntes Kapitel	118
Siebzehntes Kapitel	125

Viertes Buch

Erstes Kapitel	136
Zweites Kapitel	144

Drittes Kapitel	155
Viertes Kapitel	165
Fünftes Kapitel	169
Sechstes Kapitel	176
Siebentes Kapitel	181
Achtes Kapitel	184
Neuntes Kapitel	189
Zehntes Kapitel	201

Fünftes Buch

Erstes Kapitel	213
Zweites Kapitel	222
Drittes Kapitel	226
Viertes Kapitel	231
Fünftes Kapitel	239
Sechstes Kapitel	250

Drittes Buch

Der Lordgroßadmiral von England

Erstes Kapitel

Wie Edward seine Zeit zubringt, während er im Tower sich selbst überlassen ist

Die drei Tage, welche zur Feier von Heinrichs Leichenbegängnis bestimmt waren, wurden von seinem Sohn in tiefster Zurückgezogenheit im Tower verbracht. Es war dem jungen Monarchen besonders angenehm in dieser Zeit, infolge der Abwesenheit des Hofes von allem Zwang frei zu sein. Nicht nur hatte er um seinen Vater zu trauern, sondern sich auch durch Nachdenken und Gebet, wie er wünschte, zu der feierlichen Zeremonie vorzubereiten, in der er nun bald die Hauptrolle spielen sollte.

Die nahe bevorstehende Krönung, die auf den Sonntag nach der Beerdigung festgesetzt war, erfüllte ihn mit Bangen. Man hätte bei seiner Jugend glauben können, dass ihn die Pracht des Aufzuges nur geblendet und er die wirkliche Bedeutung desselben außer Acht gelassen hätte. Aber solches war bei dem frommen und ernst gesinnten Prinzen nicht der Fall. Er besaß, wie wir schon gezeigt haben, einen Ernst des Charakters, der weit über seine Jahre hinausging, und er war zu wohl unterrichtet, um nicht vollkommen die Bedeutung der Gelübde zu begreifen, die er dem Volk bei Übernahme der Krone zu leisten hatte.

Täglich flehte er zum Himmel, dass derselbe ihm beistehen möchte, seine hohen und wichtigen Pflichten zu erfül-

len, auf dass er in keiner Weise die ihm verliehene Gewalt missbrauche, sondern sich deren mit Weisheit bediene zur Aufrechterhaltung und Verbreitung des wahren Glaubens und zum Glück und Wohlergehen aller seiner Untertanen. Besonders betete er darum, dass er das Werkzeug zur sicheren Gründung der protestantischen Kirche sein möge, dass ihm vergönnt sei, diese von ihren Feinden zu befreien und von den götzendienerischen und abergläubischen Formen, die noch an ihr hafteten, zu reinigen.

Der geschäftige Lärm und das wirre Durcheinander, welche jüngst im Tower geherrscht, hatten jetzt aufgehört. All die Edelleute und Vornehmen des Landes, die hierher geeilt waren, um dem jungen König zu huldigen, waren nun abgereist, und mit ihnen die Masse des Gefolges. Die Höfe waren leer von den Pagen und Dienern, die sie in letzter Zeit belebt hatten. Der Lärm war verstummt und hatte einer allgemeinen tiefen Ruhe Platz gemacht.

Der König hatte befohlen, dass die drei Tage während der Leichenfeier seines Vaters eine Zeit tiefster Trauer sein sollten, und demzufolge zeigte jegliches Antlitz den Ausdruck des Schmerzes – ob aufrichtig oder nicht, bedarf keiner Frage. Edward und seine ganze Umgebung waren in Trauer gekleidet. Diener und Zeremonienmeister glitten wie Geister dahin. Festlichkeiten gab es nicht, oder wenn dies der Fall war, so hielt man sie doch vor dem Auge des Königs geheim. Edward verbrachte seine Zeit fast nur mit frommen Übungen. Er betete im Verborgenen, hörte lange Predigten seines Kaplans an, sprach mit seinen Lehrern über religiöse Angelegenheiten und wohnte den Messen bei, welche in der St.-Johns-Kapelle für seines Vaters Seelenheil gelesen wurden.

Die dem Evangelisten St.-Johannes geweihte Kapelle steht gerade in der Mitte des White Tower. Sie ist eines der vollendetsten Werke normannischer Architektur und würde heute in ihrer ursprünglichen Schönheit Vewunderung erregen, wenn sie nicht mit Schränken und anderen mit Akten angefüllten Gegenständen dermaßen überfüllt wäre, dass selbst von einer teilweisen Prüfung ihrer architektonischen Schönheit nicht die Rede sein kann.

Das alte Gebäude besteht aus einem nach Westen zu abgerundeten Schiff und zwei schmalen Seitenflügeln, die durch zwölf runde, massive Säulen voneinander getrennt sind. Die Seitenflügel sind mit Galerien versehen, aus welchen man durch halbrunde Öffnungen in das Schiff blicken kann. Die Decke ist gewölbt und das ganze Gebäude zeichnet sich durch außerordentliche Einfachheit und solide Bauart aus. Es ist seitdem längst seines geheiligten Schmuckwerks beraubt und zu profanen Zwecken benutzt worden, aber schon der Umstand, dass die meisten der früheren Könige hier ihre Andacht verrichteten, wenn sie im Tower waren, und der dem Ort ein großes historisches Interesse verleiht, sollte ihn vor Entweihung und Vernachlässigung geschützt haben.

Während der drei genannten Tage wurden beständig Messen in der Kapelle gelesen. Die Säulen waren mit schwarzem Tuch umwickelt und mit Fähnchen und Wappenschildern geschmückt, während aus den bogenförmigen Öffnungen der Galerie Banner herabhingen. Große Wachskerzen brannten auf dem Altar, der in reichem Schmuck von Juwelen, Bildnissen, Kruzifixen und heiligen Gefäßen prangte.

Edward versäumte die Messe nie und war immer von sei-

nen Lehrern begleitet, die als eifrige Anhänger der Reformation an manchem dieser gottesdienstlichen Bräuche großen Anstoß nahmen. Aber da der König ausdrücklich in seinem Testament bestimmt hatte, dass Seelenmessen für ihn gelesen werden sollten, so konnte im Augenblick nichts dagegen gesagt werden, und die beiden Lehrer mussten sich mit stillschweigender Missbilligung begnügen. Obwohl er ihre Gefühle teilte, so hieß Ehrfurcht gegen seinen Vater Edward doch ebenfalls schweigen. Indes gaben einige Bemerkungen, die er zufällig am dritten Tag, als er aus der Messe kam, machte, Sir John Cheke Gelegenheit, die Bilderverehrung, die noch geduldet wurde, zu verdammen.

»Diese römischen Idole sind ein Gräuel in meinen Augen«, rief er aus, »und ich hoffe, unsere Tempel davon, so wie von allen in heidnischer Weise vergötterten Bildnissen gesäubert zu sehen. Das gute Werk ist begonnen, denn ich habe in diesen Tagen gehört, dass der Pfarrer von Saint-Martin in Ironmonger-Lane alle Bilder und Gemälde aus seiner Kirche hat entfernen und Bibelsprüche auf die Wände malen lassen. Vielleicht ist der Mann gar zu eifrig, aber ich kann ihn nicht tadeln.«

»Er ist nur unseren eigenen Absichten zuvorgekommen«, sagte Edward. »Unsere Tempel sollen nicht länger durch Götzendienst entweiht werden.«

»Ich freue mich, Eure Majestät so reden zu hören«, erwiderte Cheke. »Ich hoffe, unter Eurer gnädigen Regierung werden Messe und Messbuch ganz abgeschafft werden und an ihre Stelle eine Liturgie in der reinen Sprache des Evangeliums treten. Einheit der Lehre und des Kultus, Einheit der Gebräuche der Zeremonien, Aufgeben des aber-

gläubischen und götzendienerischen römischen Kultus und Umkehr zu den ursprünglichen Bräuchen der christlichen Kirche. Das ist es, was wir Anhänger der Reformation wünschen, und das ist es, was wir unter einem wahrhaft protestantischen König, wie Eure Majestät, zu erlangen sicher sind.«

»Um die verderbten Lehren Roms gänzlich auszurotten, ist Einheit unter der Geistlichkeit vor allen Dingen notwendig«, bemerkte Cox. »Sonst wird dem Gedeihen der protestantischen Kirche stets Gefahr drohen. Ich will Eure Majestät nicht strenge Maßregeln empfehlen, aber Zwang wird notwendig sein.«

»Ich hoffe, er wird nicht notwendig sein, guter Doktor«, sagte Edward, »ich möchte meine Regierung nicht mit Verfolgungen beginnen.«

»Der Himmel verhüte, dass ich dazu rate, Sire!«, antwortete der Doktor. »Viel lieber wollte ich, dass Eure Regierung sich durch zu große Milde als durch zu große Strenge auszeichne. Aber ein großes Ziel soll erreicht werden, und wir müssen viel mehr den Zweck im Auge haben, als die Mittel. Der Bischof von Rom wird ohne Zweifel bedeutende Anstrengungen machen, um sein Übergewicht wieder zu erlangen, und weil die starke Hand fehlt, die sie niederhielt, werden die Anhänger der alten Lehre Mut fassen und wieder zu erlangen suchen, was sie verloren haben. Also droht der protestantischen Kirche, deren Haupt Eure Majestät ist, viele Gefahr, und solcher kann nur durch eine vollständige Unterdrückung der papistischen Partei vorgebeugt werden.«

»Aber Ihr seht doch keine Gefahr für die Kirche voraus?«, fragte Edward mit inniger Besorgnis.

»Gefahr ist im Aufschub«, antwortete Cox. »Die Geister der Menschen sind zügellos und die jetzige Krisis wird ohne Zweifel benutzt werden, um die Unwissenden und halb Unterrichteten von dem Wege der Wahrheit abzulenken. Seine Hochwürden von Canterbury, weiß ich, ist für allmähliche Reform, weil er meint, dass die Menschen sich erst an die neue Lehre gewöhnen müssen, bevor sie dieselbe aufrichtig annehmen. Das ist nicht meine Meinung. Ich möchte Schisma und Irrtum ausrotten, wie Unkraut und Giftpflanzen aus einem schönen Garten, und sie verbrennen, dass sie keinen ferneren Schaden tun können.«

»Und doch hat vielleicht Seine Hochwürden von Canterbury recht«, bemerkte Edward nachdenklich. »Ich möchte den Anhängern der römischen Kirche keine Unduldsamkeit zeigen, sondern, da mein Streben dahin geht, sie zu gewinnen und zum wahren Glauben herüberzuziehen, muss ich bedenken, wie ich einen solchen Zweck am besten erreichen kann.«

»Sanfte Mittel werden nicht helfen, Sire, und zwar aus Gründen, die ich Euch angeben werde«, sprach Sir John Cheke. »Dem Bischof von Rom gegenüber habt Ihr es mit einem mächtigen und gewissenlosen Feind zu tun, der nicht säumen wird, von einer scheinbaren Unentschlossenheit Eurerseits Vorteil zu ziehen. Mäßigung wird als Furchtsamkeit gedeutet, Versöhnlichkeit als Nachgeben und Schwäche. Darum müssen schnelle und energische Maßregeln ergriffen werden. Es muss ein Streich wider das Papsttum geführt werden, von dem es sich niemals wieder erholt. Ich billige die Absicht, die Ihr habt, wie ich weiß, die Absicht, die ausgezeichnetsten fremden Reformatoren an Euren Hof zu berufen. Fromme und gelehrte Männer, wie

Peter Martyr, Martin Bucer, Paul Fagius, Ochinus und Bernarnus, deren Leben dem glorreichen Werk der Kirchenreformation gewidmet gewesen waren, würden Euch in diesem Augenblick von unberechenbarem Wert sein. Sie würden Euch nicht nur helfen, die Irrtümer und Missbräuche der Kirche zu beseitigen, sondern auch die Maßregeln, die Ihr zu ergreifen beabsichtigt, verteidigen und rechtfertigen. Überdies würden sie für die Universitäten von außerordentlichem Nutzen sein. An diesen Sitzen der Gelehrsamkeit sind begabte Männer, die imstande sind, den Sophisten zu widerlegen, den Zweifler zu überzeugen, und den Neubekehrten zu belehren, sehr notwendig.«

»Sir John hat recht«, sagte Doktor Cox. »Konferenzen und Disputation über religiöse Angelegenheiten sind jetzt unerlässlich, um den Irrtum zu widerlegen und das Verständnis der Menschen aufzuklären. Und nirgendwo können solche Diskussionen mit besserem Erfolg gehalten werden, als an Eurer Majestät Universitäten Oxford und Cambridge.«

»Unsere Sache ist eine so gute, dass sie weder der Rechtfertigung noch der Verteidigung bedürfen sollte«, entgegnete Edward. »Nichtsdestoweniger sollten zu Zeiten der Gefahr keine Vorsichtsmaßregeln versäumt werden. Um den Bestand der protestantischen Kirche zu sichern, müssen die tüchtigsten und kräftigsten Stützen derselben um sie versammelt werden. In vorderster Reihe unter ihnen stehen die trefflichen Männer, die Ihr eben genannt habt, deren Leben die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen verbürgt. Die protestantischen Führer werden in Deutschland, wie ich höre, sehr verfolgt und sind deshalb vielleicht froh, hier ein Asyl zu finden. Ich werde mich freuen, sie zu sehen, aus ihren Lehren Nutzen zu ziehen und mich von ih-

rem Rat und Urteil leiten zu lassen. Seine Hochwürden von Canterbury soll sie nach England einladen, und wenn sie kommen, so soll ihnen ein Empfang zuteilwerden, der ihnen die Achtung beweist, in der sie stehen. Peter Martyr könnte in Oxford ebenso wie in Straßburg einen theologischen Lehrstuhl einnehmen, und für Bucer und die anderen werden sich ebenfalls passende Lehrstellen finden.«

Hier stockte die Unterhaltung, und da die Lehrer bemerkten, dass der König nicht zu ferneren Erörterungen geneigt war, so ließen sie den Gegenstand fallen. Edward zog sich bald darauf in sein Gemach zurück.

Zweites Kapitel

Woraus man sehen wird, dass die Prinzessin Elisabeth nicht so ganz von ihrer Leidenschaft geheilt war

Die Prinzessin Elisabeth war während ihres Vaters Leichenbegängnisses ebenfalls im Tower geblieben, aber da sie - Unwohlseins halber, wie es hieß - das Zimmer hütete, so sah Edward sie nicht bis am Abend des dritten Tages, wo sie den König bitten ließ, zu ihr zu kommen.

Der liebenswürdige junge Fürst sagte sogleich zu. Als er in das Zimmer seiner Schwesier trat, fand er Mistress Ashley daselbst, die sich aber bei seinem Erscheinen sogleich entfernte. Die beiden Geschwister blieben darauf allein, denn Edward hatte sein Gefolge im Vorsaal zurückgelassen. Elisabeth sah leidend aus und hatte augenscheinlich geweint. Betroffen über ihr Aussehen, eilte Edward auf sie

zu, umarmte sie zärtlich und fragte auf das Angelegentlichste, was ihr fehle.

»Ich glaube nicht, dass mir die Luft im Tower wohltut«, antwortete sie mit mattem Lächeln. »Ich bin nicht wohl gewesen, solange ich hier bin. Drum wollte ich Eure Majestät um Erlaubnis bitten, morgen nach Hatfield abzureisen.«

»Es wird mir leidtun, dich zu verlieren, liebste Bess«, erwiderte der König liebevoll. »Aber wirklich, du siehst nicht gut aus, und ich denke, ein Luftwechsel wird dir wohltun. Versuche es wenigstens. Ich hoffte freilich, du würdest mich nach Whitehall begleiten, um meiner Krönung beizuwohnen. Ich verspreche dir, dass es ein prachtvoller Aufzug werden soll.«

»Ich bezweifle es nicht«, sagte sie, »aber ich bin jetzt nicht zu großen Festlichkeiten aufgelegt, ja, ich bebe davor zurück. Deshalb will ich, mit Euer Majestät Erlaubnis, morgen abreisen. Die meisten, die zum Hof gehören, kehren diesen Abend von Windsor zurück, wie man sagt, und um ihnen auszuweichen, will ich zeitig aufbrechen.«

»Wie du willst, liebe Bess. Ich will dich nicht zwingen, gegen deine Neigung zu handeln, obwohl ich selbst dabei verliere. Reise, so früh du willst. Ein passendes Gefolge soll dich begleiten. Sir Thomas Seymour wird mit dem Hof heute Abend von Windsor wieder hier sein. Soll ich ihn bitten, mit Dir zu gehen?«

»Um keinen Preis«, entgegnete Elisabeth hastig und tief errötend.

»Womit hat Sir Thomas dich beleidigt, Bess? Früher hastest du ihn lieber als irgendeinen anderen. Woher kommt dieser plötzliche Wechsel deines Gefühls? Kann ich die Sache zwischen euch nicht wieder ausgleichen?«

»Dass ich meine Meinung über Sir Thomas vollständig geändert habe, das will ich nicht leugnen. Dass etwas vorgefallen, ist auch wahr - aber jetzt ist er mir vollkommen gleichgültig.«

»Hm! Ich bin dessen nicht so gewiss, Bess! Aber wenn du mir die Veranlassung eures Streites nicht sagen willst, so kann ich auch nicht entscheiden, ob du Recht oder Unrecht hast.«

»Eure Majestät wird niemals Sir Thomas schuldig glauben - das weiß ich. Aber Ihr werdet ihn schon kennenlernen. Er hat andere betrogen, nehmt Euch in acht, dass er Euch nicht betrüge.«

»Wen hat er betrogen, Bess? Nicht dich, hoffe ich!«, fragte Edward, indem er sie prüfend ansah.

»Nein, mich nicht«, antwortete sie mit einiger Verwirrung. »Aber was ich von ihm gehört habe, ist geeignet, Misstrauen zu erregen. Deshalb scheint mir es recht, Eure Majestät zu warnen.«

»Du bist gereizt gegen ihn, das ist klar, sei es nun aus wirklichen oder aus imaginären Gründen. Komm, komm! Mach dem Streit ein Ende, Bess. Du und Sir Thomas seid mir beide teuer, und ich wollte, Ihr wäret Freunde. Wenn er dich beleidigt hat, so soll er sich entschuldigen - so demütig, wie du es nur verlangst. Ist das genug?«

»Ich danke Eurer Majestät für Eure gnädige Vermittlung und weiß deren Motive vollkommen zu schätzen, aber Eure freundlichen Absichten sind vergebens. Ich verlange keine Entschuldigungen von Sir Thomas. Ich will keine.«

»Bei meiner Treu, Elisabeth, du bist sehr eigensinnig, und ich muss gestehen, dass dein seltsames Benehmen mich glauben macht, dass du in der Angelegenheit zu tadeln

bist.«

»Ich will es weder versuchen, mich zu rechtfertigen«, entgegnete sie, »noch die gute Meinung zu erschüttern, die Eure Majestät von Sir Thomas hegt.«

»Letzteres würde dir kaum gelingen. Aber reden wir nicht mehr davon, weil es dir nicht angenehm zu sein scheint.«

»Lasst mich vorher noch eine Frage stellen. Wie würde es Euch gefallen, wenn die Königinwitwe Eurem Lieblingsoheim ihre Hand reichte?«

»Ist ein solches Ereignis wahrscheinlich?«, fragte Edward erstaunt.

»Nehmt an, es sei so«, antwortete sie.

»Einer solchen Heirat steht nichts im Wege, das ich wüsste«, sprach Edward nach einer Pause. »Wenn die Königin wieder heiraten will, so könnte sie niemand wählen, der mir besser anstände als Sir Thomas Seymour.«

»Aber sie sollte nicht wieder heirathen!«, rief Elisabeth ärgerlich. »Sie hat schon drei Männer gehabt. Der Letzte war ein großer König, um dessen willen sie für immer Witwe bleiben sollte. Das wenigstens schuldete sie dem Andenken unseres Vaters.«

»Wenn sie zwei Männer vergaß, bevor sie den König, unseren Vater, heiratete, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie auch ihn vergisst«, bemerkte Edward. »Die Frauen machen es so, Bess, und Ihre Majestät wird darob nicht mehr zu tadeln sein wie das übrige Geschlecht.«

»Aber Eure Majestät wird doch nicht eine so unpassende Heirat gestatten, wenn es darauf ankommt?«

»Ich finde die Heirat nicht so unpassend, Bess, und sehe nicht ein, wie ich sie verhindern kann.«

»Nicht verhindern! Ihr seid bei Weitem nachsichtiger, als ich es sein würde an Eurer Majestät Stelle. Ich würde Sir Thomas eher verbannen, ehe ich das zuließe.«

»Ihn verbannen, hieße mich selbst der allerangenehmsten Gesellschaft berauben. Nein, ich muss mildere Maßregeln ergreifen, wenn ich bei reiferem Nachdenken mein Dazwischentreten für nötig halten sollte.«

Als sie sah, dass der König fest blieb und auch, dass sie Sir Thomas Seymour unabsichtlich einen Dienst geleistet hatte, indem sie die Wahrscheinlichkeit seiner Heirat mit der Königinwitwe, von der Edward vorher keine Ahnung gehabt hatte, andeutete, ließ Elisabeth den Gegenstand fallen, und nach einiger ferneren Unterhaltung nahm der junge Monarch zärtlichen Abschied von seiner Schwester, indem er abermals sein Bedauern darüber äußerte, sie so bald zu verlieren, und versprach, dass der Towerkommandant für ein Gefolge sorgen solle, das, so früh es ihr beliebt, morgen mit ihr aufbreche

Drittes Kapitel

Wie der Graf von Hertford zum Herzog von Somerset gemacht und Sir Thomas geadelt wird

Spät am Abend kehrten alle Hauptteilnehmer an der Leichenfeierlichkeit vom Schloss Windsor zum Tower zurück.

Am nächsten Tag wurde in der großen Ratskammer im White Tower eine wichtige Versammlung gehalten. Nach der Verfügung des verstorbenen Königs, hieß es, sollten ei-

nige neue Pairs ernannt und andere hochstehende Personen mit neuen Würden bekleidet werden. Der junge König saß auf seinem Thronsessel unter dem Baldachin, und zu seiner Rechten stand der Lordprotektor. Obwohl für Hertford endlich der lang ersehnte Moment seiner Erhebung gekommen war, so erlaubte er sich doch kein äußeres Zeichen des Triumphes, sondern gab sich das Ansehen tiefster Demut.

Nach einigen Präliminarien stand der König auf, und indem er sich gegen den Lordprotektor wandte, sprach er mit großer Würde: »Nach dem Willen Unseres geliebten Vaters, der diejenigen zu belohnen wünschte, die ihm treu und redlich gedient hatten, gereicht es Uns zur Freude, nicht nur die Zahl Unserer Pairs durch einige neue Ernennungen zu vermehren, sondern auch ferner einige derer zu ehren und zu erheben, welche bereits geadelt sind, und deren außerordentliche Verdienste sie zu einer solchen Auszeichnung berechtigen. Wir beginnen mit Unserem sehr geliebten Oheim, Edward Seymour, Graf von Hertford, Lordprotektor des Reichs und Oberhofmeister Unserer Person, den wir hiemit zum Herzog von Somerset, Generallieutenant Unserer gesamten Kriegsmacht sowohl zu Wasser als auch zu Lande, zum Lordgroßschatzmeister, Grafmarschall von England und Gouverneur der Inseln Guernsey und Jersey ernennen.«

»Ich danke Eurer Majestät alleruntertänigst«, sprach der neu geschaffene Herzog, indem er das Knie vor seinem königlichen Neffen beugte, während der Saal von Beifall erdröhnte.

»Steht auf, Euer Gnaden«, sprach Edward. »Wir können Uns in einem für Uns so angenehmen Geschäft nicht auf-

halten. Mylord Essex«, fügte er, zu jenem Edelmann gewandt, hinzu, »Ihr seid zum Marquis von Northampton ernannt, Mylord Lisle, Ihr seid jetzt Graf von Warwick mit dem Amt eines Großkämmerers, Ihr, Lordkanzler Wriothesley, seid von Southampton, Ihr, Baron Rely, Ihr seid Lord Rich, Ihr, Sir William Willoughby, seid Baron von Willoughby von Perham, Sir Edmund Sheffield, Ihr seid Baron Sheffield von Buttenwick, und Ihr, mein allerbestener Oheim, Sir Thomas Seymour, Ihr seid Baron Seymour von Sudley mit dem Amt eines Lordadmirals von England. Es ist Unsere Absicht, diesen Titeln große Revenüen hinzuzufügen. Die nähere Bestimmung darüber behalten wir Uns vor, sodass die Ehren, welche Unser tief betrauerter Vater seinen getreuen Dienern zugeteilt, keine bloßen Ehren sind.«

Beim Schluss dieser gnädigen Anrede brach die Versammlung aufs Neue in Zeichen des Beifalls aus. Die neu geschaffenen Pairs sowie diejenigen, die an Rang erhöht worden waren, beugten einer nach dem anderen ihr Knie vor dem Thron und dankten dem jungen Monarchen für seine Güte. Als Lord Seymour von Sudley vor seinem königlichen Neffen kniete, fragte Edward: »Seid Ihr zufrieden, lieber Oheim?«

»Ich bin mehr geehrt, als ich es verdiene, Sire«, entgegnete Seymour, »aber lieber wäre mir irgendein Amt gewesen, das mich mehr in den Stand gesetzt hätte, Euch meine Anhänglichkeit und Ergebenheit zu beweisen.«

»Die Hofmeisterstelle während Unserer Minderjährigkeit etwa?«, sagte Edward lächelnd. »Vielleicht bewegen wir Unseren älteren Oheim dazu, Euch den Posten abzutreten. Was sagt Eure Hoheit?«, fügte er gegen den Lordprotector

gewandt hinzu. »Soll nicht Lord Seymour Unser Oberhofmeister sein?«

»Ich bedaure, Eure Majestät Wunsch nicht erfüllen zu können«, antwortete Somerfet.

»Warum nicht, guter Oheim?«, fragte der König. »Mich dünkt, Wir haben genug Ehren auf Euer Haupt gehäuft, um einige Erwidernng zu verdienen. Seid gut, Wir bitten Euch, tretet zurück.«

»Ich kann kein Amt abtreten, welches mir das Conseil übertragen hat, selbst wenn ich es wollte«, antwortete Somersset.

»Sag' nur, du willst es nicht!«, rief Seymour ungeduldig.

»Offenherzig, nein, ich will es nicht«, entgegnete der Herzog. »Und wenn ich auch mein Amt niederlegte, so würde ich gegen deine Ernennung protestieren, denn ich halte dich nicht für die taugliche Person, um Seine Majestät zu leiten.«

»Genug, Eure Hoheit«, sprach Edward dazwischen. »Wir wollen nicht mehr von der Sache reden. Die Zeit wird kommen, wo Wir für Uns selbst wählen können, wen Wir als Ratgeber haben wollen. Bis dahin unterwerfen Wir Uns dem Willen des Conseils.«

»Das Conseil wird bald wenig zu sagen haben«, murmelte Seymour. »Ich müsste mich sehr tauschen, oder es wird bald all seiner Macht beraubt sein.«

Unterdessen hatte sich der größte Teil der Versammlung entfernt. Nur die Mitglieder beider Conseils waren geblieben.

Die Türen wurden geschlossen, worauf der Lordprotektor folgendermaßen sprach: »Bevor wir auseinandergelien, Mylords, muss ich notwendigerweise mit Euch über eine

Schwierigkeit reden, auf die ich gestoßen bin, und um Eure Hilfe bitten, dieselbe zu beseitigen. Es sind Zweifel erhoben worden, ob Ihr als Conseil die Macht habt, einen Protektor zu ernennen. Die Gesandten von Frankreich und Deutschland haben mir privatim erklärt, dass sie nicht mit mir verhandeln könnten, solange meine Autorität möglicherweise angezweifelt würde. Um diesen Mangel abzuhefen und die Angelegenheit sicher festzustellen, erbitte ich mir von Seiner Majestät ein Patent, mit dem Staatssiegel bedruckt, wodurch meine Autorität als Protektor des Reichs und Oberhofmeister des Königs bestätigt wird.«

Mehrere Mitglieder des Conseils drückten sogleich ihre Zustimmung aus, aber der neu geschaffene Graf von Southampton stand auf, um zu opponieren.

»Was bedarf Eure Hoheit fernerer Gewalt? Mich dünkt, Ihr habt bereits deren genug.«

»Ich habe erklärt, dass mein Amt in seiner fetzigen Form mir viele Ungelegenheiten bereitet«, bemerkte Somerfet. »Mein Recht ist infrage gestellt worden, wie ich schon sagte, und das sollte - nein, das darf nicht sein. Bevor ich nicht unabhängig mit fremden Mächten unterhandeln kann, bin ich nichts. Durch das Patent, welches ich begehre, wird Seine Majestät mir die Macht verleihen, nach meiner Ansicht und nach meinem Ermessen im Interesse Seiner Person und des Staates zu handeln.«

»Mit anderen Worten, er will sich selbst zum König machen an Eurer Stelle«, flüsterte Seymour Edward zu. »Beilligt ihm das Patent nicht.«

»Aber die Maßregel, die Ihr vorschlagt, wird das Conseil aller Kontrolle Eurer Handlungen berauben«, sprach Southampton wieder. »Es kann sein, dass wir Euer Handeln

nicht billigen. Ich bin dafür, die Sache zu lassen, wie sie ist. Wir haben bereits zu viel Konzessionen gemacht.«

»Es erschien uns unmöglich, die Regierung während Seiner Majestät Minderjährigkeit ohne Oberhaupt zu lassen«, sagte Sir William Paget, »und deshalb wurde der Lordprotektor ernannt. Aber das Amt wird unnütz sein, wenn es nicht mit genügender Macht bekleidet ist.«

»Das sind gerade meine Argumente gegen die Verfügung!«, rief Southampton. »Der Lordprotektor soll nicht unser Herr sein. Nach seinem Vorschlag könnte er alles annullieren, was wir tun, sein eigenes Conseil ernennen, das Testament des Königs beiseiteschieben und selbst beinahe eine königliche Macht ausüben.«

»Halt, halt! Mylord, Ihr geht zu weit«, rief Paget. »Bedenkt, in wessen Gegenwart Ihr seid!«

»Es scheint mir, meine Herren«, sprach der Graf von Warwick, »dass uns in der Sache keine Wahl bleibt. Ich bin nicht geneigt, unsere Macht zu beschränken oder dieselbe dem Lordprotektor zu übertragen. Aber wir müssen entweder ihn in den Stand setzen, zu handeln oder das Amt abschaffen.«

»Ihr habt die Sache ins rechte Licht gestellt«, sprach Lord Rich. »Die jetzige Verhandlung beweist gerade klar, dass wenig Einigkeit unter uns sein wird. Ich möchte deshalb des Lordprotektors Ansinnen bei Seiner Majestät befürworten.«

»Ich stimme Euch bei«, sagte Lord Northampton.

»Auch wir!«, riefen verschiedene Andere.

»Was sagt Seine Hochwürden von Canterbury?«, fragte der König.

»Ich kümmere mich nicht um weltliche Angelegenhei-

ten«, entgegnete der Primas, »aber es scheint mir, dass die Einwände des Lordkanzlers gegen die Machtvergrößerung des Lordprotektors schlecht begründet sind, und dass Eure Majestät wohl daran tun wird, den ausdrücklichen Wünschen der Majorität zu willfahren.«

»Es ist nur eine dissentierende Stimme, die des Lord Southampton selbst«, bemerkte Sir William Paget. »Aber ich hoffe, er gibt seine Opposition auf.«

»Niemals!«, schrie Southampton. »Ich sah diese Gefahr vom Anfang an voraus und war deshalb gegen die Ernennung. Eine solche Machtausdehnung ist nicht nur gefährlich an sich, sondern steht auch in direktem Widerspruch mit dem Testament des verstorbenen Königs. Ich bitte Eure Majestät dringend, das Gesuch nicht sofort zu bewilligen.«

»Der Lordkanzler wird als Führer der römischen Partei betrachtet«, bemerkte Cranmer mit leiser Stimme gegen den König. »Er fürchtet augenscheinlich, dass der Lordprotektor seine Machtvergrößerung zur Unterdrückung des Papsttums anwenden wird. Eure Majestät wird gut tun, nicht auf ihn zu hören.«

»Wir danken Eurer Gnaden für den Wink«, antwortete Edward. »Eure Hoheit soll das Patent haben«, wandte er sich an den Lordprotektor, »lass es ohne Säumen anfertigen«, fügte er, zu Panlet gewendet, hinzu. Bald darauf ging das Conseil auseinander, und als der Lordprotektor sich mit seinem königlichen Neffen entfernte, sah er seinen besiegten Widersacher triumphierend an, der ihm dagegen mit Blicken voll Verachtung und Misstrauen antwortete.

»Der Mann muss entfernt werden - und zwar schnell«, dachte Somerfet, »er ist gefährlich.«

Bei seiner Rückkehr zum Palast begleitete Lord Seymour

den König, der sich mit ihm unterhielt, wie um ihn an seiner Seite festzuhalten, sehr zum Verdruss des Lordprotektors, der genötigt war, mit dem Grafen Warwick hinterher zu gehen.

Indem sie so weiter gingen, fragte Edward plötzlich: »Habt Ihr irgendwelche Heiratsgedanken, lieber Oheim?«

»Wenn ich es wagen dürfte, so möchte ich fragen, wie Eure Majestät zu dieser Frage kommt?«, entgegnete Seymour überrascht.

»Ihr weicht der Antwort aus, lieber Oheim, und fürchtet vielleicht mein Missfallen. Aber Ihr beunruhigt Euch unnötigerweise. Lasst mich noch eins fragen. Findet Ihr es wahrscheinlich, dass Unsere Mutter, die Königinwitwe, sich wieder verheirate?«

»In Wahrheit, das kann ich nicht sagen, mein hoher Herr; noch nicht, sollte ich denken.«

»Nein, noch nicht - aber später. Wenn es wäre -ich sage, wenn es wäre - so sollte es mich nicht wundern, wenn ihre Wahl auf Euch fiel.«

»Auf mich, Sire!«, rief Seymour, Erstaunen heuchelnd.

»Ja, auf Euch, lieber Onkel. Nein, Ihr braucht nicht so geheimnisvoll gegen mich zu tun. Ich bin im Besitz Eures Geheimnisses. Bleibt ruhig. Wenn eine solche Heirat in Aussicht stände, ich würde nichts dagegen haben.«

»Was ist das, was ich da höre?«, rief der Lordprotektor, der vernommen hatte, was gesprochen worden war. »Hast du es gewagt, deine Augen zu der Königinwitwe zu erheben?«, wandte er sich an seinen Bruder.

»Mit welchem Recht fragst du mich?«, fragte Seymour stolz.

»Mit allem Recht«, entgegnete Somerfet errötend. »Wenn

der Gedanke gehegt worden ist, so muss er aufgegeben werden. Diese Heirat kann nie stattfinden.«

»Warum nicht?«, fragte Edward scharf.

»Aus mancherlei Gründen, die Eurer Majestät zu erklären unnötig ist«, erwiderte Somerfet. »Aber um der Sache ein Ende zu machen, ich verbiete sie - verbiete sie peremptorisch.«

»Es gehört mehr dazu, als dein Verbot, um die Sache zu verhindern, falls sie in Aussicht stände«, antwortete Seymour.

»Hüte dich, dass nicht Stolz und Anmaßung dir den Untergang bereiten!«, schrie Somerfet, vor Wut schäumend.

»Nimm die Warnung für dich«, entgegnete Seymour, nicht minder hochmütig. »Du hast sie nötiger als ich.«

»Ich habe das verschuldet«, rief Edward, dem der Streit zu Herzen ging. »Aber nun ist's genug. Kein Wort weiter«, wandte er sich an den Lordprotektor, »ich fordere es bei Eurem Eid.«

Und indem er immer noch seinen Lieblingssohn zur Seite hielt, begab er sich zum Palast.

Viertes Kapitel

Wie Lord Seymour von Sudley mit der Königin Catharina Parr in der St. Peters-Kapelle im Tower getraut wird

Als Lord Seymour den König verließ, begab er sich zum Warderobe Tower, wo er seinen Diener auf ihn wartend fand.

Ugo begann seine Freude über seines Herrn Standeserhebung auszudrücken, als Seymour ihn ungeduldig unterbrach, indem er sagte: »Pasta, Ugo! Deine Gratulationen verspare für ein anderes Mal. Titel und Amt, nach denen ich verlangte, sind mein. Ich bin Lordgroßadmiral von England ...«

»Und also im Besitz eines der ehrenvollsten und einträglichsten Ämter, Monsignore«, warf Ugo mit einer Verbeugung ein.

»Ich widerspreche nicht. Mein Ansehen ist ohne Zweifel gewachsen, aber ich verliere wahrscheinlich den Preis, dessen ich mich sicher glaubte. Der Lordprotektor ist dahinter gekommen, dass ich nach der Hand der Königinwitwe strebe, und er wird alles aufbieten, um die Heirat zu hintertreiben.«

Er erzählte darauf ausführlich den Streit, der eben zwischen ihm und seinem Bruder in Gegenwart des Königs stattgefunden hatte.

»Seine Majestät versuchte gutmütigerweise den Streit zu steuern«, fuhr er fort, »aber ich weiß, Somerset vergibt nicht, und wird das Äußerste tun, um mein Projekt zu zerstören. Es ist gut, dass er nicht früher die Entdeckung machte«, fügte er mit Lachen hinzu, »oder mein Name würde sich nicht auf der Liste der heute ernannten Pairs befunden haben. Das wenigstens habe ich sicher auf alle Fälle.«

»Und glaubt mir, Mylord, es ist nichts Geringes. Habt Ihr einigen Grund, die Folgen einer geheimen Vermählung mit der Königin zu fürchten?«

»Einmal verheiratet mit Ihrer Majestät, würde ich nichts fürchten - selbst nicht meinen allmächtigen und rachesüch-

tigen Bruder, der Schritte tut, um sich selbst mit königlicher Macht zu bekleiden. Ich fürchte nur, er könnte meine Pläne durchkreuzen. Dein Wink ist gut, Ugo - die Heirat muss insgeheim stattfinden.«

»Schleunig sowohl wie geheim, Monsignore. Ie eher, je besser. Ihr habt noch andere Feinde, als den Lordprotektor, die Euch entgegenarbeiten werden. Glaubt Ihr hinreichenden Einfluss auf die Königin zu haben, um sie zu einem solchen Schritt zu bewegen?«

»Ich glaube«, antwortete Seymour. »Aber ich will sie auf die Probe stellen, und zwar sehr bald. Sie hat mir gerade heute Morgen eine Unterredung bewilligt, und wenn mein Empfang ein guter ist, so werde ich ihr die dringende Notwendigkeit des von dir vorgeschlagenen Verfahrens darstellen und mein Verlangen mit allen nur erdenkbaren Beweisgründen unterstützen.«

»Per Dio! Es wäre ärgerlich, einen solchen Preis zu verlieren. Ihre Majestät ist nicht nur ihrer Schönheit, ihres hohen Ranges und ihrer vielen edlen Eigenschaften wegen eine wünschenswerte Partie für Eure Lordschaft, sondern auch um ihres reichen Heiratsgutes und um ihrer wertvollen Juwelen willen. Was Letztere betrifft, so kann ich darüber reden, denn ich habe das Inventar gesehen: Diademe von Smaragden und Rubinen, Blumen und Kreuze aus Diamanten, goldeue Ketten, Broschen und Gürtel, Ringe, Bracelets und Halsgeschmeide - dass einem der Mund wässert. Es wäre schade, ich wiederhole es, eine Königin mit solchen Juwelen und solchem Brautschatz zu verlieren.«

»Sie darf nicht verloren sein! Ich will die Sache rasch betreiben. Du sollst mir helfen, meinen Anzug ein wenig zu verändern, denn ich möchte den bestmöglichen Eindruck

auf Ihre Majestät machen - und ich will dann mein Schicksal sichern. Wer weiß? Die Heirat kann früher stattfinden, als wir denken.«

»Und wenn es heute wäre, es wäre nicht zu früh, Monsignore.«

Seymour lachte, aber antwortete nicht. Nachdem er seine Toilette zur Zufriedenheit hergestellt hatte, erschien er in den Gemächern der Königinwitwe. Er musste einen Augenblick in dem Vorzimmer warten, aber als er von einem Zeremonienmeister in das innere Gemach geführt wurde, fand er Catharina allein. Sie war in schwarzen Samt gekleidet, der ihre stattliche Figur und ihren zarten Teint auf das Vorteilhafteste hervorhob. Sie trug einen Kopfputz von Diamanten und Perlen und einen prächtigen Halsschmuck. Nie hatte sie bezaubernder ausgesehen. Seymours Empfang war ganz so günstig, wie er sich geschmeichelt hatte, viel günstiger, als er verdiente. Catharina, obwohl starken Geistes, war nur eine Frau. Sie hörte seine Versicherungen der Reue, seine Schwüre, das Gelöbnis seiner unwandelbaren Treue an - und vergab ihm. Ja, mehr noch, als er die Notwendigkeit einer heimlichen Trauung darlegte, schien sie nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Durch seinen Erfolg kühn gemacht, beschloss darauf Seymour, die Angelegenheit sofort auf die von seinem Diener angedeutete Weise zu erledigen.

»Warum sollte unser Glück noch länger aufgeschoben werden?«, sprach er. »Warum sollte unsere Heirat nicht heute Abend - hier im Tower - in der St.-Peters-Kapelle vollzogen werden?«

»Unmöglich!«, rief Catharina.

»Nein, die Sache ist sehr möglich, es bedarf nur Eurer

Einwilligung. Der Tower-Kaplan wird uns trauen. Wir sind dann gegen alle Gefahren sicher und können unseren Feinden Trotz bieten.«

»Aber das ist zu rasch, Seymour. Ich kann mich nicht in so kurzer Zeit vorbereiten.«

»Vorbereitung ist nicht nötig!«, rief er aus, »nur Entscheidung. Und Ihr habt zu meinen Gunsten entschieden, meine Königin, ich fühle es!« Und indem er sich ihr zu Füßen warf, presste er ihre Hand leidenschaftlich an seine Lippen. »Warum sollten wir auf die Zukunft bauen, wenn die Gegenwart unser ist?«, fuhr er eindringlich fort. »Morgen können sich unvorhergesehene Hindernisse erheben. Lasst uns das Glück ergreifen, solange wir es fassen können.«

»Es ist sehr schnell!«, sagte Catharina leise, aber in einem Ton, der bewies, sie würde nachgeben.

»Es scheint so, aber da wir die Verhältnisse nicht in unserer Gewalt haben, so müssen wir uns ihnen beugen. Heute Abend, Catharina, lasst es heute Abend sein!«

Die Königin willigte ein. Ihr Urteil war nicht blind. Sie war sich der Unklugheit des Schrittes, den sie zu tun gedachte, bewusst. Sie kannte den Character des Mannes, der ihre Hand begehrte. Dennoch willigte sie in eine so plötzliche und geheime Trauung mit ihm. Ihre Liebe war mächtiger als ihre Besonnenheit. Sie kann einigermaßen entschuldigt werden durch ihres Bewerbers unwiderstehliches Wesen und durch seine außerordentlichen persönlichen Reize. Wenige ihres Geschlechtes würden siegreich aus der Probe hervorgegangen sein, die sie zu bestehen hatte. Seymour schien dazu geschaffen, zu täuschen, und sicherlich verließ ihn in diesem Augenblick seine Zauberkräft nicht. Als er sich aus seiner knienden Stellung mit von Triumph leuch-

tendem Antlitz erhob, sah er so herrlich und schön aus, dass es nicht möglich war, ihn ohne Bewunderung anzusehen.

»Der Himmel verzeih mir, wenn ich Unrecht tat, nachzugeben!«, rief Catharina. »Mir sinkt das Herz, aber ich muss nun weiter. Euch, Seymour, vertraue ich all mein Glück. Hintergeht mich nicht wieder!«

»Habt kein Misstrauen, Catharina!«, entgegnete er. »Mein Leben ist Euch gewidmet.«

Es wurde darauf verabredet, dass Eatharina an diesem Abend der Vesper in der St.-Peters-Kapelle beiwohnen sollte. Lady Herbert, Seymours Schwester, die, wie wir gesehen haben, ihrem Bruder vollständig ergeben und durchaus zuverlässig war, sollte sie begleiten. Seymour wollte ebenfalls in der Kapelle sein, und zwar mit dem Marquis von Dorset, auf dessen Beistand er rechnen konnte, und mit Ugo Harrington. Nach der Vesper, wenn die Kirche leer wäre, sollten die Türen verschlossen werden und die Trauung stattfinden. Was den Kaplan betrifft, so versah man sich keiner Schwierigkeiten. Seymour unternahm es, sich seines Dienstes bei dieser Gelegenheit sowie auch seines Schweigens, solange die Geheimhaltung für nötig erachtet würde, zu sichern. Nachdem die Königin diesen Anordnungen beigestimmt hatte, nahm Seymour unter abermaligen Beteuerungen seiner Ergebenheit und glücklich über seinen Erfolg Abschied.

Aber sein Entzücken wurde schnell niedergeschlagen. Indem er auf seinem Wege zum Warderobe Tower einen Korridor durchschritt, begegnete er unerwartet der Prinzessin Elisabeth. Bei der Prinzessin waren ihre Erzieherin und Sir John Gage. Sie war gerade im Begriff, den Tower zu verlas-

sen, und draußen harrte ihrer ein Gefolge. Bis zu diesem Augenblick hatte sie überaus blass ausgesehen, aber als sie Seymours Augen begegnete, überflog ihr Antlitz eine brennende Röte. Sonst verriet nichts ihre Bewegung. Kalt erwiderte sie seine tiefe Verbeugung und schritt stolz, ohne ein Wort, vorbei.

»Ich wollte, dass ich sie in diesem Augenblick nicht gesehen hätte!«, rief er, ihr nachblickend, aus. »Es macht mich in meinem Vorhaben wankend. Sonderbar, wie sie mir noch im Herzen wohnt! Aber ich muss von der Torheit lassen. Es ist umsonst, an sie zu denken.«

Und er ging weiter. Aber Elifabeths Bild ging mit ihm.

Am selben Abend jedoch fand die Trauung in derselben Weise statt, wie verabredet war, da Ugo für die Bereitwilligkeit des Kaplans gesorgt hatte. Die Königin und Lady Herbert waren in der St.-Peters-Kapelle, ebenso Seymour mit seinem Diener und dem Marquis von Dorset.

Nachdem alle Furcht vor Störung oder Unterbrechung beseitigt war, wurde die Zeremonie vollzogen, und die Witwe Heinrichs VIII. wurde die Gemahlin des neu ernannten Lord Seymour von Sudley.

Dicht hinter dem Altar, auf welchem sie getraut wurden, lagen zwei von Heinrichs gemordeten Gemahlinnen, Anna von Boleyn und Catharina Howard.

Wenig ließ Seymour um diese Stunde sich träumen, dass er in nicht allzu ferner Zeit einen Platz neben ihnen einnehmen würde. Wenig ließ er es sich träumen, als er vor dem Altar feine Gelübde sprach, Gelübde, die er so wenig hielt, dass er nur wenige Schritte von seiner eigenen Grabstätte entfernt sei.

Fünftes Kapitel

Wie König Edward vom Tower zum Palast von Whitehall ritt

Edwards Krönung war auf den Sonntag vor Fastnacht angesetzt und sollte mit großem Pomp vollzogen werden. Jedoch sollten verschiedene Observanzen und Förmlichkeiten unterbleiben, weil - wie eine Order des Conseils angab - *die ermüdende Dauer derselben den König angreifen und vielleicht Seiner Majestät bei noch so zartem Alter nachteilig sein würden. Ebenso seien manche Einzelheiten der Krönungsfeierlichkeiten der Art, dass die augenblicklichen Gesetze des Königreichs sie nicht gestatten.*

Diese Veränderungen und Auslassungen, die sich hauptsächlich auf die Suprematie des Papstes bezogen, waren von Cranmer beantragt und vom Lordkanzler, Tunstal, Bischof von Durham, den Grafen von Arundel und St.-John und anderen Anhängern der römischen Kirche im Conseil lebhaft bestritten, aber nach vielen Beratungen und Diskussionen eventuell zugegeben worden. Verschiedene Abweichungen waren in der Tat unerlässlich, da Edward der erste Monarch war, dem die Krone nach Abschaffung der päpstlichen Obergewalt überliefert wurde.

Edwards außerordentliche Jugend verlieh dem Schauspiel noch ein besonderes Interesse sowie auch der Umstand, dass er der erste protestantische Monarch war, der gekrönt wurde. Letzteres führte zu vielen Diskussionen mit denjenigen, die andersgläubig waren, und die vorgeschlagenen Neuerungen wurden auf das Lebhafteste besprochen.

Ein Akt der Gnade sollte die neue Regierung eröffnen.

Deshalb wurde eine allgemeine Amnestie erlassen, von der jedoch zwei hervorragende Persönlichkeiten, der Herzog von Norfolk und Kardinal Pole sowie einige andere von geringerem Ansehen wie Edward Courtenay, Graf von Devonshire, Thomas Pate, Archidiaconus von Lincoln, und zwei Edelleute, namens Fortescue und Throckmorton, sämtlich unter der vorigen Regierung des Hochverrats angeklagt, ausgeschlossen wurden. Der Lordprotektor hatte Grund, die Freilassung des Herzogs von Norfolk, Cranmer die des Kardinals Pole zu hintertreiben.

Da Edwards Absicht, sich am Tag vor der Krönung zum Palast Whitehall zu begeben, bekannt geworden war, trafen die Bürger Londons große Vorbereitungen, um ihn bei seinem Zug durch die Stadt festlich zu begrüßen. Glücklicherweise war das Wetter günstig. Der Tag wurde als Feiertag betrachtet und mit freudigem Glockengeläute und Kanonendonner begrüßt.

Im Tower wurde frühzeitig das Zeichen gegeben, sich bereitzuhalten, und die Ehrenwache mit den Bogenschützen und Arkebudierern, welche den König begleiten sollten, standen auf dem Rasen gegenüber des Palastes. Unter den Ersten, die aufbrachen, war die Königin Catharina, welche mit ihren Damen sich zu Wasser nach Whitehall begab. Die Herzogin von Somerset, die Marquise von Dorset und andere folgten auf demselben Wege.

Genau um die Mittagsstunde brach Edward auf. Als er aus dem Portal des Palastes trat, wurden die Kanonen des White Tower abgefeuert. Seinen milchweißen Zelter schmückte eine Decke von Golddamast mit Hermelinbesatz. Seine eigene Kleidung war nicht minder prächtig. Er hatte die Trauer abgelegt und trug jetzt ein Kleid von kar-

moisinrotem Samt mit Hermelin verziert, eine Jacke mit aufliegenden Goldblumen, ein Brustschild mit vielen Diamanten, Smaragden, Rubinen und Perlen, und eine ebenso besetzte Goldkette um seine Schultern. Die weiße Feder des Hutes wurde durch eine Agraffe von Diamanten festgehalten. Ein Thronhimmel von Goldstoff, den vier in Scharlach gekleidete Barone trugen, erhöhte die Pracht des Aufzuges.

Eine Wache schritt vorauf, um Bahn zu machen, dann setzte sich die königliche Kavalkade in Bewegung. An der Spitze ritt der Herzog von Somerset, gekleidet in Goldstoff, den Hosenbandorden um die Schulter. Der Putz seines Pferdes war von hochrotem Samt, der in eigentümlicher Weise mit Gold und Silber durchwebt war. Dem Herzog

folgten die neun Ehrenknaben. Sie waren in blauen, mit goldenen Lilien übersäten Samt gekleidet und trugen goldene Ketten um den Hals. Ihre Pferde waren reich aufgezäumt und jedes trug den Namen einer der Besitzungen des Königs, wie Frankreich, Guyenne, Normandie, Anjou, Wales, Cornwall und Irland, auf der Satteldecke.

Dann kam der Marquis von Dorset, der bei dieser Gelegenheit zum Generalissimus von England ernannt worden war und das Schwert trug. Er ritt einen großen, prächtig aufgeputzten Renner. Zu seiner Rechten, aber ein wenig hinter ihm, ritt der Graf von Warwick, jetzt Lordkämmerer, zeitweilig aber anstelle des Herzogs von Somerset als Grafmarschall fungierend.

Dann folgte der König auf seinem Zelter unter dem Thronhimmel, der schon beschrieben worden ist.

Hinter dem König ritt der Stallmeister Sir Anthony Brown, reich im Goldstoff gekleidet. Er führte des Königs gesatteltes und prächtig geschirrtes Reservepferd.

Darauf folgte der Lordgroßadmiral Lord Seymour von Sudley, strahlend von Gold, Samt und Edelsteinen. Sein Pferd funkelte von Silber und war mit goldenen Fransen geschmückt. Ohne alle Frage war Lord Seymour die prächtigste Erscheinung des ganzen Zuges und erregte allgemeine Aufmerksamkeit.

Dann kam eine lange Reihe von Edelleuten, Rittern, Knappen und Dienern; alle wohl beritten und prächtig gekleidet in Gold-, Silber- und Samtstoffen. Eine Abteilung Arkebusiere bildete den Nachtrab. Bei Letzteren befanden sich die drei Riesenwächter.

Zu seinem unendlichen Entzücken hatte Xit die Erlaubnis erhalten, an dem Zug teilzunehmen. Er ritt einen Pony, etwa so groß wie Paulets Pferd, womit er so entsetzliches Unglück gehabt hatte. Das kleine Tier war genau wie ein großes Pferd geschnitten und passte ganz vortrefflich zu seinem Reiter, der voller Kniffe und Pfiffe war. Xit war unter denjenigen Dienern, denen es oblag, die Ordnung den Zuges aufrechtzuerhalten. Er war überall, und die Art, wie er sich ein Ansehen zu geben versuchte, erregte allgemeine Heiterkeit.

Am Tor des Byward Tower machte Edward einen Augenblick Halt und richtete einige gnädige Worte an Sir John Gage, Sir John Markham und andere Beamte der Festung, welche daselbst in Reih und Glied standen.

»Wir danken Euch von Herzen, getreuer Kommandant,« sprach er, »und Euch, geehrter Lieutenant, sowie auch Euch, meine Herren, für die Aufmerksamkeiten, die Ihr Uns während Unseres Aufenthaltes im Tower erwiesen habt. Euch, Sir John, sagen Wir nicht Lebewohl, da Ihr Uns nach Whitehall begleiten werdet. Aber von Euch, Sir John

Markham, und von Euch, meine Herren, nehmen wir hiermit auf einige Zeit Abschied und lassen die Festung unter Eurer Obhut.«

Darauf erwiderte er anmutig die Verbeugungen der Herren und ritt weiter, während Sir John Gage ein reich geschirrtes Pferd, welches ein Knappe für ihn bereithielt, bestieg und seinen Platz im Zug an Lord Seymours Seite einnahm.

Indem Edward seine Blicke umherschweifen ließ, bemerkte er plötzlich unter der Menge das abschreckende und nnheilverkündende Gesicht Maugers, und mit einer unwillkürlichen Gebärde des Entsetzens wandte er sich augenblicklich ab. Die Bewegung war so auffallend und deren Ursache so zweifellos, dass einige der hier aufgestellten Gardisten lachten und einer derselben zu dem Scharfrichter sagte: »Dein Anblick gefällt Seiner Majestät nicht, Gevatter.«

»Ich kann nichts dafür,« entgegnete Mauger grämlich. »Ich kann mein Gesicht ihm zu Gefallen nicht ändern. Aber wenn er sich auch jetzt voll Abscheu von mir abwendet, so wird er doch später meine Hilfe in Anspruch nehmen. Zwei der Stolzesten von denjenigen, die gerade vorbeigeritten sind, werden eines Tages Towerhill besteigen, und zwar in einem ganz anderen Aufzug, als worin sie heute paradierten.«

»Hör auf mit deinem Krächzen, du Unglücksrabe!«, rief der Gardist bei seinen Worten schaudernd aus.

»Da geht ein Dritter!«, rief Mauger, ohne sich um die Bemerkung des anderen zu kümmern.

»Was! Das ist der Lordgroßadmiral von England, Seiner Majesiät Lieblingsonkel!«, entgegnete sein Gefährte.

»Was will das heißen? Größere als er haben den Tod durchs Beil erlitten. Ich sage dir, er wird auf Towerhill sterben. Wenn du lange genug lebst, so wirst du sehen, wie meine Worte in Erfüllung gehen.«

Ohne eine finstere Ahnung in Betreff seiner Zukunft, im Gegenteil, voll stolzer und ehrgeiziger Hoffnungen, ritt Seymour an der Seite des Kommandanten. Sein heiteres Aussehen, sein freundliches Wesen und prachtvoller Anzug kontrastierte seltsam mit der ernstesten Haltung und dem strengen Antlitz des anderen.

Auf den Festungsmauern und den großen Schiffen, die im Fluss vor Anker lagen, wurden, als der König aus dem äußeren Tor trat, die Kanonen gelöst, und die versammelte Menge ließ ein betäubendes Jubelgeschrei ertönen. In allen Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, waren Ketten gezogen, um das Andrängen der Menschen zu verhindern. Die Erde war mit Saud bestreut, damit die Pferde nicht ausglitten. Auf den öffentlichen Plätzen waren förmliche Schranken errichtet.

Nachdem die Kavalkade die Tower Street entlang geritten war, bog sie zur Rechten in die Gracechurch Street ein und erreichte dann durch die Lombard Street Cornhill. Die Häuser waren ebenso wie bei Edwards erstem Einzug in die Hauptstadt mit Teppichen und dergleichen behangen. Besonders in der Lombard Street, wo fast lauter reiche Goldschmiede wohnten, war eine große Pracht an Gold-, Silber- und anderen Stoffen entfaltet.

Für die verschiedenen städtischen Zünfte waren Tribünen errichtet. Die Führer und Festordner trugen Uniform. Die meisten Zünfte hatte Sänger bei sich. Am Besten nahm sich aber die Goldschiede-Innung aus, denn sie hatte eine Schar

schöner, junger, weißgekleideter Mädchen, die silberne Zweige mit brennenden Wachskerzen trugen, vorn auf ihrer Tribüne aufgestellt. Auch führte diese Zunft ein Schauspiel auf, welches den jungen Monarchen höchlich zu ergötzen schien.

Es war nämlich Folgendes: Auf einer Plattform, die an die eben genannte Tribüne stieß, saß St. Dunstan, der Schutzpatron der Zunft, gekleidet in ein Gewand von weißer feiner Leinwand, über welchem ein Überwurf von schimmerndem Goldgewebe bis auf die Erde herabfiel. Auf seinen weißen Locken trug der Heilige eine goldene, mit Topasen, Rubinen, Smaragden, Amethysten und Saphiren besetzte Mitra. In der Linken hielt er ein goldenes Kreuz, in der Rechten eine große, ebenfalls goldene Goldschmiedezange. Dem Platz gegenüber, wo St. Dunstan saß, befand sich eine Schmiede, woselbst ein Geselle mit einem gewaltigen Blasebalg arbeitete. Daneben hämmerten andere Silbergeschirr auf dem Amboss, während eine dritte Abteilung mit dem Schmieden goldener und silberner Geräte beschäftigt war. Im Hintergrund befand sich ein offener Schanktisch voll glänzender Becher und Gefäße und daneben ein Gestell, worauf Klumpen edlen Metalls aufgetürmt lagen. Dann waren da Metallgießer und Modellierer und endlich Beelzebub selbst, der, nachdem er mit den Gesellen einige ergötzliche Späße getrieben hatte, von St. Dunstan mit seiner goldenen Zange bei der Nase gepackt und einige Zeit festgehalten wurde, wobei Beelzebub gewaltig brüllte.

Aber das war nicht das einzige Schauspiel, welches man zum Amusement des jungen Königs bereitet hatte.

In Cheapside, nicht weit von dem Kreuz, wo der Lord Mayor und die Aldermen standen, um ihre loyalen Gesin-

nungen und ihre Ergebenheit an den Tag zu legen, befand sich ein goldener Berg und darauf ein Baum, mit Früchten bedeckt, etwa so wie die Poeten den Baum der Hesperiden schildern. Als Edward sich näherte, tat sich dieser goldene, auf einer hohen Bühne errichtete Berg auf und eine sylphenartige, in dünne Gazestoff gehüllte Gestalt, in Begleitung vieler kleinerer, phantastisch aufgeputzter Geister, kam heraus. Die Elfen führten einen heiteren Tanz auf der Bühne auf und verschwanden dann mit ihrer Königin wieder in dem Berg, der sich über ihnen schloss.

Und so gab es noch mehr spaßhafte und seltsame Dinge, aber wir können nicht so lange bei ihnen verweilen, um sie einzeln zu schildern. Die Menge war in heiterer Stimmung, denn durch die Herolde waren reichliche Geschenke ausgeteilt worden. Wer Lust hatte, konnte auf des Königs Gesundheit trinken, denn aus den Wasserröhren strömte Wein statt Wasser. Enthusiastische Lebehochs begleiteten den jungen Monarchen auf seinem Zug und Segenswünsche strömten auf sein Haupt hernieder.

Endlich, nach wiederholtem Aufenthalt, näherte die Kalkade sich der St.-Paulskirche, in damaliger Zeit ein edles gotisches Gebäude, womit die moderne Kathedrale durchaus nicht verglichen werden kann. Abgesehen von seiner Größe und Schönheit besaß der alte Dom den höchsten Turm in ganz Europa. Derselbe war vom Erdboden an fünfhundertundzwanzig Fuß und vom Dach an zweihundertundsechzig Fuß hoch. Der obere Teil war aus Holz aufgeführt und wurde später unter Elisabeths Regierung vom Feuer zerstört. Von der Höhe dieses Turmes erklangen jetzt Töne, die man wohl seraphische nennen durfte. Der wohlgeschulte Domherr hatte sich dorthin begeben, und

die Töne des Gesanges schwebten hernieder zum Entzücken aller Hörer.

Als der Gesang beendet war, wurde das große Tor der Kirche geöffnet, man vernahm die tiefen Klänge der Orgeln und hervor trat der Bischof von London im vollen Ornat, um dem König Weihrauch darzubringen. Ihm voran wurde das Kreuz getragen, und hinter ihm kamen der Dechant, die Canonici und Kaplane mit Chorrock und Stola.

Nachdem die Räucherzeremonie vorbei war, kam eine Szene ganz anderer Art. Wir haben noch nicht gesagt, dass von den Zinnen des hohen Turmes bis an die Mauer des Dekanats ein Seil gespannt war. Als nun Edward, entzückt von der himmlischen Musik, die er vernommen hatte, aufwärts blickte, als ob er noch mehr dergleichen zu hören erwartete, sah er, wie ein Mann den schwindelerregenden Turmrand betrat, in jeder Hand ein seidenes Fähnchen haltend, womit er der Versammlung unten zuwinkte. Die Erscheinung dieses Menschen in solcher Höhe glich den grotesken Steinfiguren des Gebäudes und wurde von den Zuschauern mit lautem Jubelgeschrei begrüßt.

In diesem Augenblicke schrie Xit, dem es gelungen war, sich bis zum König durchzuarbeiten: »Es ist Pacolet, Sire, ich erkenne ihn selbst in dieser Entfernung.«

Gerade als diese Worte gesprochen wurden, warf sich der Seiltänzer - denn er war es - mit der Brust auf das Tau. Indem er die Hände mit beiden Fahnen ausstreckte, schoss er blitzschnell herunter, erreichte aber glücklich den Boden. Die Geschwindigkeit dieser Fahrt versetzte den Zuschauern den Atem. Aber kaum war Pacolet auf sicherem Grund, als ein gewaltiger Beifallssturm losbrach. Dieser steigerte sich noch, als der Seiltänzer, trotz seiner eben überstande-

nen gefährlichen Heldentat, gewandt am Seil wieder hinaufkletterte, und nachdem er eine seiner Absicht entsprechende Höhe erreicht hatte, verschiedene, gewagt ansiehende Kunststücke zum Besten gab. Von all den Tausend Zuschauern war aber vielleicht keiner mehr entzückt als Xit. Er kreischte vor Freuden wie ein Kind, und sein Jubel war vollständig, als der König ihn anwies, dafür Sorge zu tragen, dass dem kühnen Seiltänzer ein Dutzend Mark Silber ausbezahlt würden.

Die Kavalkade zog nun weiter. In Ludgate aber wurde wieder ein kurzer Halt gemacht, denn hier gab es eine neue Vorstellung.

Von diesem Teil der älteren Stadtwälle aus gesehen, bot die Prozession einen wundervollen Anblick, indem sie erst von der St. Paulskirche herankam und dann sich Ludgate Hill heraufbewegte. Man sah, wie die lange Reihe prächtig gekleideter Reiter über die schmale Brücke ritt und dann langsam die Fleet Street heraufkam. Auch in anderer Hinsicht war die Aussicht von hier aus überraschend. Wenn man westwärts schaute, so erhob sich die herrliche Kathedrale in ihrer ganzen Größe. Näher, am Fuß des majestätischen Turmes, St. Pauls Cross, wo jetzt beständig Messen gelesen wurden.

Wandte man sich nach der entgegengesetzten Richtung, so sah man auf den damals stark geneigten Abhang von Ludgate Hill und den offenen bewässerten Grund; darüber hinaus in die engen, aber malerischen Straßen, fast bis Temple Bar.

In diesem Viertel lagen einige der ältesten und seltsamsten Häuser der Hauptstadt. Die Straßen waren eng, die Häuser hoch, mit spitzen Dächern und geschnitzten Gie-

beln. Jedes Stockwerk ragte über das andere hinaus, sodass die Bewohner des obersten sich mit ihren gegenüberwohnenden Nachbarn die Hände schütteln konnten. Aber trotz dieser und vieler anderen Einwendungen, die mit Recht gegen jenen alten Baustil erhoben werden können, gewährten diese Häuser doch ohne Zweifel einen höchst malerischen Anblick, und ein Künstler würde das London des sechszehnten Jahrhunderts gewiss dem heutigen vorziehen.

Die prächtige Kavalkade kam nun Ludgate Hill mit seinen zum Himmel emporstrebenden und sich oben fast berührenden Häusern - wie wir bereits beschrieben haben - herunter und bewegte sich über die Fleet Bridge, während das Ufer auf beiden Seiten dicht gedrängt voller Menschen stand.

Hier war die Szene wiederum überraschend und malerisch. Das alte London zeigte sich von höchst vorteilhafter Seite. An den Ufern der Themse, zur Linken, stand der alte Palast von Bridewell. Zur Rechten, inmitten zierlicher, alter Gebäude, stand das große und düstere Gefängnis, das seinen Namen von dem kleinen Fluss entlehnte, der seine Mauern bespülte.

Bei Temple Bar verabschiedeten sich der Lord Mayor und die Aldermen, die den Zug von Cheapside aus begleitet hatten, und die Kavalkade zog etwas schnelleren Schrittes weiter.

Überall begrüßten neue Menschenhaufen den jungen Fürsten in ebenso herzlicher und enthusiastischer Weise, wie ihn die Hauptstadt begrüßt hatte. Obwohl die Häuser nicht so reich geschmückt waren wie die der reichen Londoner Goldschmiede, fehlten die Dekorationen auch hier nicht - und der Teppiche und bunten Fahnen gab es genug.

So erreichte der junge König Charing Cross, und indem er durch das schöne Tor von Whitehall ritt, welches damals eben erst erbaut worden war, stieg er gleich darauf vor dem Haupteingang des Palastes ab.

Etwas ermüdet von dem Ritt, der infolge des mehrmaligen Anhaltens ungefähr vier Stunden gedauert hatte, und darauf bedacht, seine Kräfte für den folgenden Tag aufzusparen, ging Edward in sein Gemach und erschien an diesem Tag nicht wieder vor der Menge.

Sechstes Kapitel

Wie König Edward VI. in der Westminsterabtei gekrönt wird

In der alten Westminsterabtei, wo sein Vater und Großvater gekrönt und wo so viele seiner Vorgänger gesalbt worden waren, hatte man alle zur Krönung des jungen Edward nötigen Vorbereitungen getroffen.

In der Mitte des Chores und dem Hochaltar gegenüber war eine hohe Bühne errichtet worden. Den Boden derselben hatte man reich mit Teppichen belegt, die Ränder mit Goldstoff behangen. Zweiundzwanzig breite Stufen führten zu dieser Bühne an der westlichen Seite hinauf, während nur halb so viel Stufen zum Altar hinunterführten. Dieser selbst war prächtig aufgeziert mit goldenen und silbernen Geräten, die auf einer mit Juwelen besetzten Decke ruhten. Die schönen Säulen im Schiff der Kirche waren zum Teil mit rotem und weißem Samt umwunden und mit Bannern und Wappenschildern geschmückt.

Schon frühmorgens füllten sich alle Zugänge zu der Abtei mit Tausenden von Menschen, die Einlass gewinnen wollten, und noch vor acht Uhr war jeden Fleck in dem weiten Gebäude besetzt, der nicht für die bei der Zeremonie Beteiligten reserviert worden war.

Um neun Uhr wurden die Zuschauer in etwas von der auf ihnen lastenden Langeweile erlöst, indem die Chorherren und Kaplane erschienen. Ihnen folgten zehn Bischöfe, bedeckt mit der Mitra und in Scharlach gekleidet. Kurz darauf kam der Erzbischof von Canterbury selbst, mit der Mitra und in vollem bischöflichen Ornat. Vor ihm her wurde das Kreuz getragen.

Cranmer sah überaus ernst aus, als ob die feierliche Zeremonie, die er zu vollziehen hatte, all seine Gedanken in Anspruch nähme, und war sich anscheinend des großen Interesses, welches seine Erscheinung erregte, nicht bewusst.

Die Geistlichen ordneten sich ihrem Rang gemäß und gingen dann zu dem großen Tor, welches in das Schiff der Kirche führte, hinaus, um den König in die Abtei zu geleiten. Der Weg vom Tor bis zum Haupteingang in den Palast war mit Tuch belegt und eingefriedigt. Zu beiden Seiten stand eine Reihe von Bogenschützen und Hellebardieren. Das Schauspiel war prächtig. Ein heller, sonniger Morgen wirkte erheiternd auf die Menge, die rings um die Abtei und in den Palasthöfen versammelt war, und erhielt sie bei guter Laune. Durchaus nichts Ordnungswidriges störte die allgemeine Harmonie.

Unterdessen war der Erzbischof von Canterbury mit den Prälaten und ihrem Gefolge in den Palast getreten, und aller Blicke hafteten an dem großen Portal, auf dessen Stufen zu beiden Seiten Zeremonienmeister und Beamte des kö-

niglichen Haushaltes standen.

Endlich verkündeten laute Trompetenfanfaren die Annäherung Edwards.

Ein wahrhaft erschütterndes Jubelgeschrei durchbebte die Luft, als nun der junge König unter seinem von vier Baronen getragenen Thronhimmel hervorkam. Er trug ein Kleid von Purpursamt, breit mit Hermelin eingefasst, und sechs in weißen Atlas gekleidete Pagen trugen die Schleppe. Als Edward auf die Abtei zuschritt und rechts und links mit lächelndem Gruß für die Jubelrufe dankte, da war es sehr nötig, dass die Hellebardiere so fest standen, um dem Andrängen der Menge zu wehren.

Das Trompetengeschmetter und das laute Geschrei hatten den in der Abtei Harrenden verkündigt, dass der König komme, und die Erwartung war auf das Höchste gespannt. Doch werfen wir einen flüchtigen Blick durch das prächtige Gebäude, bevor wir den Eintritt des Zuges beschreiben.

Prächtig in Wahrheit sah es bei dieser Gelegenheit aus. Ein Schauspiel von seltener Schönheit und Pracht bot sich dem Beschauer, wenn er von dem großen Portal zum Chor hinblickte. Mit Ausnahme des abgesperrten und mit Teppichen bedeckten Raumes in der Mitte war das ganze Gebäude gedrängt voller Zuschauer, und diese in die mannigfaltigen und malerischen Kostüme der damaligen Zeit gekleidet. Roben, Mäntel und Überwürfe pflegten von Tuch, Seide, Samt oder ähnlichem Stoff zu sein und an Farben so mannigfaltig wie ein Regenbogen. Ein noch schöneres Kolorit erhielten diese Zeuge durch das Licht, welches durch reich gemalte Scheiben fiel. Aus dem dichten Gedränge erhoben sich die schlanken grauen Säulen, die, wie vorher beschrieben, mit Bannern und Wappenschildern ge-

schmückt waren. Der Chor machte einen wunderbaren Effekt. Die Türen standen weit offen, sodass die Estrade, auf der die Zeremonie vor sich gehen sollte, von allen Seiten gesehen werden konnte. Schiff, Flügel und Galerien waren gedrängt voller Menschen, desgleichen die Transepten zu beiden Seiten des Chores sowie die zu der Kapelle St.-Edmunds des Bekenner's führenden Gänge; außerdem noch viele andere Orte, von denen aus durchaus nichts von der Feierlichkeit zu sehen war. In der St.-Edmunds-Kapelle, wohin zwei in der Nähe des Altars befindliche Türen führten, waren die Edelleute versammelt, welche dem König huldigen wollten. Selbst in der Kapelle Heinrichs VII. befanden sich diejenigen, die anderswo nirgends hatten unterkommen können.

Die vordere Abteilung des Zuges war jetzt in dem Schiff der Kirche angelangt, und unter lautem Trompetentusch betrat jetzt der junge König die Abtei. Er schritt noch unter dem Thronhimmel und begab sich zu dem Chor, wo ihm der Erzbischof von Canterbury und der Lordprotektor entgegen traten und ihn zu der Kapelle St.-Edmunds des Bekenner's führten.

Nach kurzem Verweilen daselbst wurde er, auf einem Samtsessel sitzend, von Lord Seymour und Sir John Gage herausgetragen und auf die Estrade gebracht, an deren nördlichem Ende seine beiden Träger ihn niedersetzten.

Cranmer, der ihm mit dem Lordprotektor gefolgt war, trat darauf vor, schaute nach der Versammlung, die vollkommen still geworden war, hin, und rief alsdann mit sonorer Stimme: »Meine Herren, hier stelle ich Ihnen in König Edward den rechtmäßigen Erben der Krone dieses Reiches vor. Ich frage also Euch alle, die Ihr gekommen seid,

um zu huldigen und Treue zu schwören, ob Ihr zu solchem bereit seid?«

Die enthusiastische Antwort erfolgte im selben Augenblick wie aus einem Munde. »Ja, ja! König Edward! König Edward!«

Von jeder Seite der Tribüne herab tat der Erzbischof dieselbe Anfrage und erhielt dieselbe Antwort.

Alsdann bestiegen die Bischöfe von London und Westminster die Tribüne und führten den König von seinem Sitz zu dem Hochaltar, woselbst er andächtig niederkniete, aber nach kurzem Gebet wieder aufstand, um auf dem Altar das

Opfer zu deponieren, welches ihm der Graf von Warwick überreichte. Nachdem das geschehen war, warf er sich aufs Angesicht nieder, während der Erzbischof von Canterbury das *Deus homilium* anstimmte.

Alsdann halfen die Prälaten dem König aufstehen und führten ihn zu seinem Sessel, der mittlerweile dem Altar gegenübergestellt worden war. Er nahm in demselben Platz und schaute alsdann unverwandt den Primas an, der ihn mit vernehmlicher Stimme also fragte: »Gestrenger Herr, versprecht Ihr Eurem Volk, die Gesetze und die Freiheiten zu achten und aufrecht zu erhalten?«

»Ich verspreche es feierlich!«, antwortete der junge König mit klarer Stimme.

»Gelobt Ihr, Frieden zu halten mit der Kirche Gottes und mit allen Menschen?«, fuhr Cranmer fort.

»Ich gelobe auch solches feierlich!«, war Edwards Antwort.

»Gelobt Ihr, Recht und Gerechtigkeit zu üben und dennoch der Gnade nicht zu vergessen?«

»Ich will nimmer von der Gerechtigkeit lassen!«, erwiderte Edward mit feiner klangvollen Stimme, die in aller Herzen drang, »und dennoch will ich gnädig sein!«

»Versprecht Ihr, keine anderen Gesetze zu geben, als solche, die zur Ehre und zum Ruhme Gottes reichen und dem Gemeinwohl dienlich sind, und solche Gesetze nur unter Zustimmung Eures Volkes zu erlassen?«

»Ich werde nur solche Gesetze erlassen, die Gott und meinem Volk angenehm sind!«, erwiderte Edward mit Nachdruck.

Der Erzbischof war mit seinen Fragen zu Ende. Edward stand auf, die beiden Prälaten führten ihn vor den Altar, und er hatte folgenden Eid, den Cranmer ihm vorsprach, auf das Sakrament zu leisten.

»Alles, was ich versprochen habe, will ich tun und halten. So wahr mir Gott helfe und so wahr ich das heilige Evangelium auf dem Altar berühre!«

Nachdem er diesen Schwur geleistet hatte, warf Edward sich nieder in derselben demütigen Weise wie vorhi, nieder, und der Erzbischof stimmte mit lauter Stimme an: *Veni, Creator spiritus.*

Darauf sprach Cranmer über dem immer in seiner Stellung verharrenden König das *Te invocamus*. Nachdem das geschehen war, reichte der Prälat Edward die Hand, und derselbe stand auf, worauf der Graf von Warwick eintrat und ihm Mantel und Wamms abnahm, sodass er jetzt in einer Art von rotseidenem Hemd dastand. Sir Anthony Denny und Sir William Herbert hielten alsdann eine Decke von rotem Tuch mit Gold über ihm, während der Erzbischof die Salbung vornahm, erst in beiden Handflächen, dann auf der Brust, dann auf Rücken und Arme und endlich auf dem

Kopf, wobei er das Zeichen des Kreuzes machte. Als dieser Teil der Zeremonie vorbei war, ertönten feierliche Orgelklänge und der ganze Chor stimmte an: *Ungebant regem*.

Edward stand während diesem auf, und der Erzbischof bekleidete ihn unterdessen mit einem weißen Waffenrock, ungefähr von dem Schnitt eines Messgewandes, und setzte ihm eine Art goldener Haube auf, die der Graf von Warwick überreichte. Dann wurde er mit einem Schwert umgürtet und die Waffe später auf einem Altar niedergelegt, zum Zeichen, dass ihm seine Gewalt vom Himmel verliehen sei. Darauf setzte er sich nieder, und der Lordkämmerer bekleidete seine Füße mit wirklichen Sandalen und Sporen - Letztere wurden aber sogleich wieder abgenommen, damit sie nicht hinderlich sein sollten.

Nun wurde die Krone St.-Edwards dem Erzbischof vom Lordprotektor überreicht, und Cranmer setzte sie auf die Stirn des jungen Königs. Gleichzeitig wurde das Zepter in seine linke, Reichsapfel und Kreuz in seine rechte Hand gegeben. Nachdem Edward die Krone einen Augenblick getragen hatte, wurde sie abgenommen und die Krone von Frankreich an ihre Stelle gesetzt, welche ebenfalls der Herzog von Somerset überreichte. Dann kam noch die dritte Krone, die von Irland, und nachdem diese ebenfalls abgenommen, wurde die Krone von England nochmals überreicht, und diese behielt Edward bis zum Schluss der Zeremonie auf dem Kopf.

Jetzt erschollen lustige Trompetenklänge, die Orgel brauste mächtig und der Chorgesang *Te Deum laudamus*.

Darauf knieten alle Lords, die geistlichen und weltlichen, der Lordprotektor, der Erzbischof von Canterbury und der Lordkanzler zuerst, vor dem König nieder, einer nach dem

anderen, je nach ihrem Rang, und huldigten, indem sie seinen rechten Fuß und die linke Wange küssten und ihre Hände zwischen des Königs Hände legten.

Infolge der großen Anzahl anwesender Edelleute dauerte diese Zeremonie eine beträchtliche Zeit. Aber als alle gehuldigt hatten, riefen sie wie mit einer Stimme: »Gott segne König Edward!« Und die große Versammlung stimmte laut mit ein.

Dann wurde ein Hochamt gehalten, und als das zu Ende war, verließ Edward, immer noch die Krone tragend und begleitet von dem Lordprotektor und allen Edelleuten, unter Zeichen des größten Enthusiasmus die Abtei und kehrte zum Palast von Whitehall zurück.

Siebentes Kapitel

Von dem königlichen Bankett in Westminster Hall. Wie des Königs Kämpfe eine drohende Herausforderung erlässt, und wie Xit mit einem wilden Mann kämpft

In der gewaltigen Halle, die William Rufus erbaut und Richard II. renoviert, vergrößert und mit dem unvergleichlich schönen gotischen Dach versehen hat, waren die großartigsten Vorbereitungen zu einem Bankett getroffen worden, welches gleich nach der Krönung der König seinen Edelleuten gab.

Der große Saal - er soll der Größte in der Welt sein, der nicht durch Säulen gestützt wird, und man kann seine Größe einigermaßen an der Tatsache ermessen, dass sechstau-

send Personen darin Platz finden konnten - war bei dieser Gelegenheit prächtig dekoriert. In der Mitte der Halle waren drei lange Tafeln mit je dreihundert Couverts gedeckt. Auf der Estrade am oberen Ende stand der für den König und die vornehmsten Edelleute bestimmte Tisch, mit dem köstlichsten Linnen bedeckt und im eigentlichen Sinn des Wortes von herrlich gearbeiteten Gold- und Silbergeräten strahlend. Über dem königlichen Stuhl befand sich ein Thronhimmel von Goldtuch, mit des Königs Wappen bestickt, und an jedem Ende des Tisches stand ein offenes, neun Gefächer hohes Büffet mit glitzernden Kredenztellern, kostbaren Ornamenten von Gold und Silber, Bechern und anderen Trinkgefäßen.

Zur Linken der Estrade war eine Plattform für die Sänger errichtet und auf der gegenüberliegenden Seite eine ähnliche für die Vorschneider.

Die Feierlichkeit in der Abtei war nicht so bald zu Ende, als sich alle zum Bankett Geladenen - und sie beliefen sich auf annähernd tausend Personen - nach Westminster Hall begaben und daselbst von den Marschällen und Zeremonienmeistern ihren Platz angewiesen erhielten. Bald waren alle Plätze an sämtlichen Tischen besetzt, und diensttuende Kammerherren, Kammerdiener und Marschälle füllten die Halle.

Jetzt verkündeten laute Trompetenfanfaren am oberen Ende der Halle die Ankunft des Königs. Zuerst kamen die Edelleute und wurden von dem Vizekämmerer Sir Anthony Wingfield an ihre Plätze geleitet. Dann kamen der Lordkanzler, der Erzbischof von Canterbury und der Lordprotektor und zuletzt der König.

Granmer saß zur Rechten des Königs und der Lordpro-

tektor zur Linken.

Ein Dankgebet wurde gesprochen, dann ertönten wieder die Trompeten. Nachdem die Dienerschar den ersten Gang Speisen gebracht hatte, erschienen in dem großen Tor der Halle der Graf von Warwick, Lordgroßkämmerer des Reiches, und der Graf von Arundel, Lordkämmerer des königlichen Haushalts, in prächtiger Kleidung zu Pferde und ritten die Tafeln entlang bis zu der Estrade, um die Bedienung zu überwachen.

Als der zweite Gang aufgetragen ward, tat sich abermals das Tor der Halle weit auf, um den Kämpen des Königs, Sir John Dymoke, einzulassen. Er war von Kopf bis zu Fuß in Stahl gekleidet, trug eine weiße Straußfeder auf dem Helm und ritt ein Pferd auf goldgewirkter Decke, in welche die Wappen von England und Frankreich eingestickt waren. Also ritt der Kämpen langsam bis in die Mitte der Halle, ein Herold vorauf. Kein Wunder, dass er prächtig gerüstet und beritten war, denn er hatte bei der Gelegenheit das Recht, sich der besten Rüstung des Königs, »ausgenommen eine«, und des besten Pferdes aus den königlichen Marställen, »ausgenommen eines«, zu bedienen.

Als Sir John Dymoke sich dem Baldachin näherte, trat ihm Gartner, des Königs Waffenmeister, entgegen und fragte ihn mit lauter Stimme: »Von wannen kommt Ihr, Herr Ritter, und was ist Euer Begehrt?«

»Das sollt Ihr sogleich hören«, erwiderte der Kämpen. Indem er sich an seinen eigenen Herold wandte, befahl er ihm, zu verkündigen, was er zu sagen habe.

Nach einem dreimaligen »Hört!« sprach dieser folgendermaßen: »Ist hier irgendjemand, gleichviel welches Standes oder Ranges, der behauptet, dass König Edward VI. nicht

der rechtmäßige Erbe dieses Reiches sei, so werfe ich, Sir John Dymoke, Selbigem meinen Handschuh hin und will mit ihm kämpfen auf Leben und Tod.«

Als der Herold schwieg, zog Sir John seinen Handschuh aus und warf ihn auf die Erde. Diese Herausforderung wurde an verschiedenen Stellen der Halle wiederholt. Da aber niemand dieselbe annahm, so ritt der Kämpfer zu der Estrade hin und verlangte einen Becher Wein. Der Obermundschenk reichte ihm einen vergoldeten Becher mit Malvasier. Nachdem er davon getrunken hatte, entfernte er sich.

Das Bankett hatte nun seinen Verlauf. Die Trompeten bliesen zum dritten Gang, und nachdem dieser hereingebracht worden, öffnete sich rechts in der Halle eine Seitentür, und man erblickte ein höchst eigentümliches Schauspiel. Herein traten drei kolossale Gestalten in altsächsischer Rüstung aus der Zeit des Eroberers, wie man sie wohl noch auf alten Tapeten sieht. Die Rüstung bestand aus Leder und Stahl, dazu Helme von konischer Form mit fantastischen Vorsprüngen anstelle der Nase, die etwa wie ein Vogelschnabel aussahen. Über ihren Köpfen trugen die drei einen enormen Schild, dessen Umfang etwa der berühmten Tafelrunde des Königs Arthur gleichkam. Und wohl war die Größe des Schildes notwendig, denn er trug einen vollständig gerüsteten Ritter auf schön geschmücktem Pferd. Die gewaltigen Angelsachsen waren, wie man sich denken wird, die gigantischen Towerwächter. Ebenso wird man erraten, dass der Ritter niemand anders war, als des Königs Zwerg. Xit saß auf seinem Pony, das wie ein Streitross geschmückt war. In der Hand trug er eine Turnierlanze und eine Streitaxt am Sattelknopf. Als er in seiner erhabenen

Stellung die Halle entlang getragen wurde, blickte er mit einem Lächeln des Triumphes um sich. Hinter den Riesen kam noch eine andere fantastische Person, zum Teil in wilde Tierhäute gekleidet, mit einer grotesken Maske vor dem Gesicht, Sandalen an den Füßen und einer massiv aussehenden Keule auf der Schulter. Dieser wild aussehende Mann war Paeolet.

Als der ritterliche Zwerg bis in geringe Entfernung von des Königs Tisch gebracht worden war, den er in seiner erhabenen Stellung vollständig übersehen konnte, trat ihm Gartner entgegen und fragte nach Namen und Begehr.

»Mein Name ist Sir Pumilio«, antwortete Xit mit seiner gellenden Stimme, »und ich komme, um vor des Königs Angesicht einen Kampf mit dem wilden Mann zu bestehen, wenn es also erlaubt ist.«

»Seine Majestät erlaubt es gern, Sir Pumilio«, entgegnete Gartner, mühsam seinen Ernst behauptend. »Tu' deine Schuldigkeit, wie es einem tapferen Ritter geziemt.«

»Ich werde mich bemühen«, rief Xit. »Wo steckt der übermütige Wilde?«, fügte er hinzu.

»Hier, sieh ihn!«, rief Paeolet.

Während Xit mit Gartner sprach, hatte der gewandte Seiltänzer sich auf die Schultern eines großen Gardisten, der in seiner Nähe stand, geschwungen und sprang nun auf den Schild. Xit griff ihn sofort an und bemühte sich, ihn von der Bühne hinunterzutreiben, aber Paeolet wich seinem Stoß geschickt aus, und es fehlte nicht viel, so wäre Xit selbst hintergekommen. Die Kämpfenden hatten keine sehr große Arena, um ihre Gewandtheit an den Tag zu legen, aber sie benutzten sie aufs Beste, und Paeolets Kniffe waren so spaßhaft, dass sie allgemeines Gelächter erregten. Nach-

dem der Kampf einige Minuten gedauert hatte, schlug Paeolet, augenscheinlich in arger Klemme, mit seiner Keule auf den Schild und sprang im selben Augenblick zur Erde. Kaum war er hinunter, als der Rand des Schildes sich wie durch Zauber aufrichtete und eine Reihe feiner Eisenstäbe sichtbar wurde, die den Zwerg, gleich einer Maus in der Falle, einschlossen. Groß waren das Erstaunen und die Wut des Kleinen über diesen Streich, auf den er ganz und gar nicht vorbereitet war. Er stieß mit der Lanze gegen die Wandungen seines Käfigs, aber sie waren stark genug, um Widerstand zu leisten. Er befahl den Riesen, ihn in Freiheit zu setzen, aber umsonst. Endlich befreite ihn Paeolet und trug ihn unter nicht enden wollendem Gelächter davon.

Zunächst proklamierte nun Gartner, begleitet von Norroy und Clarendieux, an verschiedenen Stellen der Halle die Titel des Königs. Vorauf schritten Trompeter, die einen gewaltigen Lärm machten. Bei jeder dieser Proklamationen riefen die Herolde »Geschenke! Geschenke!«, worauf ihnen vonseiten der Edelleute, Ritter und Esquires manche Kostbarkeit zufiel.

Gegen Ende des Festes stand der Lordmayor von London, Sir Henry Hubblethorne, der, wie man sich erinnern wird, der Erste war, der vom König bei seiner Ankunft im Tower zum Ritter geschlagen wurde, von seinem Platz am oberen Ende der Tafel auf. Indem er vor dem jungen Monarchen niederkniete, bot er ihm einen silbernen, mit Edelsteinen besetzten und mit Hippocras gefüllten Becher. Edward nahm ihn dankend, und nachdem er auf das Wohl der guten Stadt London getrunken hatte, gab er den Becher zurück, indem er den Lordmayor bat, denselben zum Andenken des Tages zu bewahren.

So endete dieses große und denkwürdige Bankett.

Der König kehrte darauf zum Palast zurück, in dessen Höfen Turniere und Lanzenspiele abgehalten wurden, wobei Lord Seymour, zur großen Freude seines Neffen, den ersten Preis davontrug.

Achtes Kapitel

Wie der Lordkanzler in Ungnade fällt

Obwohl die Krone auf des jungen Edwards Stirn gesetzt worden war, so blieb doch die Hauptgewalt in den Händen des Lordprotektors. Sein einziger gefürchteter Gegner war Southampton, und die Beseitigung des Letzteren wurde, wie schon angedeutet, beschlossen. Ein Plan, um seiner sicher los zu werden, war von Paget ausgedacht worden, und zum Unglück für den Lordkanzler lieferte seine eigene Unklugheit den Vorwand, ihn beiseite zu schieben.

Southampton war sich der kritischen Lage, in der er sich befand, durchaus nicht bewusst. Er wohnte der ersten Conseilversammlung, die im Palast gehalten wurde, bei und begann damit, Somerset wegen Usurpierung der Gewalt und wegen Verletzung des königlichen Willens anzugreifen.

Er war noch nicht weit gekommen, als Paget ihn unterbrach mit den Worten: »Halt, Mylord, bevor Ihr Seine Hoheit, den Lordprotektor, anklagt, habt Ihr Euch selbst wegen gewisser ernster Beschuldigungen, womit ich Euch belaste, zu verteidigen.«

»Welches sind die Beschuldigungen?«, fragte der Lordkanzler stolz.

»Mylord, ich beschuldige Euch grober Pflichtverletzung«, entgegnete Paget, »weil Ihr das Siegel einer Kommission übergeben und gewissen Herren in der Kanzlei Vollmacht verliehen habt, Klagen entgegen zu nehmen und Urteile zu sprechen, Pflichten, die Ihr niemandem übertragen durftet. Solches habt Ihr getan ohne Erlaubnis oder Zustimmung des Königs oder des Lotdprotectors oder der Mitglieder des Conseils.«

»Ich brauche mich nicht zu verteidigen wegen dessen, was ich getan habe«, erwiderte Southampton stolzen Tones. »Ich kann meine Aufmerksamkeit nicht zu gleicher Zeit den Staatsgeschäften und den Hof- und Kanzleigeschäften widmen, und deshalb habe ich beschlossen, mich vorzugsweise mit den Ersteren zu befassen. Aber die Entscheidung aller Angelegenheiten wird meiner Genehmigung unterbreitet.«

»Ihr habt in dem, was Ihr getan habt, Eure Befugnis überschritten, Mylord«, sprach Somerset streng. »Die Richter sind in der Angelegenheit befragt worden, und ihre wohl erwogene Antwort ist, dass Ihr, Mylord Kanzler, nicht ohne Genehmigung des Conseils das Siegel einer solchen Kommission hättet übergeben dürfen. Sie erkennen darin einen Vorfall, der die bösesten Folgen haben wird, und einen Beweis, dass Ihr eine Änderung in den Gesetzen des Landes beabsichtigt.«

»Pah! Pah! Ihre Furcht ist grundlos«, bemerkte Southampton verächtlich.

»Hört mich zu Ende, ich bitte, Mylord«, fuhr Somerset fort. »Die Richter erklären einstimmig, dass Ihr durch die

unverantwortliche und ungesetzmäßige Handlung, die Ihr begangen, Eure Stelle verwirkt habt und je nach des Königs Belieben in Geld- oder Gefängnisstrafe verfallen seid.«

»Was sagt Ihr dazu, Mylord?«, rief Paget in herausforderndem Ton.

»Ich sage, die Richter sind im Irrtum oder sind in gemeiner Weise bestochen worden, wenn sie eine solche Meinung abgeben können!«, rief Southampton wütend. »Aber der Plan ist zu klar, um nicht auf den ersten Blick durchschaut zu werden. Es ist schwacher Versuch des Lordprotektors, mich zu beseitigen. Aber ich will ihm ins Gesicht sagen, dass ich mein Amt kraft besserer Antorität habe, als er das seine.«

»Wieso, kraft besserer Autorität, Mylord?«, rief Somerset.

»Weil es mir von meinem verstorbenen königlichen Herrn verliehen wurde, entgegnete Southampton, »der mich nicht nnr zu dem machte, was ich bin, zum Lordkanzler, sondern auch zu einem der Gouverneure des Reiches während seines Sohnes Minderjährigkeit, welches Amtes mich Eure Hoheit zu berauben sucht. Aber Ihr könnt es nicht, denn des Königs Wille muss respektiert werden, und infolge dieses Willens hat keiner von Ench, wie Ihr wohl wisst, Macht über die anderen oder kann deren Entlassung bewirken. Erklärt die Kommission für aufgehoben, ich habe nichts dagegen. Aber denkt nicht daran, mich meines Amtes ohne eine Schuld meinerseits zu berauben oder mich von der Regierung zu entfernen, denn Ihr könnt es nicht.«

»Die Argumente, die Ihr vorbringt, Mylord, sind von keinem Gewicht«, sagte Lord Rich. »Jeder Exekutor von des verstorbenen Königs Testament ist seinen Kollegen untergeben und kann nichts auf eigene Verantwortung hin tun.

So, wenn einer unter uns sich des Hochverrates oder der Empörung schuldig machte, würde er natürlich strafbar sein und könnte sich nicht hinter das Vorgeben verstecken, dass er ein Mitglied des Conseils sei und als solches freigesprochen werden müsse. Wenn Ihr beweisen könnt, dass Ihr irgendeinen Auftrag gehabt, so zu handeln, wie Ihr getan, so seid Ihr entschuldigt, sonst nicht!«

»Nun, zeigt Euren Auftrag, Mylord, wenn Ihr könnt«, sagte Paget sarkastisch.

Der Lordkanzler antwortete nicht. Er sah, dass er in die Netze seiner Feinde gefallen war.

»Könnt Ihr irgendetwas anderes zu Eurer Verteidigung vorbringen?«, fragte der König, der bisher nicht gesprochen hatte. »Wenn dem so ist, so sind wir bereit, Euch zu hören.«

»Ich würde vergebens reden, Sire, denn meine Feinde sind zu stark für mich«, entgegnete Southampton mit Würde. »Aber ich rufe den Himmel zum Zeugen, dass ich nach bestem Ermessen handelte.«

»Zeigt Euch lieber unterwürfig, Mylord«, bemerkte Lord Seymour, »dieser stolze Ton wird Eure Sache nur schlimmer machen.«

»Ihr seid es, der Unterwürfigkeit rät, Mylord Admiral?«, rief Southampton fast wütend. »Ich habe erklärt, dass in dem, was ich tat, keine böse Absicht lag. Ihr alle aber erklärt das Gegenteil. Ich unterwerfe mich also demütig der Gnade des Königs. Mein Amt wird mir genommen werden. Ich bitte, dass man in Anbetracht früherer Dienste gelinde mit mir verfare.«

»Strenge Gerechtigkeit soll Euch werden, zweifelt nicht daran«, sagte Edward. »Ich bitte Euch, Euch zurückzuziehen, während wir die Angelegenheit beraten.«

Auf diese Andeutung hin verließ der Lordkanzler die Ratskammer.

Nachdem das Conseil einige Zeit beraten hatte, sprach Lord Rich Folgendes zum König: »In Anbetracht der üblen Meinung, welche es erregen würde, wenn die Siegel in den Händen eines so anmaßenden Mannes wie Lord Southampton blieben, sind wir der Meinung, dass er seines Amtes entlassen werde, in Geldstrafe ver falle und zugleich ein Gefangener in seinem eigenen Haus verbleibe, wenn Eure Majestät solches genehmigt.«

»Ist das die Meinung des ganzen Conseils?«, fragte Edward.

»Sie ist es, mein gnädiger Herr«, erwiderte Somerset. »Ihr könnt ihm nicht verzeihen«, fügte er leise hinzu.

»Auf wen sollen die Siegel übertragen werden?«, fragte der König.

»Niemand eignet sich besser zu dem Amt als Lord St.-John«, antwortete Somerset.

»So sei es, wie Ihr sagt. Man rufe Lord Southampton zurück.

Als der Lordkanzler das Conseilzimmer wieder betrat, las er in den Gesichtern aller Anwesenden, dass gegen ihn entschieden sei. Er versuchte deshalb keine Verteidigung, sondern hörte mit übereinander geschlagenen Armen ruhig zu, als ihm das Urteil vorgelesen wurde. Ein tiefes Rot aber überflog seine finsternen Züge, als er hörte, dass das große Siegel an Lord St.-John ausgeliefert werden solle.

»Seine Majestät wird nicht viel bei dem Wechsel gewinnen«, murmelte er, »wohl aber der Lordprotektor. Er wird den neuen Lordkanzler vollkommen gefügig finden. Ich bitte Eure Majestät um Erlaubnis, dass ich mich gleich ent-

fernen darf.«

Seinem Verlangen wurde entsprochen, und eine Wache begleitete ihn zu seiner Wohnung in Ely House, wo er in strenger Haft gehalten wurde.

Neuntes Kapitel

Auf welche Weise der Lordgroßadmiral die Pflichten seines Amtes erfüllte

Von seinem gefährlichen Feind befreit, fühlte sich Somerset vollkommen sicher. Das Conseil war seinem Willen so sklavisch ergeben, dass er es nicht einmal immer für nötig befand, dasselbe zu befragen. In vielen wichtigen Angelegenheiten handelte er einzig auf eigene Verantwortlichkeit. Er ernannte sowohl Zivil- als auch Militärbeamte. Er unterzeichnete Haftbefehle und erließ Mandate, mit seinem eigenen Siegel versehen. Er hielt Privatkonferenzen mit fremden Gesandten und enthüllte nicht immer die mit ihnen gepflogenen Unterhandlungen. Er hielt sich einen vollkommenen Hofstaat und nahm eine so stolze Haltung und einen so anmaßenden Ton an, dass er sich bei dem alten Adel immer mehr und mehr verhasst machte, besonders auch deshalb, weil er es unverhohlen darauf anlegte, sich bei den Gemeinen beliebt zu machen.

Als darauf ankam, die großartigen Versprechungen zu erfüllen, die er seinen Anhängern gemacht hatte, fand Somerset es nicht nötig, deren Mahnungen zu beschwichtigen. Aber er hatte eine Quelle, die in jenen Tagen leicht dienst-

bar gemacht werden konnte. Die Kirche war von dem verstorbenen König eines großen Teiles ihrer Besitzungen beraubt worden, aber es blieb immer noch genug zu nehmen übrig. Es wurde schleunigst ein Verzeichnis angefertigt, wonach beinahe dreitausend barmherzige Stiftungen, Gymnasien, Kapellen und andere Institute der Art aufgehoben und der Krone übermacht wurden. Aus den so genommenen Fonds bereicherte der Lordprotektor sich selbst und befriedigte seine Anhänger.

Da er auf eine lange Dauer seiner Macht rechnete, so beschloss Somerset, sich einen Palast zu bauen, der den von Whitehall noch übertreffen sollte. Demgemäß wählte er einen Platz an den Ufern der Themse, und unbekümmert darum, dass daselbst die alte Kirche St.-Maryle Le Strand und einige andere ansehnliche Klostergebäude standen, befahl er rücksichtslos deren Zerstörung. Ebenso wenig Skrupel, wie ihn die Wahl eines Platzes gemacht hatte, machte ihm das Herbeischaffen des Baumaterials. Es gab genug Kirchen, die ihm die Mauersteine liefern konnten. Ohne Bedenken ließ er die große Kirche St.-Johannes von Jerusalem mit ihrem schönen Turm niederreißen, desgleichen die Klöster an der Nordseite der St.-Paulskirche mit Beinhaus und Kapelle und benutzte das Material zu seinem Zweck. Dieses tempelschänderische Verfahren wurde allgemein verdammt, und abergläubische Menschen behaupteten, dass es ihm Unglück bringen würde. Indessen wurde Somerset House trotz dieser Mißbilligung angefangen und wirklich vollendet.

Während der Lordprotektor auf diese Weise eine Gewalt ausübte, die er sich in so gewissenloser Weise angeeignet hatte, einen Hofstaat hielt, das Conseil beherrschte, die Er-

lasse kontrollierte und gelegentlich die Mitglieder scharf tadelte, während er mit fremden Gesandten unterhandelte, Dekrete und Haftbefehle unterzeichnete, über Ämter und Gelder verfügte, über Ernennungen und Beförderungen entschied, eigenmächtig Gefängnisstrafen verhängte - gerade so, wie es der gewaltige Heinrich gemacht hatte - und sich in allen anderen Beziehungen wie ein König gerierte, hatte sein jüngerer und nicht minder ehrgeiziger Bruder die Funktionen des neuen Amtes, womit er betraut war, übernommen.

Seit einer Reihe von Jahren war das Amt eines Lordgroßadmirals ein sehr hohes Vertrauensamt und brachte sogleich viel ein. Gewöhnlich bekleideten dasselbe Prinzen von Geblüt oder die vornehmsten Edelleute. Als oberster Richter über alles, was auf dem Meer oder an den Küsten passierte, hatte der Lordgroßadmiral die Befugnis, alle Seeoffiziere zu ernennen, Seesoldaten zu pressen, Strafen und Geldbußen wegen aller zur See vorfallenden Übertretungen zu verhängen und Piratengüter und Wracks mit Beschlag zu belegen. Außerdem hatte er Gewinnanteile und viele andere Privilegien. Dass Lord Seymour dieses ehrenvolle und einträgliche Amt in dem alleinigen Gedanken übernahm, dass es ihm eine Stufe zu noch höheren Ehren sein solle, wissen wir, aber zugleich sollte es ihm allen nur möglichen Einfluss, Macht und Vorteil gewähren. Aus verschiedenen Quellen war dem Admiral plötzlich ein bedeutender Reichtum zugeströmt. Sein Neffe hatte ihm große Revenüen zugewiesen sowie auch die großen Besitzungen von Sudeley in Gloucestershire.

Außerdem stand noch Königin Catharinas Heiratsgut zu seiner Verfügung. So in vollem Maße im Besitz der erforder-

derlichen Mittel entfaltete er eine Pracht, die nur von der des Lordprotektors übertroffen wurde. In Seymour House, so hieß seine Residenz, hielt er einen fürstlichen Hofstaat von Dienern, Knappen, Pagen, Zeremonienmeistern, Pförtneren und anderen, die alle aufs Prächtigeste gekleidet waren. Sich selbst er umgab mit einer Anzahl junger Edelleute, die ihm wie Knappen dienten. Seine üppige Lebensweise missfiel dem Lordprotektor sehr, und er machte ihm auch Vorstellungen deshalb, aber umsonst.

Ungefähr einen Monat nach seiner Ernennung saß der Lordgroßadmiral eines Tages in einem geräumigen Gemach mit der Aussicht auf die Themse, woselbst er gewöhnlich seine Geschäfte zu besorgen pflegte. Dies Zimmer gehörte nicht zu seiner Privatwohnung, sondern zu einer Reihe von Gemächern, die ihm in Whitehall zur Verfügung standen. Die Wände waren mit großen Karten und Plänen der wichtigsten Häfen von England, Irland, Schottland und Frankreich bedeckt, während die Tapeten ältere und neuere Seegefechte darstellten. So groß auch das Zimmer war, so war es doch dermaßen mit Schiffsmodellen, Gerätschaften, die zur See gebraucht werden, und mit großen Pulten angefüllt, dass man sich kaum hindurchbewegen konnte. In dem Augenblick, wo wir ihn hier aufsuchen, war der Admiral allein und mit Briefschulden beschäftigt, aber bald darauf trat noch eine andere Person ein und näherte sich ihm ehrerbietig. Es war Ugo Harrington, der jetzt als Erster Sekretär fungierte. Als Ugo näher kam, blickte der Admiral auf und fragte nach seinem Begehren.

»Geruht Eure Hoheit, die Handelsleute zu sehen, die zum Mittelmeer fahren?«, fragte Ugo sich verbeugend.

»Hast du es ihnen zu verstehen gegeben, dass sie mit kei-

nem der Häfen im Mittelmeer ohne meine Erlaubnis verkehren sollen?«, erwiderte der Admiral.

»Ja, Eure Hoheit, und ich habe ihnen auch angedeutet, dass sie für solche Erlaubnis zu zahlen - gut zu zahlen hätten.«

»Und was antworteten sie?«

»Sie protestierten ein für alle Mal gegen diese Forderung, die früher nie gemacht worden sei.«

»Das ist kein Grund, sie jetzt nicht zu machen«, entgegnete der Admiral lachend. »Ich will den Tribut oder sie sollen nicht unter Segel gehen. Sag ihnen das.«

Ugo verbeugte sich und ging.

Seymour nahm seine Korrespondenz wieder auf, aber er hatte noch nicht lange weiter geschrieben, als sein Diener zurückkehrte.

»Nun, sind die Kaufleute fort?«, fragte der Admiral aufblickend.

»Ja, Eure Hoheit«, antwortete Ugo. »Sie haben jener fünfzig Mark bezahlt, die ich in Eure Schatulle gelegt habe. Sie murrten sehr über die Erpressung, wie sie es nannten, aber ich verweigerte die Erlaubnis, bis sie zahlten.«

»Hinfort soll kein Schiff Waren von diesem Reich ausführen, ohne eine dem Wert der Ladung entsprechende Auflage zu zahlen. Es sei dein Amt, dafür zu sorgen, dass solches geschehe.«

»Die Befehle Eurer Hoheit sollen aufs Genaueste erfüllt werden. Was soll mit all den Gütern und kostbaren Waffen geschehen, die den Piraten, welche die portugiesischen Kaufleute in der Mündung des Kanals plünderten, weggenommen worden sind? Der Eigentümer hat Ansprüche gemacht. Sollen ihm die Sachen wieder zugestellt werden?«

»Ich wundere mich, wie ein Mensch von deiner Klugheit und Verschlagenheit so fragen kann, Ugo. Die Güter wieder zustellen! Nein, bei St.-Paul! Nicht ein Titelchen davon. Nimm selbst davon, was du willst, und das andere verteile unter deine Kameraden. Schicke diesen portugiesischen Kaufmann weg und sage ihm, er soll sich über seinen Verlust trösten. Wenn er klagt, so drohe ihm. Diese Piraten sind uns sehr nützlich, und wenn wir ihnen auch ihre Beute abnehmen, so dürfen wir ihnen doch nicht das Handwerk legen.«

»Dabei fällt mir ein, dass einer der verwegenen Piraten, die jemals die nördlichen Meere unsicher machten, Capitain Nicolas Hornbeak, neulich gefangen worden ist. Möge Eure Hoheit befehlen, was mit ihm geschehen soll!«

»Hm! Ich muss das überlegen«, sagte der Admiral nachsinnend. »Hornbeak ist ein kühner Bursche. Es wäre schade, ihn zu hängen. Ich muss ihn sprechen. Ist er in sicherem Gewahrsam?«

»Er ist im Gatehousegefängnis, Eure Hoheit.«

»Lass ihn morgen früh zu mir führen.«

»Ich sehe, Capitain Hornbeak hat gute Aussichten, abermals einen Haufen von Desperados zu befehligen.«

»Alles wird auf ihn ankommen«, entgegnete der Admiral. »Ich habe Dinge abzumachen, die Männer von Hornbeaks Art weit besser verrichten können als andere. Binnen Kurzem werde ich Herr der Scilly Islands sein, Ugo. Sie sind schon von Natur fest, aber ich möchte sie uneinnehmbar machen. Auf diesen Inseln gedenke ich Schätze und Vorräte aufzuhäufen, um mich im äußersten Fall dorthin mit Sicherheit zurückziehen zu können. Diese Piratenschiffe würden mich dann gegen etwaige Angriffe verteidigen, und

wenn eine Empörung im Land ausbräche, so würden sie dieselbe wesentlich unterstützen - wenn sie gut geführt würden.«

»Ich fange an, Eurer Hoheit Absichten zu verstehen«, bemerkte Ugo. »Es ist eine schreckliche Verschwörung, die Ihr da andeutet.«

»Das wirst du sagen, wenn du erst mit all den Verzweigungen bekannt bist. Ich habe ein festes Schloss in Denbingshire, welches ich noch mehr zu befestigen gedenke und wo ich ebenfalls Waffen und Vorräte deponieren werde. In zwei Monaten werde ich zwei Dutzend Grafschaften auf meiner Seite haben. Habe ich nicht recht, dass ich alle Mittel ergreife, um den Ausbruch zu beschleunigen?«

»Gewiss, Mylord, Ihr habt ganz recht, wenn Ihr Euch eines jeden Werkzeuges bedient, das Euren Zweck fördern kann.«

In diesem Augenblick trat ein Zeremonienmeister ein und meldete mit einer tiefen Verbeugung, dass der Marquis von Dorset draußen sei und um eine kurze Privatunterredung mit dem Lordadmiral bitte.

»Führe Seine Lordschaft sogleich herein«, sprach Seymour zu dem Zeremonienmeister. »Geh, Ugo«, wandte er sich dann zu seinem Diener, »aber warte im Vorzimmer, ich möchte deiner bedürfen. Ich kann ungefähr erraten, was ihn hierherführt.«

Als hierauf der Diener verschwand, stand der Admiral auf.

»Willkommen am Hofe, Mylord!«, rief er Dorset entgegen. »Ihr habt Euch lange fern von uns gehalten.«

»Nur einen Monat, mein guter Lord«, erwiderte der Marquis, »aber es ist mir schmeichelhaft, zu finden, dass man

mich vermisst hat. Geruhte Seine Majestät von mir zu reden während meiner Abwesenheit?«

»Sehr oft, Mylord, und er unterließ nie zu fragen, ob Ihr bei Eurer Rückkehr nicht Lady Jane Grey, Eure Tochter mitbringen würdet. Ich hoffe, Ihr habt es getan?«

»Meine Tochter und die Marquise kehren morgen von Bradgate zurück. Das dauernde Interesse Seiner Majestät für meine Tochter, wovon Ihr mir erzählt, entzückt mich. Ich fürchtete, er dächte nicht mehr an sie.«

»Noch ist der Eindruck, den sie auf sein junges Herz gemacht hat, ebenso stark wie zu Anfang, aber er hätte verwischt werden können, wenn sie viel länger fortgeblieben wäre. Ich bin deshalb erfreut, zu hören, dass sie bald zurückkommt. Aber, bitte, nehmt Platz, Marquis. Wir sprechen dann behaglicher, und ich habe Euch mancherlei zu sagen. Die Zeit ist gekommen, wo wir in Betreff der Obhut Eurer Tochter eine Anordnung treffen können. Ihr seid nicht anderen Sinnes in dieser Beziehung geworden, denke ich, sondern seid immer noch geneigt, sie meinem Schutz anzuvertrauen?«

»Ich bin ganz bereit, an meinem Übereinkommen mit Euch festzuhalten, Mylord Admiral. Aber seid Ihr in der Lage, sie empfangen zu können? Eure geheime Heirat mit der Königinwitwe ist noch nicht anerkannt. Unvorhergesehene Schwierigkeiten mit dem Conseil, mit dem Lordprotektor oder selbst mit dem König könnten eintreten, und bis jene Angelegenheit im Reinen ist, müsst Ihr einiges Zögern meinerseits entschuldigen.«

»Morgen soll meine Heirat mit der Königin meinem königlichen Neffen und dem Lordprotektor in aller Form angezeigt werden, und Ihr habt Gelegenheit, wenn es Euch

beliebt, zu sehen, wie die Sache aufgenommen wird. Ihr mögt dann selbst entscheiden, ob es geraten ist, Lady Jane meiner Obhut anzuvertrauen.«

»Eure Hoheit fürchtet also nicht das Missfallen des Königs oder den Ärger des Lordprotektors?«

»Ich fürchte gar nichts, Marquise. Dass Somerset in eine wahre Wut geraten wird, wenn er die Wahrheit erfährt, das bezweifle ich keinen Augenblick. Aber was liegt daran? Ich bin an seine Wutausbrüche gewöhnt und setze ihnen Verachtung entgegen. Die Sache ist geschehen und man muss sich darein finden.«

»Dem König habt Ihr wohl das Geheimnis noch nicht anvertraut?«

»Mit der Heirat habe ich ihn noch nicht bekannt gemacht, aber ich habe seine Zustimmung, was ebenso gut ist. Seine Majestät war sogar so gnädig, an die Königinwitwe zu schreiben und sie zu bitten, meinem Antrag Gehör zu schenken.«

»Dann ist freilich von der Seite nichts zu fürchten«, sagte Dorset lachend. »Aber seid Ihr des Conseils ebenso gewiss?«

»Was kann das Conseil machen?«, entgegnete Seymour achselzuckend. »Die Sache ist nicht mehr zu ändern, wie ich eben sagte. Sie müssen sich darein finden, so gut sie können. Übrigens habe ich Grund zu glauben, dass die Mehrzahl der Mitglieder mir günstig gestimmt ist. Ich habe Warwick und Russel ausgehört und finde sie gut disponiert.«

»Was sagt Ihrer Majestät Bruder, der Graf von Northampton? Habt Ihr ihm die Sache angedeutet?«

»Ich hielt es nicht für klug, das zu tun. Aber er wird um

seiner Schwester willen sich geneigt zeigen. Ihre Hoheit hat großen Einfluss auf ihn und wird solchen im rechten Moment geltend zu machen wissen. Ihr seht also, Marquis, ich bin vollkommen sicher.«

»Es freut mich, Euch so zuversichtlich zu finden, Admiral, und ich hoffe, dass nichts Ungelegenes passiert. Aber was meine Tochter betrifft, so scheinen mir die Aussichten nicht eben so gut. Wie ich höre, ist der Lordprotektor entschlossen, die Heirat zwischen dem jungen König und der jugendlichen Königin von Schottland durchzusetzen, und da man auf seinen Vorschlag nicht eingegangen ist, will er jenem Land den Krieg erklären.«

»Eure Lordschaft ist recht berichtet. Der Herzog von Somerset bereitet jetzt wirklich eine Expedition nach Schottland vor und wartet nur die Rückkehr Sir Franeis Bryans ab, der nach Frankreich geschickt worden ist, um womöglich dessen Neutralität zu sichern. Höchstwahrscheinlich wird die Expedition unternommen, und es ist fast ebenso gewiss, dass die Schotten unterliegen; und doch wird der Vertrag zunichtewerden.«

»Wieso?«, fragte Dorset. »Mir scheint, dass, wenn der Vertrag einmal geschlossen wird, er auch alle Aussicht auf Erfüllung hat.«

»Er wird nicht erfüllt, weil die Hauptperson bei demselben ihm abgeneigt ist. Er will stch selbst eine Gemahlin suchen und sich durch keinen Vertrag binden lassen. Versteht Ihr mich jetzt, Marquis?«

»Aber er könnte anders bestimmt oder durch politische Gründe geleitet werden.«

»Zugestanden, aber wenn ich irgendwelchen Einfluss auf ihn habe, so tut er weder das eine noch das andere.«

»Wohl, Mylord Admiral, Ihr habt meine Bedenken beschwichtigt. Ich stehe zu Euch. Lasst nur erst Eure Heirat in Gegenwart des König bekannt machen, und meine Tochter soll der Königin Catharina anvertraut werden und Euch die Verfügung über ihre Hand zustehen.«

»Die Bekanntmachung wird morgen in Seymour House geschehen, Marquis, und Ihr selbst sollt Zeuge sein, wenn Ihr Lust habt. Der König beehrt mich bei einem Bankett mit seiner Gegenwart, und der Lordprotektor nebst den Conseilsmitgliedern und vielen anderen Edelleuten sind ebenfalls geladen. Ich werde die Gelegenheit wahrnehmen, ihnen meine königliche Gemahlin vorzustellen.«

»Der Plan ist Eurer würdig«, antwortete Dorset. »Ich kann mir die Szene vorstellen - des Lordprotektors Überraschung und Zorn, und die betroffenen Gesichter der Conseilsmitglieder. Aber da Ihr den König auf Eurer Seite habt, so muss alles gut ablaufen. Ich bin Eurer Lordschaft sehr verbunden, dass Ihr mir gestattet, bei einer so interessanten Szene zugegen zu sein, und ich werde nicht ermangeln, mich einzufinden.«

Hierauf erhob er sich wie zum Abschied, aber nach einigem Zögern sagte er: »Ich war im Begriff, Eure Freundschaft noch auf eine Probe zu stellen, aber es hat noch Zeit damit bis zu einem gelegeneren Augenblick.«

»Keine Zeit ist mir gelegener, als die jetzige, Marquis«, sagte der Admiral, welcher erriet, was kommen würde. »Wie kann ich Euch dienen? Zeigt mir nur den Weg.«

»Ihr habt mir bereits fünfhundert Pfund geliehen, ich möchte Eure Güte nicht ferner in Anspruch nehmen.«

»Nein, Ihr verbindet mich, indem Ihr mir die Möglichkeit zeigt, die Aufrichtigkeit meiner Gesinnung zu beweisen,

Marquis. Wie viel braucht Ihr?»

»Dürfte ich wagen, noch um weitere fünfhundert zu bitten?«

»Wieso wagen? Sagte ich nicht, dass ich Euch verbunden bin? Seid Ihr sicher, dass fünfhundert Pfund ausreichen?«

»Ganz sicher. Sie reichen vollkommen aus - einstweilen«, setzte er innerlich hinzu.

»Ugo Harrington soll die Summe nach Dorset House besorgen«, sprach der Admiral. »Ich rechne auf Eure Unterstützung morgen.«

»Nicht nur morgen, sondern jederzeit, bester Lord«, entgegnete Dorset, indem er sich verbeugte und ging.

Als Seymour allein war, verließ er seinen Gefühlen folgendermaßen Ausdruck: »Er veranschlagt die Verfügung über seiner Tochter Hand auf tausend Pfund. Er kennt ihren Wert nicht. Sie ist mehr wert, als Somersets sämtliche Titel und Revenüen und soll mich zum Herrn an seiner statt machen.«

Zehntes Kapitel

Wie Königin Catharine Parr ihre Zeit in Manour House, ihrem Landsitz, zubringt

Die Königinwitwe wohnte, solange ihre Heirat mit dem Lordadmiral geheim gehalten wurde, in vollständiger Zurückgezogenheit auf ihrem Landsitz in Chelsea. Es war dies ein reizender Aufenthalt, ein Teil des reichen Wittums, das ihr von dem verstorbenen königlichen Gemahl vermacht

worden war.

Heinrich VIII. hatte es anstelle eines alten Gebäudes, das ihm von Lord Sandys überlassen worden war, errichten lassen. Chelsea Manour House war ursprünglich von dem Fürsten zum Wohnort seiner jüngeren Kinder bestimmt gewesen, daher die großen weitläufigen Gärten mit herrlich gepflegten Rasenplätzen, mit sandbestreuten Wegen und Terrassen, Bosketten, Beeten, Alleen, Fontänen, Irrgängen und Lauben. Hohe Mauern umgaben diese schönen Gärten, nur an der Stromseite waren sie offen. Hier zog sich eine breite Terrasse mit einer Marmorbalustrade entlang, eine reizende Promenade, mit der Aussicht auf die Themse und weiterhin auf Westminster Abbey, Whitehall, die St Paul's Cathedral, Baynard's Castle, die alte London Bridge und den Tower. Das Haus selbst war geräumig und bequem, und viele seiner Zimmer höchst elegant. Es war im Viereck gebaut, sodass es einen geräumigen Hof umschloss und mit den Nebengebäuden ein weites Areal einnahm. So war Chelsea Manour House, während Königin Catharine Parr es bewohnte.

Einige Jahre später fiel es in die Hände des habgierigen Herzogs von Northumberland, der sogar zu Catharines Lebzeiten danach getrachtet hatte, aber er freute sich seiner nicht lange. Seine Witwe jedoch starb hier. Der nächste namhafte Bewohner war Charles Howard, Graf von Nottingham, Lordgroßadmiral zu Elisabeths Zeiten, der die furchtbare spanische Armada vernichtete. Hier empfing Nottingham häufig Besuch von seiner königlichen Herrin, die den Ort um alter und vielleicht süßer Erinnerungen willen liebte, denn in seinen Lauben und schattigen Gängen hatte sie - wie wir gleich hören werden - den Liebes-

worten des leidenschaftlichen und unwiderstehlichen Seymours gelauscht.

Die Umgebung ist immer noch hübsch und trägt einen hellen, sonnigen Charakter, aber heller und sonniger war es dort in längst vergangenen Tagen. Auf den damals durchsichtigen Fluren der Themse glitten reich vergoldete Barken dahin, deren Ruderer prächtige Livree trugen, und schon von fern erblickte man das alte, pittoreske Gebäude mit seinen spitzen Dächern, geschnörkelten Giebeln, tiefen Fensternischen und mit seinem großen Tor. Hochgestellte und hochgeborene Herren und Damen sah man die Terrasse entlang wandeln oder aus den schön verschnittenen Alleen hervortreten, während die königlichen Kinder auf dem Rasen spielten.

Es mag noch erwähnt werden, dass in der Nähe von Chelsea Manour House sich der Wohnsitz Thomas Moores, eines der edelsten Opfer Heinrichs VIII. befand.

Für Catharine war die Ruhe, deren sie sich an diesem reizenden Ort erfreute, unaussprechlich wohltuend. Nimmer, seit sie die Frau des argwöhnischen und unerbittlichen Heinrichs geworden war, hatte sie frei geatmet. Jetzt durfte sie ihr Leben wieder als ihr Eigentum betrachten und unbesorgt um die Folgen tun, was ihr gefiel.

An ihrem vollständigen Glück fehlte nur eines, dass ihr Gemahl ihre Einsamkeit teilte. Die äußerste Vorsicht im Verkehr war notwendig. Nur zwei treue Diener waren in das Geheimnis eingeweiht. Seymour kam nicht anders als zur Nachtzeit, wenn alles im Hause sich zur Ruhe begeben hatte. Von der Flusseite her konnte er sicher in den Garten gelangen. Eine überhängende Weide verbarg sein leichtes und schnelles Boot, und zuverlässige Ruderer harrten hier

seiner Rückkehr. Ein Pförtchen, zu dem nur er den Schlüssel besaß, und eine geheime Treppe führten ihn in die Gemächer der Königin.

Mit welchem Entzücken empfing ihn Catharine! Wie angstvoll harrete sie seiner! Wie zählte sie die Minuten, wenn er später kam als gewöhnlich! Wie eilte sie ihm entgegen, wenn sie seinen Fußtritt vernahm! Wie umschlang sie ihn, wenn er eintrat! Wie stolz, wie bewundernd betrachtete sie ihn! Seine edlen Züge schienen ihr schöner, seine stattliche Gestalt schien ihr anmutiger geworden zu sein, so oft sie ihn erblickte!

Tief und sinnig liebte Catharine ihren Gatten. Und wurde ihre Zärtlichkeit erwidert? Fragen wir nicht danach. Vielleicht glaubte Seymour damals, dass er sie liebe. Auf jeden Fall wiegte Catharine sich in diesem Glauben. Ach, arme Königin! Wohl ihr, dass sie nicht in die Zukunft blicken konnte!

Ein Monat war vergangen, als Catharine allein in ihrem Gemach saß und lange des Gatten harrete. Die Stunde, zu der er zu kommen pflegte, war längst vorbei. Was konnte ihn verhindert haben? Sie stand auf und trat an die weite Fensternische, um in den Garten zu blicken, aber die Nacht war finster, und sie sah nichts als die dunklen Baummassen und den Strom dahinter.

Sie trat ins Zimmer zurück und nahm ein Buch vom Tisch, um in ihrer Lektüre fortzufahren. Aber ihre Gedanken wollten nicht bei dem Gegenstand haften. Sie bemühte sich vergebens und versuchte es dann mit der Musik, indem sie sich vor das Spinett setzte.

Das Zimmer, in dem sich die Königinwitwe befand, lag in dem westlichen Flügel des Hauses, und seine Fenster, wie

schon angedeutet, schauten auf die Terrassen und den Strom. Es war ein geräumiges Gemach, mit schön geschnitzter Decke und Tafelwerk von schwarz poliertem Eichenholz. Verschiedene Gemälde schmückten die Wände, darunter die Porträts von Heinrich VIII. und seinen drei Kindern - Edward, Mary und Elisabeth - ebenso das des Herzogs von Richmond.

Catharine saß immer noch vor dem Instrument und spielte eine halb melancholische Weise, die mit ihrer Stimmung harmonierte, als die Vorhänge der Tür rasch beiseite gezogen wurden und ihr Gemahl eintrat. Während er den langen schwarzen Mantel, der ihn einhüllte, samt der roten Samtmütze auf einen Stuhl warf, flog sie ihm mit einem Ausruf des Entzückens entgegen und schlang die Arme um seinen Nacken.

»So kommst du endlich, Seymour!«, rief sie aus. »Ich fürchtete, dir sei etwas Böses begegnet!«

»Ich hatte so viele Geschäfte heute Abend, liebes Herz«, erwiderte er. »Aber ich bringe gute Nachrichten. Komm, setze dich zu mir«, fügte er hinzu, indem er sich auf einen Diwan warf, »und du sollst hören!«

Catharine gehorchte mit Freuden. »Hat Seine Majestät dich mit neuen Ehren überhäuft?«, fragte sie.

»Ich werde nebst Dorset und dem Grasen von Derby in einigen Tagen den Hosenbandorden erhalten«, sprach er, »aber das meinte ich nicht.«

»Was ist es denn?«, rief Catharine. »Nein, lass mich raten. Ich hab's! Du wirst Oberhofmeister des Königs werden! Der Protektor tritt zu deinen Gunsten zurück!«

»Ach nein!«, entgegnete der Admiral, »das Glück wird mir nicht zuteilwerden. Aber die bewusste Sache betrifft

dich gerade so viel wie mich, Cate.«

»Alles, was dich betrifft, betrifft auch mich«, antwortete sie. »Aber wenn das, was du zu erzählen hast, halb mich angeht, so hast du wohl die Anerkennung unserer Heirat im Sinn?«

»Nun hast du's erraten, liebes Herz. Wenn dir's recht ist, so soll sie morgen bekannt gemacht werden.«

»Du musst am besten wissen, ob der Schritt geraten ist oder nicht, und ob du deines Bruders Zorn trotzen darfst, denn ich vermute, dass seine Gesinnung dieselbe geblieben ist. Mir muss es natürlich angenehm sein, wenn die Verheimlichung ein Ende hat. Aber ich will gern noch in der bisherigen Weise fortleben, wenn dir vonseiten des Lordprotektors oder des Conseils die geringste Gefahr drohte. Ich bin zufrieden, dass heilige Bande, die nur der Tod lösen kann, mich an dich ketten, und eile nicht mit der Bekanntmachung.«

»Aufschub würde uns nicht fördern - vielleicht aber die Lage der Dinge schlimmer machen«, entgegnete er. »Der jetzige Augenblick scheint mir der Verdeutlichung günstig.«

»Sei es, wie du willst - du hast mir zu befehlen. Nur bitte ich nochmals, auf mich gar keine Rücksicht zu nehmen und einzig so zu verfahren, wie es für dich selbst am dienlichsten ist.«

»Ich bin es deinem Ruf, der leiden könnte, schuldig. Ich bin es mir selbst und auch dem König schuldig, dass unsere Heirat nicht länger verheimlicht werde. Mein Plan ist folgender, liebes Herz: Morgen gebe ich, wie du weißt, in Seymour House ein Fest, und ich schlage vor, diese Gelegenheit zu benutzen, um dich dem König als meine Gemahlin

vorzustellen.«

»Aber wird eine solche Überraschung Edward auch angenehm sein? Wäre es nicht besser, ihn vorzubereiten?«

»Ich denke nicht. Mache ich meinen königlichen Neffen zum Vertrauten, so reize ich meinen Bruder nur noch mehr. Überdies wäre nichts gewonnen, denn ich weiß, Edward missbilligt die Heirat nicht.«

»Gut, vielleicht hast du recht. Ich will tun, wie du mich heißest, obwohl ich, wenn ich meinem eigenen Gefühl folgen dürfte, dieses zurückgezogene Leben fortführen und Hoffeste und Hofgelage, die mir zuwider geworden sind, meiden würde.«

»Später magst du dich in die Einsamkeit zurückziehen, wenn du Lust hast, Cate, für jetzt aber musst du mich in der wichtigen Rolle, die ich zu spielen habe, unterstützen.«

»Ich wollte, du wärst minder ehrgeizig, Seymour! Ich fühle es, meine Zukunft würde dann glücklicher sein.«

»Pah! Wenn ich reüssiere und das Ziel erreiche, das ich mir gesetzt habe, so wird alles dein sein, was dich glücklich machen kann, Cate. Wenn ich der Erste nach dem König bin, so wirst du stolzer und glücklicher sein denn als Gemahlin Heinrichs VIII.

»Ich hoffe es, Seymour«, seufzte sie, »denn als solche war ich nichts weniger als glücklich. In Wahrheit, ich fürchte mich fast, wieder in die große Welt einzutreten. Doch dein Wille ist mir Gesetz.«

»Du bist eine gute und pflichttreue Frau, Cate!«, rief er, ihre Stirn küssend. »Du kannst, wie ich schon sagte, viel für mich tun in diesem Augenblick. Dorset war heute bei mir. Ich sprach mit ihm wegen seiner Tochter, und er willigte ein, sie deiner Obhut zu übergeben, sobald die Heirat be-

kannt ist.«

»Nichts könnte mir lieber sein«, entgegnete Catharine. »Lady Jane Grey ist, wie du weißt, mein besonderer Liebling.«

»Und das mit Recht, liebes Herz, denn sie ist ein Muster von Vollkommenheit - wunderbar schön und wunderbar unterrichtet. Wenn's Zeit ist, müssen wir ihr einen passenden Gemahl schaffen.«

»Hast du nicht schon einen im Auge?«

»Ich will's nicht leugnen«, erwiderte er. »Janes Vorzüge sind so glänzend, dass ich nur einen wüsste, der ihrer würdig wäre: meinen königlichen Neffen. Wenn auch noch Hindernisse zu beseitigen sind, so bin ich doch überzeugt, dass die Verbindung zustande gebracht werden kann. Edward hegt für sie eine Art von knabenhafter Leidenschaft. Und wenn er die ganze Welt durchsuchte, er fände keine bessere Gemahlin als Lady Jane Grey.«

»Davon bin ich überzeugt«, entgegnete Catharine. »Jane ist viel gescheiter, als Frauen gewöhnlich sind, sie ist fromm und tugendhaft und wäre das leuchtendste Juwel in Edwards Krone. Ich fördere den Plan mit Entzücken, weil ich überzeugt bin, dass ich damit zugleich Edwards Glück fördere.«

»Du kannst ihm keinen größeren Dienst erweisen, indem du deine Hand bietest, ihm eine solche Frau zu verschaffen. Du kannst dem Land keinen größeren Dienst erweisen, indem du ihm eine solche Königin gibst«, entgegnete Seymour. »Aber ich muss fort, liebes Herz. Einen Becher Wein und dann Lebewohl!«

»So bald!«, rief sie vorwurfsvoll aus.

»Es ist spät, und ich muss mich durchaus losreißen. Aber

der Gedanke ist ein Trost, dass wir uns so zum letzten Mal trennen. Morgen kommst du nach Seymour House als Gast, aber du bleibst als dessen Herrin. Adieu, liebes Herz!«

Er umarmte sie zärtlich, nahm Mantel und Baret und entfernte sich. Er ging die geheime Treppe hinunter, trat zu dem Hinterpförtchen hinaus und wandte sich der Stelle zu, wo das Boot feiner wartete. Die Nacht war vollkommen dunkel, aber trotzdem glaubte Seymour, eine Gestalt mitten auf seinem Weg zu sehen. Er hielt einen Augenblick un schlüssig an, schritt aber dann sogleich weiter.

Die dunkle Gestalt blieb unterdes stehen. Er sah, dass es nicht eine Person allein war, sondern noch zwei andere dahinter, die, soweit es sich erkennen ließ, bewaffnet waren. Obwohl er in diesem Augenblick sehr gern eine Begegnung würde vermieden haben, so war Seymour doch nicht der Mann, der umgekehrt wäre. Er rief also die Leute an und zog sein Schwert.

»Er ist's! Es ist der Admiral!«, rief der Vorderste. »Ich weiß genug, wir können gehen.«

»Nicht, bis Ihr erklärt, was Ihr gewollt habt!«, rief Seymour, indem er auf ihn zusprang und ihn bei der Gurgel packte.

»Lasst ab von mir, Mylord!«, rief der Mann mit einer Stimme, die Seymour ganz bekannt vorkam.

»Was ist das? Mylord von Warwick hier!«, rief er aus. »Hat Eure Lordschaft sich herabgelassen, den Spion zu spielen?«

»Ich kam hierher, um mich in Betreff eines Gerüchtes, das mir zu Ohren gekommen ist, zu vergewissern. Ich habe genau gesehen. Was ich gehört habe, ist wahr.«

»Denkt nicht, so davonzukommen, Mylord!«, rief Seymour. »Es hat Euch beliebt, Euch in meine Angelegenheiten zu drängen, und ich habe Euch darüber ertappt. Entweder gelobt Ihr mir nun Schweigen oder ich werde es unmöglich machen, dass Ihr über anderer Leute Affären redet. Seht Euch vor, sage ich.«

»Ich weiche Euch nicht aus, Mylord«, entgegnete Warwick, sein Schwert ziehend. »Es sei also! Tretet zurück, meine Herren«, wandte er sich an die anderen, die sich näher drängten. »Ich kann dem Admiral sein *quietus* geben, ohne Euren Beistand.«

Im Moment darauf kreuzten sich die Schwerter. Beide waren wohlgeübte Fechter, und wenn es hell genug gewesen wäre, so möchte der Kampf eine Weile gedauert haben. Aber der Admiral drang auf seinen Gegner so hitzig ein, dass Letzterer, indem er einen Schritt rückwärts tat, stolperte. Im selben Augenblick war die Spitze von Seymours Schwert an seiner Gurgel. Der Admiral jedoch stieß nicht zu.

»Ich schenke Euch das Leben, Mylord«, sprach er, zurücktretend. »Jetzt wird die Ehre Euch die Lippen schließen, und ich überlasse es Euch, Euren Begleitern Stillschweigen aufzuerlegen.«

»Fürchtet nichts, weder von ihnen noch von mir, Mylord Admiral«, entgegnete Warwick. »Ich gestehe, ich tat Unrecht, hierherzukommen, und nach diesen Worten werdet Ihr mir nicht Eure Hand verweigern.«

»Genug, Mylord«, entgegnete der Admiral, indem er die dargebotene Hand nahm. »Ich hoffe Euch morgen in Seymour House zu sehen, woselbst das Geheimnis vollkommen aufgeklärt werden soll. Bis dahin rechne ich auf Eure

Verschwiegenheit.«

»Seid dessen versichert, Mylord«, erwiderte Warwick, »ich will das Rätsel nicht zu lösen versuchen, obwohl ich es zu erraten glaube. Gute Nacht. Meine Pferde sind am Gartentor.«

»Und mein Boot ist drunten unter den Bäumen. Gute Nacht, Mylord.«

Damit trennten sie sich, der Admiral eilte auf den Fluss zu, und Warwick mit seinen Gefährten schlug die entgegengesetzte Richtung ein.

Im Gehen sprach Seymour zu sich selbst: »Mit Mühe hielt ich an mich, als Warwicks Leben in meiner Hand lag. Ich fürchte, er ist ein Verräter. Und doch hatte ich Grund, ihn zu schonen. Es wäre von üblen Folgen gewesen, wenn ich ihn hier getötet hätte. Tritt er mir abermals in den Weg, so werde ich andere und sichere Mittel finden, ihn loszuwerden.«

Warwicks Verachtungen waren nicht viel anders.

»Wenn nicht der verdammte Umstand gewesen wäre, dass mein Fuß ausglitt, so hätte ich ihn vielleicht niedergeworfen. Und nun schulde ich ihm mein Leben, Aber ich möchte ihm raten, nicht zu sehr auf meine Dankbarkeit zu bauen. Mein Hass ist durch seine prahlerische Großmut nicht vermindert worden, eher gesteigert. Übrigens - es ist gut, dass die Begegnung so ablief. Besser, er stirbt von Henkershand als von meiner!«

Elftes Kapitel

Von dem Fest, das der Lordadmiral in Seymour House gab

Des Admirals Wohnung, Seymour House, war, wie wir bereits erwähnt haben, prächtig eingerichtet. Die Gemächer und Galerien waren nicht nur in verschwenderischer Weise mit reichen Tapeten und gestickten Zeugen behangen, sondern auch überfüllt mit Gemälden, Statuen und anderen Kunstwerken. Es war zu verwundern, wie der Admiral binnen so kurzer Zeit eine solche Menge von Raritäten hatte zusammenbringen können. Aber wir wissen, dass ihm mehr Mittel zu Gebote standen als anderen. Zu jener Zeit, wo man überhaupt Schaugepränge liebte, suchte jeder reiche Edelmann sich durch ein zahlreiches Dienstpersonal, welches auf seine Kosten bekleidet und unterhalten wurde, auszuzeichnen. Der Lordadmiral aber tat es allen zuvor. Sein Haushalt war fast königlich und wetteiferte mit dem des Lordprotektors. Er hatte einen Großkämmerer und einen Vizekämmerer, beide prachtvoll gekleidet und mit weißen Stäben versehen, ein Dutzend Zeremonienmeister, drei Marschälle, einen Kaplan, einen Almosenier, einen Schatzmeister, einen Oberkoch nebst einigen Assistenten, dann eine Menge von Pfortnern, Stallknechten, Mundschenken und Tafeldienern. Daneben hielt er sich ein zahlreiches Gefolge von jungen Edelleuten aus guten Familien, die ihm als Pagen dienten und sämtlich seine Farben trugen. Ferner hielt er sich eine Art von Garde, in der Art wie die königliche Leibgarde. Sein Haushalt zählte nicht weniger als dreihundert Personen, und da alles auf das Großartigste und Verschwenderischste eingerichtet war, so waren

die Kosten enorm. Aber der Admiral tat dies alles nicht ohne Absicht. Er wünschte, als der erste Edelmann an seines Neffen Hof angesehen zu werden, auf dass keine Stellung, die er späterhin erringen möchte, als zu hoch für ihn erscheine.

Bei einem so prächtig eingerichteten Haus und mit so hochfliegenden Plänen, wie der Admiral sie nährte, kann es nicht überraschen, dass das von ihm für den König und den Hof veranstaltete Fest ganz außerordentlich glanzvoll war.

Die Hauptgemächer waren alle aufs Prächtigste mit Wachskerzen erleuchtet. In der Vorhalle stand, in roten Samt gekleidet, mit goldenen Ketten um den Hals und weißen Stäben in der Hand, eine Reihe der obersten Hausbediensteten, um die hohen Gäste zu empfangen. Außer ihnen befanden sich da noch eine Menge von Dienern, Pagen, Marschällen und Stallknechten, alle in reicher Livree und mit vergoldeten Hellebarden versehen. Wohin der Gast seinen Fuß setzen mochte, die breite Treppe, mit ihren kunstvoll geschnitzten Pfeilern, hinauf, den großen Korridor entlang, durch die weiten Säle, allenthalben begegnete er Dienern, Pagen und Marschällen wie in Whitehall.

Nichts fehlte, was damals zur Erheiterung einer Gesellschaft erforderlich schien. In dem größten Saal befand sich ein Musikkorps, das zum Tanz aufspielen sollte.

Viel früher, als es heutzutage üblich ist, erschienen die Gäste des Admirals, die angesehensten Personen des Hofes, beiderlei Geschlechts, und es dauerte nicht lange, so schienen die Räume, so groß sie auch waren, gefüllt zu sein. Aber immer kamen noch mehr, es schien kein Ende nehmen zu wollen.

Alle Gäste wurden in der großen Vorhalle von den verschiedenen Hausbeamten auf die zeremoniöseste Weise empfangen und dann von Marschällen und Pagen in das Gemach geführt, wo der Admiral - in weißem, mit Perlen gestickten Atlas gekleidet - sie begrüßte. Manche der Damen trugen Halbmasken von schwarzem Samt, während andere in irgendeine Phantasietracht gekleidet waren.

Die Art und Weise des Admirals, mit seinen Gästen zu verkehren, war überaus freundlich und gewinnend. Er hatte ein Auge für jedermann und teilte seine Aufmerksamkeit so, dass alle zufrieden waren. Wir sagten bereits, dass er viel beliebter bei dem alten Adel war als der Lordprotektor, und es waren manche Repräsentanten der stolzesten Familien bei dieser Gelegenheit anwesend, die Somerset nicht mit ihrem Besuch würden beehrt haben. Jedoch müssen wir bemerken, dass die päpstliche Partei hier stark vertreten war, und dieser Umstand war sehr geeignet, die herrschende Meinung zu unterstützen, dass Seymour, aus Oppositionsgründen gegen seinen Bruder, sich mit den Römischen verbünden wolle.

Nie hatte der Admiral vorteilhafter ausgesehen. In der reichen Kleidung trat das Ebenmaß seiner Gestalt noch mehr hervor, und diejenigen, welche ihn etwa bei dieser Gelegenheit mit seinem Bruder, dem Lordprotektor, verglichen, mussten zugestehen, dass der ältere Seymour, was die äußere Erscheinung, Anmut und gewinnendes Wesen betraf, bei Weitem hinter dem jüngeren zurückstehe.

Unter den zuerst eintretenden Gästen befand sich der Marquis von Dorset, mit der Marquise und Lady Jane Grey, aber die Räume waren bereits voll, und die Festlichkeiten hatten begonnen, als der Herzog und die Herzogin von So-

merset erschienen. Beide waren auf das Kostbarste gekleidet, der Kopfputz der Herzogin leuchtete von Diamanten und anderen Edelsteinen. Somerset begleiteten die Grafen von Warwick und Arundel; beide ebenfalls prächtig gekleidet. Der Herzog sah finster aus und erwiderte in keineswegs herzlicher Weise die Bewillkommnung des Admirals, sondern schritt mit der Herzogin weiter.

Wie sehr auch den Admiral seines Bruders Betragen verdrießen mochte, die Ankunft des Königs machte alles wieder gut; denn so kalt unfreundlich der Herzog gewesen war, so huldvoll war Edward. Er trug ein Wams von Silbertuch, das mit Golddamast besetzt war, einen Überwurf von purpurnem, reich mit Perlen und Edelsteinen besetzten Samt.

Nachdem der Admiral seinem königlichen Neffen seinen Dank für die ihm erwiesene Ehre ausgesprochen hatte, antwortete Edward freundlich: »Wir danken Euch herzlich für Euren Willkomm, bester Oheim. Aber Ihr werdet noch mehr Gäste haben, als Ihr erwartet habt, denn wir haben noch zwei schöne Damen mitgebracht, die bei Eurer Gesellschaft zugegen zu sein wünschten. Haben wir uns auch zu viel Freiheit genommen?«

»Oh, Sire! Mein Haus samt allem, was darin ist, steht zu Eurer Majestät Verfügung.«

»Hier sind sie!«, rief der König, indem er auf zwei dicht hinter ihm stehende Damen deutete, die beide in weite schwarze Mäntel gehüllt waren und schwarze Samtmasken trugen.

»Erratet Ihr, wer sie sind?«

»Ich will es versuchen, Sire«, sprach der Admiral, den Damen näher tretend. »Bei meiner Seligkeit!«, fuhr er fort,

»mir widerfährt große Ehre! Ich müsste mich sehr täuschen, diese schöne Dame ist Ihre Hoheit, die Prinzessin Elisabeth, und diese, irre ich nicht, Mistress Ashley.«

»Richtig, lieber Oheim!«, rief der König lachend. »Nein, nun braucht Ihr Euch nicht ferner zu verhüllen. Der Admiral hat Euch beide erkannt, Ihr könnt die Masken abnehmen.«

»Wir gedachten nicht, uns sofort Eurer Lordschaft zu erkennen zu geben«, sagte Mistress Ashley, die Maske abnehmend, »aber Seine Majestät hat unseren Plan durchkreuzt.«

»Ich wusste, mein Oheim würde sehr erfreut sein, Euch beide zu sehen, darum wollte ich ihm das Vergnügen nicht länger vorenthalten«, entgegnete Edward.

»Eure Majestät hat recht«, sprach der Admiral.

»Will Eure Hoheit die Maske abnehmen?«, sprach er zu Elisabeth.

»Wenn Eure Majestät befiehlt, so muss ich gehorchen«, erwiderte sie, indem sie die Maske abnahm und ein tief errötesendes Antlitz sehen ließ.

Elisabeth sah herrlich aus. Sie war ausnehmend geschmackvoll, in weißen, mit Perlen geschmückten Damast gekleidet, und ihre goldigen Flechten, ihr frappierend schönes Gesicht übten auf den Admiral ganz den alten Zauber.

»Ich wusste nicht, Prinzessin, dass Ihr an den Hof zurückgekehrt wart«, sagte er, »sonst würde ich darum gebeten haben, dass Ihr mein einfaches Fest mit Eurer Gegenwart beehren möchtet.«

»Ich bin hier auf Befehl des Königs«, entgegnete Elisabeth.

»Ich kehrte eben erst von Hatfield zurück, und es scheint, Seine Maiestät wollte gerade, dass ich bei Eurem Fest zugegen wäre.«

»Ich bin ihm sehr dankbar«, erwiderte der Admiral. »Diese Gnade kommt mir ganz unerwartet. Wollt Ihr geruhen, Euch die übrigen Gemächer anzusehen?«

»Sehr gern«, sagte der König. »Ihr nennt Eure Gesellschaft ein einfaches Fest, bester Oheim. Mich dünkt, es ist ein sehr schönes Fest. Wir können es Euch kaum gleich tun. Was meint Ihr, Elisabeth?«

»Es ist prächtig«, antwortete sie. »Ihr habt fürstliche Neigungen, Mylord Admiral.«

»Ich hatte sie einst«, erwiderte er leise, »aber das ist vorbei.«

Während der König freundlich die Verbeugungen derer erwiderte, die ehrerbietig zur Seite traten, um ihm Platz zu machen, fiel sein Auge plötzlich auf die Marquise von Dorset und ihre Tochter, Lady Jane Grey, und seine Wangen röteten sich.

»Da ist Lady Jane Grey!«, rief er aus. »Ich erwartete nicht, sie hier zu sehen.«

»Ich will nicht behaupten, dass ich Eure Majestät zu überraschen gedachte«, entgegnete der Admiral lächelnd, »aber ich freue mich, dass Mylord von Dorset von Bradgate zurückgekommen ist und ich daher seine Tochter zu meinen Gästen zählen durfte!«

»Bei Unserer lieben Frau, ich freue mich auch!«, erwiderte der König.

Auf ein Zeichen des Admirals trat Dorset näher, und mit einer tiefen Verbeugung führte er dem König die Marquise und seine Tochter vor.

Als Letztere sich tief verneigte, nahm Edward ihre Hand, um sie aufzurichten und sprach: »Wir hatten Uns einen angenehmen Abend bei unserem Onkel versprochen, aber er

wird bei Weitem angenehmer sein, als Wir dachten, da Ihr ihn mit Eurer Gegenwart beehrt.«

»Eure Majestät ist zu gütig«, erwiderte sie tief errötend.

»Nein, Ihr müsst bei Uns bleiben«, sagte Edward. »Wir lassen Euch nicht sobald. Aber vielleicht habt Ihr Lust zu tanzen?«

»Ich tanze nie, gnädiger Herr. Ich liebe dieses Vergnügen nicht.«

»Vielleicht tadelt Ihr es?«, sagte Edward, sie fragend anblickend.

»Das nicht gerade. Aber ich finde es eitel und frivol.«

»Ich glaube, ich werde auch nicht wieder tanzen.«

»Ein lobenswerter Vorsatz, Sire!«, rief der Admiral. »Aber ich hoffe, Ihr werdet Euren weniger ernst gesinnten Untertanen, die nichts Übles im Tanz sehen, eine solche Erholung nicht verwehren. Darf ich wagen, um Eure Hoheit Hand zu dem Couranto zu bitten, der eben begonnen hat?«, fügte er, zu Elisabeth gewendet, hinzu.

»Ich tanze gern den Couranto mit Euch«, erwiderte die Prinzessin, »ich liebe ihn leidenschaftlich.«

Sie reichte dem Admiral die Hand, und er führte sie in die Mitte des Saales. Die Hoboen spielten auf, und sie flogen in raschem Tanz dahin. Beide tanzten vortrefflich, und das Paar erregte allgemeine Bewunderung. Nach Beendigung des Tanzes führte Seymour, unfähig, dem Zauber zu widerstehen, den die Prinzessin immer noch auf ihn ausübte, dieselbe in ein Seitengewach, wo er ungestört mit ihr reden konnte.

»Habt Ihr mich ganz vergessen, Prinzessin?«, fragte er.

»O ja«, erwiderte sie mit gezwungenem Lachen, »ich habe vergessen, was zwischen uns vorgefallen war.«

»O, dass ich es auch vergessen könnte!«, rief Seymour.
»Aber ich bin hart gestraft worden. Ich verdiente nicht das Glück, das vielleicht mein gewesen wäre.«
»Lasst den Gegenstand fallen, Mylord, Ihr habt mich nie geliebt!«
»Euch nie geliebt!«, rief er leidenschaftlich. Und dann, sich plötzlich mäßigend, fuhr er fort, »Ihr tut mir Unrecht, Prinzessin. Ich habe Euch nur zu sehr geliebt.«
»Wenn ich es glauben könnte, so verzieh ich Euch vielleicht. Aber Euer nachheriges Benehmen war unbegreiflich. Ihr versuchtet keine Erklärung - schicktet keinen Brief.«
»Ich dachte, alle Erklärung wäre unnütz - Ihr hättet mich für immer verworfen«, entgegnete Seymour mit unsicherer Stimme.
»Der Versuch hätte doch wenigstens gemacht werden sollen«, erwiderte sie in pikiertem Ton. »Wie konntet Ihr wissen, was geschehen wäre?«
»So gebt Ihr mir also Hoffnung?«, rief er entzückt. »Aber ich vergesse mich«, fügte er düster hinzu.
»Ihr denkt, ich zürne Euch noch«, sprach die Prinzessin.
»Aber Ihr irrt Euch. Ich habe mir meine Eifersucht ausgedet. Wie kommt es, dass die Königinwitwe heute Abend nicht hier ist?«
»Sie wird bald hier sein«, erwiderte Seymour niedergeschlagen.
»Oh, so wird sie erwartet?«, rief Elisabeth. »Nährt Ihr noch dieselben ehrgeizigen Projekte, Mylord Admiral?«
»Ich bin so ehrgeizig wie immer, Prinzessin«, entgegnete er mit Nachdruck und fast streng, »aber verloren habe ich, was meines Ringens höchster Preis gewesen wäre.«
»Wer sagt Euch das? Wenn Ihr keine Anstrengung macht,

das Verlorene wieder zu gewinnen, so tragt Ihr selbst die Schuld.«

»Prinzessin!«, rief Seymour, und seine Stimme zitterte vor Bewegung; »Ihr treibt mich zur Verzweiflung. Ihr ruft all meine Leidenschaft wieder wach, und doch muss sie überwunden werden.«

»Aber ich sage Euch ja nicht, dass Ihr verzweifeln sollt«, sprach Elisabeth. »Ich bin halb und halb geneigt, Euch zu verzeihen, vorausgesetzt, dass Ihr versprecht, mich nie wieder zu hintergehen.«

»Nicht weiter, ich beschwöre Euch, Prinzessin!«, rief Seymour. »Ihr zerreißt mir das Herz. Ich liebe Euch mehr als mein Leben. Um Euretwillen wollte ich allen ehrgeizigen Plänen entsagen, um Euretwillen alles opfern! Und dennoch ...«

»Was dennoch?«, rief Elisabeth. »Aber spielen wir nicht mit Worten. Eure Art und Weise überzeugt mich, dass Ihr mich wirklich liebt, und so bekenne ich, dass auch Ihr immer noch mein Herz beherrscht.«

Seymour konnte nicht widerstehen. Er fasste Elisabeths Hand und presste sie an seine glühenden Lippen. Aber er bereute im selben Augenblick, was er getan hatte, und ließ die Hand sinken.

»Diese Qual ist zu groß!«, rief er aus. »Ich ertrage sie nicht länger.«

»Was ist es!«

»Ich kann nicht reden! Ihr werdet alles sogleich erfahren. Habt Mitleid mit mir! Mitleid!«

»Um Himmels willen, beruhigt Euch, Mylord, oder Ihr lenkt die Aufmerksamkeit auf uns«, sprach Elisabeth. »Was bedeutet diese ungeheure Aufregung? Was ist geschehen?«

»Fragt mich nicht, Prinzessin. Ich kann nicht antworten. Denkt von mir, so gut Ihr könnt - denkt, dass ich Euch immer geliebt habe, Euch immer lieben werde.«
Mit diesen Worten nahm er ehrerbietig ihre Hand und führte sie in den gefüllten Saal.

Zwölftes Kapitel

Wie des Admirals Heirat bekannt gemacht wurde

Unterdessen schritt der Lordprotektor mit dem Grafen Warwick durch die Gemächer und musterte mit eifersüchtigen Blicken die prächtige Dekoration. Warwick begriff, was in ihm vorging, und versuchte ihn nur noch mehr zu reizen.

»Was dünkt Eure Hoheit von diesem Fest?«, fragte er. »Es ist überaus verschwenderisch. Wenn der Lordadmiral viele solche Feste gibt, wird er sich ruinieren.«

»Seine Verschwendung ist maßlos!«, rief Somerset.

»Aber er hat eine Absicht dabei«, fuhr Warwick fort. »Er möchte, dass aller Augen auf ihn als die aufsteigende Sonne gerichtet wären. Eure Hoheit wird wohl tun, auf der Hut zu sein, denn glaubt mir, all das ist nur ein Teil seines fein angelegten Planes, Euch zu verdrängen. Bemerkt Ihr nicht, dass Euer Bruder alle altadligen Geschlechter um sich versammelt, von denen man weiß, dass sie Euch nicht freundlich gesinnt sind? Seht Ihr nicht, dass er versucht, sich die römische Partei geneigt zu machen? Warum sind Gardiner und Tunstal hier?«

»Sein Plan ist klar, aber ich fürchte ihn nicht.«

»Eure Hoheit sollte lieber nicht zu vertrauensvoll sein. Lasst ihm nicht zu viel Spielraum, oder er könnte Euch zu mächtig werden.«

»Ich würde ihn sofort seines Amtes entheben«, sprach Somerset, »aber er hat einen so großen Einfluss auf den jungen König, dass ein solcher Schritt gefährlich wäre. Ich muss einen Vorwand haben. Aber gehen wir zu Seiner Majestät. Dorset ist, wie ich sehe, mit der Marquise und seiner Tochter zurückgekehrt.«

»Der König scheint merkwürdig eingenommen von Lady Jane Grey. Seht, wie er ihren Worten lauscht, und welch' eine verliebte Miene er macht. Dorset, bin ich überzeugt, bildet sich ein, dass seine Tochter eines Tages Königin von England wird.«

»Wenn er solchen Gedanken nachhängt, so wird er sich täuschen. Aber der König ist zu jung, um schon an so etwas zu denken.«

»Vielleicht tun es andere, wenn auch er nicht«, entgegnete Warwick.

Damit gelangten sie in den Teil des Saales, wo Edward mit Lady Jane Grey stand. Der junge Monarch war durch seine schöne Gefährtin so in Anspruch genommen, dass er des Lordprotektors Nahen kaum gewahr wurde.

»Eure Majestät scheinen fehr gefesselt«, bemerkte Somerset trocken.

»Ich bin es immer von der Unterhaltung meiner schönen Cousine«, erwiderte Edward. »Ich sage ihr, dass Wir sie nicht wieder entlassen können, dass sie bei einer der Damen vom Hof bleiben muss, falls die Marquise nach Bradgate zurückkehren will. Ihre Gnaden von Somerset wird sie

in Obhut nehmen - nicht so, liebe Tante?«

»Mit dem größten Vergnügen, Sire, falls ihre Mutter sie mir anvertraut«, antwortete die Herzogin.

»Ihre Mutter wird sich nicht gern von ihr trennen«, sprach der Lordprotektor kühl dazwischen.

»Ich bin Euer Gnaden unendlich verpflichtet«, sprach die Marquise, »aber ich habe andere Absichten mit meiner Tochter.«

»Was für andere Absichten?«, fragte Edward rasch, »doch nicht, sie von hier wegzunehmen, hoffe ich?«

»Nicht, Sire, nicht sie wegzunehmen - die Sache ist diese: Eine andere hochgestellte Dame, die ich nicht nennen darf, hat sich erboten, sie unter ihren Schutz zu nehmen.«

»Hm! Was soll das heißen?«, murmelte Somerset. »Warum ist er so darauf versessen, dass Lady Jane bei Hofe bleibt? Hat man ihm vielleicht närrische Gedanken in den Kopf gesetzt? Wir werden sehen. Ich habe Neuigkeiten für Eure Majestät«, fügte er laut hinzu. »Ihr werdet binnen Kurzem in einen Krieg verwickelt werden. Die Schotten wollen den Heiratsvertrag zwischen Euch und ihrer jungen Königin nicht genehmigen.«

»Das freut mich!«, rief Edward.

»So wünscht Eure Majestät Krieg?«, bemerkte Somerset.

»Das nicht, aber ich möchte durch keinen Vertrag gebunden sein und bin deshalb froh, dass die Sache erledigt ist.«

»Aber der Vertrag soll erzwungen werden, und dann muss Eure Majestät sich daran halten!«, rief der Lordprotektor.

»Muss ich daran halten?«, wiederholte Edward. »Bei meiner Treu! Es scheint nur, als ob der Vertrag sowohl mir als auch der jungen Königin von Schottland aufgedrängt wer-

den sollte. Aber zufälligerweise habe ich selbst einen Willen und werde bei dieser Gelegenheit Gebrauch davon machen. Was Eure Hoheit auch denken mag - ich werde mich durch diesen Vertrag nicht für gebunden erachten.«

»Sire!«, rief der Lordprotektor aus.

»Führt Krieg, wenn es Euch beliebt und benutzt den Vertrag als einen Vorwand, aber denkt nicht daran, mich mit der Maria Stuart zu verloben.«

»Ich staune! Kaum traue ich meinen Ohren!«

In diesem Augenblick kam der Admiral mit der Prinzessin Elisabeth.

»Oh, Ihr kommt! Bester Oheim«, rief Edward. »Was ist Eure Meinung? Ist es recht, mit jemandem verlobt zu werden, den man nie gesehen hat?«

»Ich bitte Eure Majestät, mich zu entschuldigen«, sagte der Admiral ausweichend. »Das ist eine Frage, die ich lieber nicht beantworten möchte.«

»So will ich sie selbst beantworten«, sprach der König. »Es ist ein Selbstopfer, zu dem ich mich nicht berufen fühle. Ich werde niemals mein Wort einer solchen geben, die ich nicht zu heiraten wünsche.«

»Der Entschluss ist Eurer würdig, Sire, und ich kann ihn nur billigen«, sprach der Admiral.

»Eure Majestät wird anders denken, davon bin ich überzeugt, wenn die Zeit der Entscheidung herannaht«, sagte der Lordprotektor. »Indessen wird der Wille Eures erhabenen Vaters geschehen und die Erfüllung des Vertrages mit dem Schwert erzwungen werden.«

»Diese Angelegenheiten sind zu ernster Natur für eine Gelegenheit wie diese, sie müssen für eine passendere Zeit aufgespart werden«, sagte der Admiral.

In diesem Augenblick fand eine sehr gelegene Unterbrechung statt, indem ein Zeremonienmeister eintrat und die Königinwitwe meldete. Gleich darauf erschien Catharina, in Begleitung ihres Bruders, des Grafen von Northampton. Sie war in weißen Silberstoff gekleidet und trug einen Kopfputz mit einer dreifachen Reihe orientalischer Perlen. Mit einer tiefen Verbeugung trat der Admiral ihr entgegen, nahm darauf ihre Hand und führte sie langsam bis in einige Entfernung vom König. Ihnen voraus schritt der Graf von Northampton.

Nachdem dieser den König ehrerbietig begrüßt hätte, sprach er: »Sire, nicht mehr als die Witwe Eures erhabenen Vaters erscheint meine Schwester, Königin Catharina, vor Euch, sondern als die Gemahlin Eures Oheims, Lord Seymour von Sudley.«

»Des Admirals Gemahlin!«, rief Edward erstaunt, während sich die höchste Überraschung in den Augen aller Anwesenden malte.

Prinzessin Elisabeth wurde totenbleich und vermochte kaum einen Schrei zu unterdrücken.

»Ihr scherzt doch nicht, Mylord?«, sprach Edward zu Northampton.

»Nein, gnädiger Herr«, nahm der Marquis von Dorset das Wort, »Seine Lordschaft hat einfach die Wahrheit gemeldet, wie ich bestätigen kann, denn ich war Zeuge der Zeremonie, die in der St. Peters-Kapelle im Tower vor ungefähr einem Monat stattfand. Ich schwieg bisher, weil ich solches gelobt hatte.«

»Ich war in dem gleichen Fall«, sprach Northampton. »Ich bitte deshalb um Verzeihung, Sire.«

»Weshalb zögern sie, sich uns zu nähern?«, sprach Ed-

ward.

»Sire, sie wagen es nicht, bis ihnen Verzeihung zugesichert ist«, erwiderte Northampton.

»Sag ihnen, sie sei gewährt«, antwortete der König.

Als dem Admiral und Catharina die freudige Meldung gemacht wurde, traten sie Hand in Hand vor und machten dem jungen Monarchen eine tiefe Verbeugung.

»Sire«, sprach Lord Seymour, »ich stelle Euch hier meine Gemahlin vor, und wir beide flehen Euch um Verzeihung an, dass wir die Heirat so lange geheim gehalten haben.«

»Mich dünkt, Ihr hättet mir vertrauen dürfen«, sagte Edward mit gnädigem Lächeln.

»Ich hoffe, Sire, ich habe durch den getanen Schritt nicht Eure gute Meinung verscherzt«, sprach Catharina.

»Durchaus nicht, Madame«, erwiderte Edward, indem er sie auf die Stirn küsste und emporhob. »Ihr steht Uns jetzt nur noch näher. Wir tadeln Euch nur wegen mangelnden Vertrauens, aber Wir wollen nicht schelten. Es sei Euch ganz und gar verziehen.«

Sowohl der Admiral als auch Catharina waren überwältigt von Dankbarkeit.

Unterdessen schaute der Lordprotektor mit finsternen Brauen darein. Als er sah, dass sein Bruder im Begriff war, ihm seine Gemahlin vorzustellen, machte er Miene, sich zu entfernen, aber der König hielt ihn zurück.

»Ich bitte Eure Hoheit, zu bleiben«, sprach er, »nein, ich befehle es!«

Darauf hin blieb der Lordprotektor stehen, und indem er sich zum Admiral wandte, sprach er strengen Tones: »Ihr habt Euch großer Anmaßung schuldig gemacht, Mylord, und obwohl Seine Majestät, welche zu jung ist, um Euer

ungeziemendes Betragen gehörig zu beurteilen, Euch gnädigst verzeihen hat, so erwartet doch nicht gleiche Nachsicht von mir. Indem Ihr mich überrascht habt, glaubt Ihr die Macht meines Unwillens zu brechen, aber Ihr werdet nichts damit gewonnen haben.«

»Ich bedaure sehr, Eure Hoheit beleidigt zu haben«, entgegnete der Admiral mit affektierter Demut, »aber da ich die Verzeihung Seiner Majestät habe, so werde ich die Wucht Eures Missfallens zu ertragen suchen.«

»Ihr werdet Euch vor dem Conseil wegen dessen, was Ihr getan habt, zu verantworten haben!«, schrie Somerset wütend.

»Ich bin jederzeit bereit, von meinem Tun Rechenschaft abzulegen«, erwiderte Seymour stolz.

»Und ich hoffe, die Herren vom Conseil werden auch mich hören«, sprach Catharina, »bevor sie die Wahl tadeln, die ich getroffen habe.«

»Sie werden Euch nicht tadeln«, nahm Edward das Wort, »weil sie meine Ansicht hierüber kennen. In dieser Angelegenheit wird Eure Hoheit mir erlauben, zu entscheiden«, fügte er, gegen den Lordprotektor gewandt, hinzu. »Ich missbillige die Heirat zwischen meines Vaters Witwe und meinem Onkel nicht. Ich sehe nicht ein, warum ich so sehr dagegen sein oder sie so scharf tadeln sollte. Der Lordadmiral steht mir ebenso nahe, ist mir ebenso lieb - vielleicht lieber noch als Eure Hoheit, und meine Unterstützung soll ihm nicht fehlen. So mögen Eure Gnaden sich in acht nehmen, sage ich!«

Diese Worte, deren Ton nebst der sie begleitenden Gebärde entschieden an den verstorbenen König erinnerten, verfehlten ihre Wirkung auf Somerset nicht.

»Ei, nimm dich in acht, Bruder, - nimm dich in acht, so tust du am besten«, wiederholte Seymour spöttisch.

»Lasst die Harmonie dieser Gesellschaft nicht ferner mehr gestört sein«, sagte Edward. »Es ist Unser allerhöchster Wille, dass die Heirat Unseres Onkels, des Lordadmirals, mit Ihrer Majestät der Königin eine anerkannte Sache sei. Wir billigen sie. Das genüge.«

Dieser Erklärung des Königs folgte ein lauter Applaus, und viele, die sich bisher noch zurückgehalten hatten, drängten sich nun herbei, um dem Admiral ihre Glückwünsche darzubringen.

Als Somerset sah, dass die Flut zu mächtig gegen ihn strömte, hielt er es für klüger, einzulenken, aber er tat es mit sichtlichem Widerstreben.

»Wenn Eure Majestät es so will, muss ich nachgeben«, sprach er. »Aber meine Pflicht gebot mir, Einspruch zu tun. Eines ist gewiss: Nimmer hätte der Admiral meine Einwilligung oder die des Conseils erlangt.«

»Also ist es gut, dass er nicht darum nachsuchte«, bemerkte Edward lächelnd. »Übrigens, was das Conseil betrifft, so können Wir Uns ohne Weiteres der Meinung einiger seiner Mitglieder versichern. Was fagt Ihr, Mylords?«, wandte er sich an etliche, die in der Nähe standen. »Tadelt Ihr, Mylords, den Admiral um seiner Heirat willen? Tadelt Ihr ihn, Mylord von Warwick? Oder Ihr, Mylord von Arundel?«

»Ich bin so weit entfernt davon, ihn zu tadeln, gnädiger Herr«, erwiderte Warwick, »dass ich vollständig auf seine Seite treten muss.«

»Er hat einen Preis errungen, auf den er stolz sein kann«, sprach Arundel.

»Was sagt Sir John Gage?«, fragte Edward den Towerkommandanten, der in seiner Nähe stand.

»Da Eure Majestät die Heirat billigt, so habe ich nichts dawider zu sagen«, entgegnete Sir John. »Der Lordadmiral ist kühn und glücklich.«

»Gibt es abweichende Stimmen hier?«, fragte der König.

»Keine, Sire - keine!«, riefen die übrigen Mitglieder des Conseils.

»Das ist gut«, sprach Edward. »Aber versäumen Wir nichts. Wo ist unsere Schwester? Oh, da seid Ihr! Wollt Ihr nicht der Königin Eure Glückwünsche bringen, Elisabeth?«

Seymour erbebte und wagte es nicht, die Prinzessin anzublicken.

»Von ganzem Herzen, Sire«, antwortete Elisabeth, die unterdessen vollständig ihre Fassung wiedererlangt hatte. »Ich wünsche Ihrer Majestät und dem Lordadmiral Glück zu ihrer Verbindung. Ihre Hoheit, dessen bin ich gewiss, konnte keinen besseren oder ergebeneren Gatten finden, während der Admiral dagegen sich mit Recht als den Glücklichsten aller Männer preisen kann.«

Catharina empfing darauf die Glückwünsche der Marquise von Dorset und der Lady Jane Grey. Nach einer kurzen Unterredung mit ihnen wandte sie sich an den König.

»Wenn Eure Majestät mich künftig mit einem Besuch beehrt«, sprach sie, »so werdet Ihr immer eine Altersgenossin bei mir finden.«

»Wie das, Madam?«, fragte Edward.

»Weil Lady Jane Grey hinfort meine Tochter sein wird«, entgegnete Catharina. »Ihre Mutter hat eingewilligt, sie meiner Fürsorge zu überlassen.«

»Das freut mich zu hören!«, rief Edward. »Besseres kann-

tet Ihr nicht tun«, fügte er, zu der Marquise gewendet, hinzu.

»Mylord, der Admiral, wird ihr Beschützer sein, und hat auch das Recht der Verfügung über ihre Hand, falls Eure Majestät mit unserer Anordnung einverstanden ist«, sprach Dorset.

»In dieser Angelegenheit seid Ihr der beste Richter, Mylord Marquis«, entgegnete Edward, »und wenn Ihr meinem Oheim ein so kostbares Gut anvertrauen wollt, so kann ich nichts dagegen haben.«

»Der Admiral ihr Beschützer und soll über ihre Hand verfügen!«, sprach Somerset zu sich selbst. »Nun begreife ich, warum das Anerbieten der Herzogin abgelehnt wurde. Es ist eine abgekartete Sache.«

In diesem Augenblick trat ein Zeremonienmeister, begleitet vom Kämmerer, Vizekämmerer und mehreren anderen Hausbeamten mit ihren weißen Stäben ein. Sie näherten sich in zeremoniöser Weise dem Admiral und meldeten ihm, dass das Abendessen im Bankettsaal bereit sei.

»Geruht Eure Majestät sich dorthin zu begeben?«, sprach Seymour.

Edward machte eine bejahende Verbeugung und reichte der Königin seine Hand mit den Worten: »Erlaubt, Madame, dass Wir Euch zu Tisch führen.«

»Ist das in der Ordnung?«, fragte die Herzogin von Somerset ihren Gemahl. »Sollte sie noch jetzt den Vortritt vor mir haben?«

»Macht Ihr das heute nicht streitig«, erwiderte er. »Ihr Stolz wird binnen Kurzem gedemütigt werden.«

Als der König mit der Königinwitwe den Saal betrat, schmetterten die Trompeten. Ein mit dem königlichen

Wappen gestickter Baldachin bezeichnete Edwards Platz. Zu seiner Rechten saß die Königinwitwe, zu seiner Linken der Lordprotektor. Der Admiral hatte dafür gesorgt, dass Lady Jane Grey dem König gegenüber zu sitzen kam.

Das Essen war exquisit und entsprach der ganzen übrigen Einrichtung. Trotz der großen Zahl der Gäste wurden alle gut bedient. Der Admiral selbst wartete dem König auf.

Beim Schluss der Tafel rief der oberste Zeremonienmeister mit lauter Stimme, dass der König auf das Wohlsein des Gastgebers und der Gastgeberin trinke und alle ersuche, in den Toast mit einzustimmen. Der Vorschlag wurde mit freudigem Zuruf aufgenommen. Ein jeder Becher wurde geleert, und laut erklang der Ruf: »Lang leben der Lordgroßadmiral und die Königin!«

Dreizehntes Kapitel

Wie des Admirals Leidenschaft für die Prinzessin Elisabeth wieder erwacht

Durch seine Heirat mit der Königin wuchs des Admirals Ansehen bedeutend, obwohl es Anstoß erregte, dass die Verbindung sobald nach des Königs Tod war geschlossen worden. Die Königin fand jedoch vielfach Entschädigung. Man begriff, wie elend ihr Dasein während der letzten Lebenszeit Heinrichs gewesen sein musste. Man kannte seine unerträgliche Tyrannei und konnte sie kaum tadeln, dass sie von ihrer Freiheit einen so baldigen Gebrauch gemacht hatte. Auch sprach zu ihren Gnnsten, dass sie die Anhän-

ger des reformierten Glaubens unterstützt und sich deshalb selbst der Gefahr ausgesetzt hatte. So wurde ihr Betragen in möglichst günstigem Licht angesehen. Obwohl die Eile, des Königs Andenken zu vergessen, für den Verstorbenen eben nicht sehr schmeichelhaft war, so begriffen es doch die Lebenden. Hatte Heinrich nicht selbst das Beispiel so schleuniger Heiraten gegeben? Kein Wunder also, dass seine Witwe sich wieder verheiratete, sobald sie Gelegenheit fand.

Der Admiral fuhr in seiner großartigen Lebensweise fort. Catharina aber, die des Glanzes genug gehabt hatte, hielt sich nicht viel in Seymour House, sondern meist auf ihrem eigenen Landsitz auf. Lady Jane Grey lebte jetzt bei ihr, und sie gewann dieselbe bald so lieb, als wäre sie ihre eigene Tochter gewesen. Lady Jane erwiderte diese Zärtlichkeit. Janes Wesen sagte Catharina sehr zu. Sie war selbst fromm, den Studien ergeben und bewunderte in dieser Beziehung ihre junge Pflegebefohlene.

Der Einladung seines Oheims folgend war der junge König ein häufiger Gast in Chelsea Manour House, indem er sich entweder in seiner Barke dorthin begab oder zu Pferde in Begleitung des Admirals. Aber die häufigen Besuche beunruhigten bald den Lordprotektor und er machte denselben ein Ende.

Obwohl der Admiral dermaßen mit seinen ehrgeizigen Plänen beschäftigt war, dass kaum für einen anderen Gedanken Raum schien, und obgleich es seine Pflicht gewesen wäre, ein solches Gefühl nicht aufkommen zu lassen, so quälte ihn doch die unselige Leidenschaft für Elisabeth. Es ist wahr, er machte gewaltsame Anstrengungen, ihrer Herr zu werden, aber unabweislich drängte sich ihm der Vergleich auf zwischen ihrer jugendlichen Schönheit und den

schwindenden Reizen der Königin. Catharinas ernstes und ruhiges Wesen wurde durch Elisabeths Lebhaftigkeit in den Schatten gestellt. Die goldigen Flechten der Prinzessin, die er so bewundert hatte, fesselten ihn gerade wie früher. Kurz, er fing an, sich klar zu werden, dass er die Königin niemals wirklich geliebt, dass er mit ihr sich verheiratet habe, während er die Leidenschaft für Elisabeth im Herzen trug. Es dünkte ihn, als ob die Prinzessin immer schöner würde. Ihr Auge schien glänzender, ihr Antlitz strahlender und ihre Blicke sonniger denn je.

Glücklich im Besitz des Gatten, den sie liebte, hatte Catharina längst ihre Eifersucht auf Elisabeth vergessen. Als der Admiral ihr vorschlug, die Prinzessin nach Chelsea einzuladen, ging sie bereitwillig auf den Vorschlag ein. Elisabeth kam.

Mistress Ashley begleitete sie. Wenn die Königin das Vergangene vergessen hatte, schien Elisabeth wenigstens nicht daran zu denken. In Wahrheit aber gedachte sie dessen nur zu wohl. Sie war nicht besser imstande gewesen, ihre Liebe zu dem Admiral zu beherrschen, als er seinerseits vermutete, die Leidenschaft unterdrücken zu können, die sie ihm eingeflößt hatte. Aber wenn es so mit ihrem Herzen stand, warum dann sich der Gefahr aussetzen? Ja, warum? Fragt die Motte, warum sie sich in die verzehrende Flamme stürzt!

Elisabeth war nicht mehr Herrin ihrer selbst wie das törichte Insekt. Sie redete sich ein, dass ein intimer Verkehr mit dem Admiral das beste Mittel sei, um gegen ihn gleichgültig zu werden, und so ging sie nach Chelsea.

Die Folgen eines so unklugen Schrittes blieben nicht aus. Anstatt, dass ihre Leidenschaft für den Admiral sich ab-

kühlte, fand dieselbe nur neue Nahrung, und Seymour wurde rasender in sie verliebt, als er je gewesen war. Bei dem häufigen Verkehr war es unmöglich, dass ihre beiderseitigen Gefühle ihnen verborgen bleiben konnten. Wieder wie in vergangenen Tagen, als noch keine heiligen Bande ihn fesselten, fing der Admiral an, Liebesworte zu der Prinzessin zu reden, und das Unrecht vergessend, was sie damit einer anderen antat, lieh Elisabeth ihm Gehör.

Catharina sah nicht, was um sie vorging, sah nicht, dass sie ihr eigenes Glück untergraben ließ, und förderte unbewusst seine gefährliche Vertraulichkeit, dass sie in den Aufmerksamkeiten, die ihr Gemahl der Prinzessin erwies, nichts Übles sah.

Aber wenn die Königin selbst blind arglos war, so gab es doch andere, die besser sahen, wie die Sachen standen. Unter diesen war Ugo Harrington, der es wagte, seinem Herrn über die gefährliche Leidenschaft, der er sich hingab, Vorstellungen zu machen. Er meinte, wenn der Liebesgeschichte kein Ende gesetzt werde, so müsse die Königin dieselbe entdecken, und die unseligsten Folgen würden daraus entstehen.

»Ich wollte, ich könnte ungeschehen machen, was ich tat, Ugo!«, rief der Admiral aus. »O, dass ich noch einmal frei wäre! Auf deinen Rat heiratete ich so rasch die Königin. Narr, der ich war, dass ich darauf hörte!«

»Dennoch war der Rat gut, und ich will ihn vertreten«, antwortete Ugo. »Eure Hoheit steht weit besser, wenn Ihr die Prinzessin geheiratet hättet. Die Königin hat Euch Reichtum, Macht und eine Stellung gegeben, die Prinzessin würde Euch wenig mehr als ihre persönlichen Reize zugebracht haben. Nein, sie hätte sogar Euren Sturz veranlassen

können.«

»Aber ich liebe sie so rasend, dass ich fast meine Seele verpfänden würde, um sie zu gewinnen«, entgegnete Seymour. »Sie beherrscht all meine Gedanken und verdrängt all meine Pläne. Wohin ich mich wende, ihr Bild steht vor mir. Meine Liebe zu ihr macht mir Catharina verhasst.«

»Ihre Majestät könnte wohl andere Gefühle in Eurer Brust wecken. Sie ist eine gute und liebevolle Frau.«

»Ich sage kein Wort gegen sie, aber sie steht meinem Glück im Wege, und darum wünsche ich sie beseitigt.«

»Beseitigt!«, erwiderte Ugo, »dahin ist es schon gekommen! Kaum sechs Monate verheiratet und Ihr wünscht frei zu sein! Ihr seid Eurer Gemahlin ebenso bald müde geworden, wie König Heinrich der seinen, aber er hatte Mittel, ihrer loszuwerden, die Eure Hoheit schwerlich anzuwenden imstande ist. Deshalb müsst Ihr Euch den Umständen fügen und Eure Ketten so leicht tragen, wie Ihr könnt. Ich muss mir die Freiheit nehmen, Euch zu sagen, dass Ihr der Prinzessin viel zu viel Macht über Euch einräumt. Ihr seid zu viel in ihrer Gesellschaft. Gebt Euch Euren Geschäften wieder mit der früheren Energie hin. Zerreißt diese seidenen Fäden, die Euch umschlingen, und seid wieder Ihr selbst!« »Du hast recht, Ugo!«, rief der Admiral. »Ich bin verzaubert. Das einzige Rettungsmittel ist, die Zaubererin zu entfliehen. Aber es wird eine furchtbare Anstrengung kosten.«

»Es koste, was es wolle, die Anstrengung muss gemacht werden. Tröstet Euch mit dem Gedanken, dass späterhin eine Zeit kommen mag, wo Ihr die Prinzessin heiraten könnt. Ein unvorhergesehenes Ereignis kann eintreten - die Königin kann plötzlich dahingerafft werden. In Italien ma-

chen es unsere Fürsten anders als der verstorbene König. Sie führen ihren Streich nicht mit der Axt, aber der ihre ist nicht minder sicher und wird geheimer geführt.«

»Ich verstehe deine dunkle Andeutung«, sprach der Admiral, »aber ich will mit deinen italienischen Bräuchen nichts zu tun haben.«

»Nein, Mylord, ich will Euch auch kein Gift anraten, aber wenn Ihr des Wartens müde werdet ...«

»Kein Wort mehr davon!«, unterbrach ihn Seymour streng, »oder du hast meine Gunst verwirkt!«

»Ich bitte Eure Hoheit, mir zu verzeihen, wenn ich Euch beleidigt habe, und es meiner Ergebenheit anzurechnen.«

»Geh!«, rief Seymour heftig. Du hast die Furien in meiner Brust geweckt. Ich will allein sein!«

Schweigend verbeugte sich Ugo und ging. Aber indem er zur Tür hinaustrat, warf er einen Blick auf den Admiral und sah, wie er sich in einen Sessel warf und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

»Trotz seines angeblichen Abscheues vor der Tat wird er sie dennoch begehen«, murmelte er.

Vierzehntes Kapitel

Wie der Lordadmiral seinen königlichen Neffen mit Geld versieht

Wenn Lord Seymour sich mit der hohen Stellung, die er jetzt einnahm, hätte begnügen können, so würde er vielleicht geehrt und glücklich gelebt haben, aber er wurde von einem unersättlichen Ehrgeiz verzehrt, der ihm keine Ruhe

ließ, und all seine Intrigen wurden in derselben lebhaften Weise fortgesponnen wie bisher.

Der Lordprotektor, den die offenbare Absicht seines Bruders, sich der ausschließlichen Neigung des jungen Königs und seines Vertrauens zu versichern, beunruhigte, führte endlich seine oft wiederholte Drohung aus und verbot jeden persönlichen Verkehr zwischen dem Admiral und seinem Neffen. Diese Ordre, die aufs Strengste aufrecht erhalten wurde, war für Seymour ein harter Schlag, aber er wusste sie bis zu einem gewissen Grad zu umgehen und führte durch Fowlers Vermittlung, der zwar das Vertrauen des Protektors besaß, in Wahrheit aber in Seymours Sold stand, eine geheime Korrespondenz mit Edward.

Der Kammerdiener stattete in Seymour House sehr oft flüchtige Besuche ab. Eines Morgens erschien er zu ungewöhnlich früher Stunde; aber obwohl der Admiral mit seiner Toilette beschäftigt war, befahl er doch, ihn augenblicklich vorzulassen.

»Guten Morgen, Fowler!«, rief er, als sein geheimer Agent eintrat. »Ich freue mich, dich zu sehen. Bringst du mir eine Botschaft oder einen Brief von Seiner Majestät?«

»Nur diesen kleinen Zettel, Eure Hoheit«, antwortete Fowler, indem er einen kleinen Streifen Papier überreichte.

»Bei meiner Treu, kurz genug!«, rief der Admiral aus. »Gebt Fowler das Geld, das er verlangt, steht da. Wie viel willst du haben?«

»Für mich selbst nichts«, erwiderte der Kammerdiener, »aber Seine Majestät bedarf sogleich zweihundert Pfund.«

»Er soll sie haben, und mehr, wenn er will. Ugo soll es dir auszahlen. Aber, bei meiner Seele, der Lordprotektor hält Seine Majestät sehr knapp!«

»Der König hat kaum etwas anderes in seiner Börse, als was ihm von Eurer Hoheit zufließt«, bemerkte Fowler. »Wenn er Geld fordert, so wird er stets unter irgendeinem Vorwand zurückgewiesen. Ich ergreife jede Gelegenheit, um den Gegensatz zwischen Eurer Hoheit Freigebigkeit und der Knauserie des Lordprotektors, wenn ich wagen darf, den Ausdruck zu gebrauchen, hervorzuheben. Ich sage so zu Seiner Majestät: Sire, Ihr würdet wohl daran tun, wenn Euer jüngerer Oheim, der Lordadmiral, Euer Hofmeister wäre. Seine Hoheit hat eine offene Hand und würde Euch nimmer in der Weise beschränken, wie Euer älterer Oheim dies tut, und Ihr würdet dann genug haben, um Eure Leute angemessen zu bezahlen.«

»Und was sagte der König dazu?«, fragte der Admiral. »Was sagte er dazu?«

»Er antwortete, dass er sehr froh sein würde, wenn Eure Lordschaft sein Hofmeister wäre, aber er fürchte, das sei unmöglich. Ich antwortete ihm, dass er das wohl durchsetzen könne, wenn er ernstlich wolle.«

»Er kann es - und er wird es, guter Fowler. Sagte er sonst noch etwas?«

»Nicht viel, um Eurer Hoheit die Wahrheit zu sagen. Ich glaube, er hat Angst vor dem Lordprotektor, der sehr in Zorn gerät, wenn seinem Willen entgegen gehandelt wird. Wenn er erführe, dass ich Eurer Hoheit irgendwelche geheime Mitteilungen machte, so würde ich meine Stelle verlieren und ins Gefängnis geworfen werden.«

»Sei vorsichtig, Fowler, und fürchte nichts Böses. Aber da du immerhin einige Gefahr läufst, so soll auch dein Lohn dem entsprechend sein. Außer dem Geld für meinen Nefen nimm diese hundert Pfund für dich.«

»O, Eure Hoheit! Das ist zu viel für die geringen Dienste, die ich Euch leisten kann. Es ist wahr, ich habe stets Euer Interesse im Auge, und wenn je ein Wort zu Euren Gunsten gesprochen werden kann, so versäume ich es nicht.«

»Sollte es nicht angehen, dass du mir morgen eine geheime Unterredung mit Seiner Majestät verschafftest, Fowler?«

»Es wird schwer sein«, entgegnete dieser, »denn wie Eure Hoheit weiß, hat der Lordprotektor dem ganzen Hauspersonal die strengsten Befehle gegeben, Euch den Zutritt nicht zu gestatten. Aber vielleicht lässt es sich einrichten. Ich werde Euch durch einen zuverlässigen Boten Bescheid schicken.« Darauf ging Fowler, nachdem er sich abermals bedankt hatte.

Spät am Tag, als der Admiral allein in seinem Kabinett saß, trat Ugo ein, gefolgt von Xit. Seymour lächelte über des Zwerges wichtige Miene und fragte nach seinem Begehren.

»Meine Botschaft gilt Eurer Hoheit allein«, erwiderte Xit mit einem Blick auf Ugo.

Seymour machte seinem Diener ein Zeichen, und dieser entfernte sich sogleich.

»Nun, Bursche, was hast du mir zu sagen«, fragte der Admiral.

»Seine Majestät will Eure Hoheit morgen Abend empfangen, aber Ihr müsst Euch gefallen lassen, die Hintertreppe hinaufzugehen. Ich werde dort sein und Euch die geheime Tür in der Galerie öffnen.«

»Der Plan ist gut«, bemerkte Seymour. »Welche Stunde bestimmt Seine Majestät?«

»Die neunte Stunde«, sagte der Zwerg. »Auf meine

Pünktlichkeit kann Eure Hoheit sich verlassen.«

»Darf man Dir trauen, Bursche?«, sprach der Admiral, ihn scharf anblickend.

»Meine Zuverlässigkeit ist nie infrage gestellt worden«, erwiderte Xit stolz. »Ich wollte, Eure Hoheit stellten mich auf die Probe.«

»Du bist viel beim König - hm?«

»Stets in seiner Umgebung, Eure Hoheit.«

»Wie spricht Seine Majestät von mir? Rede nur dreist. Denke nicht, dass mich die Wahrheit beleidigt.«

»Die Wahrheit kann in diesem Fall Eurer Hoheit nur angenehm sein, denn Seine Majestät redet von Euch nur in Ausdrücken der größten Zuneigung.«

»Das freut mich zu hören«, entgegnete der Admiral lächelnd. »Spricht er ebenso von dem Lordprotektor?«

»Hm! Nicht ganz, Eure Hoheit«, antwortete zögernd der Zwerg.

»Sprich ohne Furcht!«

»Nun denn, Seine Majestät der König klagt, dass er so schlecht mit Geld versehen sei, er kann deshalb seine Leute, wenn sie ihm irgendeinen geringen Dienst leisten, nicht so belohnen, wie er möchte.«

»So wie du jetzt«, bemerkte der Admiral. »Aber du sollst keine Ursache haben, dich zu beklagen. Nimm dies, als ob es vom König käme.«

Und er schleuderte ihm eine Börse zu. Xit fing dieselbe mit der Behändigkeit eines Affen auf, wog sie in der Hand und weidete seine Augen an dem glänzenden Inhalt.

»Es soll nicht die einzige Börse sein, die den Weg in deine Tasche findet, wenn du genau meine Befehle befolgst«, sagte der Admiral.

»Eure Hoheit braucht nur zu sagen, was ich tun soll«, sprach Xit, indem er die Börse in seine Tasche gleiten ließ.

»Du brauchst nicht den Spion bei meinem königlichen Neffen zu spielen, denn ich weiß, ein solches Amt würde dir widerstreben, aber ich wünschte, dass du Augen und Ohren offen hältst und mir Bericht abstattest über das, was du wahrnimmst. Es ist mir von Wichtigkeit, genau zu wissen, wie der König gegen mich gesinnt ist - und gegen den Lordprotektor.«

Die letzten Worte wurden mit einem gewissen Nachdruck gesprochen, der dem schlaunen Zwerg nicht entging.

»Ich verstehe die Rolle, die ich spielen soll«, sagte er, »und werde sie so gut wie möglich durchführen. Ich werde Eurer Hoheit Namen vor Seiner Majestät nennen, so oft ich kann, und zwar nie ohne die so vollkommen berechtigten Zusätze; und wenn ich nicht ebenso von dem Lordprotektor reden kann, so ist es, weil mir seine Verdienste nicht ebenso klar gemacht worden sind.«

»Du bist ein verschlagener kleiner Bursche«, sagte lachend der Admiral, »und hast mehr Witz in dir als mancher, der noch einmal so groß ist als du. Empfehle mich Seiner Majestät und sage, dass ich hoffe, binnen Kurzem alles zu seiner Zufriedenheit einzurichten.«

»Ich werde nicht ermangeln«, erwiderte Xit. Alsdann verließ er mit einer sehr ehrfürchtigen Verbeugung das Zimmer.

Sobald der Admiral allein war, schrieb er mehrere Namen auf einen Streifen Papier und rief dann Ugo herbei, indem er an eine kleine Glocke schlug.

»Lass alle auf dieser Liste verzeichneten Personen auf morgen Nachmittag hierherbescheiden.«

»Es soll geschehen, Eure Hoheit«, erwiderte Ugo mit einem Blick auf das Papier.

Fünfzehntes Kapitel

Wie der König des Admirals Brief kopiert

Nach dem, was in dem vorigen Kapitel erzählt worden ist, wird man es begreiflich finden, dass bei dem jungen König von Liebe zu seinem älteren Oheim keine Rede mehr war. Edwards größtes Verlangen ging nun dahin, sich von des Lordprotektors Vormundschaft freizumachen, und das hoffte er mithilfe des Admirals zu erreichen.

Am Ende war beschlossen worden, einen Beschwerdebrief ans Parlament zu richten. Fowler, der die Unterhandlungen darüber mit dem Admiral gepflogen hatte, wartete, bis sich der König in sein Kabinett zurückzog, und übergab ihm dann das Schreiben. Er bemerkte dabei, dasselbe käme vom Admiral, und wenn Seine Majestät es billige, so möge er geruhen, es abzuschreiben und zu unterzeichnen.

»Lasst mich sehen, Fowler«, antwortete Edward, indem er das Papier entfaltete und seinen Inhalt überflog. »Es ist gut abgefasst«, fügte er hinzu, »und ich denke, man kann mir mein Gesuch nicht abschlagen.«

»Ich hoffe, nicht,« erwiderte Fowler. »Wenn der Admiral Euer Vormund wird, ist alles gut. Wie anders ist er, als Euer ältester Oheim! Der eine ist die Leutseligkeit und Herablassung selbst, großmütig, edel und gut. Der andere finster, streng, habsüchtig und karg.«

»Nein, Fowler, du musst den Lordprotektor nicht schmähen.«

»Ich schmähe ihn nicht, gnädiger Herr«, erwiderte Fowler. »Ich spreche nur die Wahrheit. Aber ich kann es nicht ertragen, dass Eure Majestät so behandelt wird. Von dem Lordadmiral würdet Ihr nicht so beschränkt werden, dass Ihr nur zu bestimmten Zeiten ausgehen dürft, dass Ihr aller angenehmen Geselligkeit beraubt wäret und nur zum Lernen, Lernen und abermals Lernen angehalten würdet, bis Euch der Kopf wüst wird.«

»Nein, es ist nicht ganz so schlimm, wie du es machst, guter Fowler«, entgegnete Edward, »aber in der Tat, ich fange an, das Leben, welches ich führe, etwas langweilig zu finden. Es ist mir unerklärlich, warum mir der Lordprotektor immer so entgegen tritt. Es scheint ihm Vergnügen zu machen, meine Wünsche zu durchkreuzen. Habe ich irgendeine Bitte, so bin ich sicher, dass er sie mir abschlägt. Will ich das eine, so soll ich das andere. Will ich hierhin, so will er, ich soll dorthin. Er verweigert mir Geld, weil er sagt, ich verschleudere es. Jeden Tag muss sich mir irgendeine Einschränkung gefallen lassen, bis mir endlich, wenn das so weiter geht, nicht die geringste Freiheit mehr übrig bleibt.«

»Das ist ganz gewiss«, bemerkte Fowler.

»Um wie viel Uhr soll ich den Admiral morgen Abend sehen, Fowler?«

»Um neun Uhr, Eure Majestät. Sobald Euer Kaplan und die Lehrer fort sind, wird er zu Euch geführt werden. Es würde gut sein, den Brief vorher abzuschreiben.«

»Ich will ihn sofort abschreiben«, entgegnete der König. »Bleib unterdessen hier.«

Damit setzte sich Edward vor ein Pult, auf dem Schreib-

materialien lagen. Er hatte kaum mit dem Schreiben begonnen, als Xit hastig eintrat und meldete, dass der Lordprotektor käme.

»Wenn er den Brief sieht, so ist es um mich geschehen!«, rief Edward. »Wo soll ich ihn verbergen?«

»Gebt ihn mir, Sire«, sprach Fowler, nahm rasch das Papier und steckte es in sein Wams. Kaum war das geschehen, als der Herzog von Somerset ohne Meldung eintrat. Er machte nur eine flüchtige Verbeugung und blickte seinen königlichen Neffen streng und fragend an.

»Eure Majestät scheint verwirrt«, sprach er.

»Das mag wohl sein, wenn Eure Hoheit so ohne alles Zeremoniell eintritt.«

»Ich wollte nicht, dass die Diener mich anmelden sollten, weil bei einem flüchtigen Besuch wie dieser, die Förmlichkeit unnötig ist. Ich habe Eurer Majestät nur wenige Worte zu sagen.«

»Bitte, so sagt sie«, entgegnete Edward.

»Was ich zu sagen habe, betrifft den Admiral. Es ist mir zu Ohren gekommen, dass er sehr beleidigt sei, weil ich ihm verwehre, sich Eurer Majestät zu nähern.«

»Eure Hoheit kann sich kaum darüber wundern. Ich hoffe, Ihr seid gekommen, mir zu sagen, dadd das Verbot zurückgenommen sei.«

»Im Gegenteil, ich bedaure, dass noch strengere Maßregeln nötig sind. Es dürfen keine Briefe mehr von Eurer Majestät an den Admiral geschrieben oder deren von ihm an Euch abgegeben werden. Hört Ihr wohl?«, fügte er, zu Fowler gewendet, hinzu.

»Jawohl«, erwiderte der Kammerdiener, sich verbeugend.

»So seht zu, dass meinen Befehlen pünktlich Gehorsam

geleistet werde!«, rief Somerset drohend.

»Warum diese neue Strenge?«, fragte Edward. »Was hat mein Onkel getan, was ich, um das zu verdienen?«

»Es sind Dinge vorgekommen, durch die der Admiral das Conseil beleidigt hat, und bis er das wieder gut macht, werde ich mit aller Strenge gegen ihn verfahren. Für den Augenblick, wie gesagt, muss ich alle Korrespondenz zwischen ihm und Eurer Majestät verbieten.«

»Ich wollte, Eure Hoheit bewiesen mehr brüderliche Liebe gegen meinen Oheim«, bemerkte Edward.

»Ich beweise ihm mehr Liebe, als er verdient«, erwiderte Somerset. »Ich verabschiede mich jetzt von Eurer Majestät.«

Und er verließ das Gemach.

»Bei meines Vaters Haupt! Ich will nicht so behandelt werden!«, rief Edward, indem er vor Wut auf den Boden stampfte. »Er meint, ich sei ein Kind, aber er soll gewahr werden, dass ich den Sinn eines Mannes habe. Ich will diese Behandlung nicht länger dulden!«

»Ich freue mich, Eure Majestät so reden zu hören«, sprach Fowler. »Tretet ihm fest entgegen, und er muss nachgeben.«

»Mir ins Gesicht zu sagen, ich dürfe nicht an meinen Oheim schreiben!«, rief Edward, hastig auf- und abgehend. »Aber ich will schreiben - ich will ihn sehen. Und ich will meine Base Jane sehen. Ich bin halb und halb gesonnen, heute nach Chelsea zu reiten.«

»Tut nichts übereilt, ich beschwöre Euch, oder Ihr möchtet es bereuen«, sagte Fowler. »Ihr habt Grund zu zürnen, das gebe ich zu, aber wenn Ihr den Befehlen des Lordprotektors direkt zuwiderhandelt, so rechtfertigt Ihr damit anscheinend sein Verfahren. Wartet, bis Ihr morgen den Lor-

dadmiral gesehen habt, und tut, was er Euch rät.«

»Du hast recht, Fowler. Ich muss klug zu Werke gehen, oder ich verderbe meine Sache und bringe mich gegen den Lordprotektor in Nachteil. Ich will nichts tun, bis ich den Admiral gesehen habe. Aber gib mir das Papier, dass ich die Abschrift vollende.

Darauf setzte er sich wieder ans Pult und brachte den Brief ohne weitere Unterbrechung zu Ende.

Sechzehntes Kapitel

Wie der Lordadmiral vorschlägt, die Beschwerden des Königs vor das Parlament zu bringen

Am Nachmittag des folgenden Tages versammelten sich alle auf der Liste des Admirals verzeichneten Edelleute in Seymour House. Es waren ihrer etwa zwanzig, darunter fünf Mitglieder des Conseils, nämlich: der Marquis von Northampton (Bruder der Königinwitwe), der Graf von Arundel, Lord Russell, Sir William Herbert (Seymours Schwager) und Sir John Gage. Außer diesen waren anwesend: der Marquis von Dorset, Graf Shrewsbury, Lord Clinton, Sir George Blagge und andere Edelleute und Gentlemen, welche Letzteren sämtlich im Unterhaus saßen. Erst als alle versammelt waren, erschien der Admiral. Er war in schwarzem Samt gekleidet und trug den Hosenbandorden.

Er machte eine Verbeugung und redete die Versammelten folgendermaßen an: »Ihr wundert Euch ohne Zweifel, Mylords, dass ich Euch entboten habe, aber da ich nichts ohne

Rat unternehmen mag, so wollte ich mich mit Euch, die ich als Freunde kenne, besprechen, bevor ich einen Schritt tue, der sowohl für das Wohlergehen des Königs als auch für die Sicherheit des Landes von der größten Wichtigkeit ist.«

»Redet weiter, Mylord«, sprach Clinton, »wir sind bereit, Euch zu hören und Euch unseren besten Rat zu geben, sobald wir mit Euren Absichten bekannt sind.«

»Ich danke Eurer Lordschaft«, entgegnete der Admiral. »Ich brauche nicht an Eure Loyalität zu appellieren, ich weiß, wie Ihr alle gegen den König gesinnt und auch dass Ihr bereit seid, solches durch die Tat zu beweisen. Dazu ist die Zeit gekommen, denn ich erkläre hier laut und frei, dass mein königlicher Neffe von dem Lordprotektor in unwürdiger Weise behandelt wird!«

»Das ist ein harter Ausspruch!«, rief Lord Russell.

»Nicht zu hart. Was ich gesagt, will ich vertreten. Die Liebe zu meinem königlichen Neffen, das Pflichtgefühl gegen meinen Herrscher gebieten mir, zu reden. Der König, wie Ihr alle wisst, an Verstand seinen Jahren weit voraus, wird wie ein bloßes Kind, wie eine Puppe behandelt. Jede freie Handlung ist ihm verwehrt, nur seine Lehrer werden zu ihm gelassen, und er darf diejenigen nicht sehen, die ihm am liebsten und Teuersten sind. Im Conseil ist er machtlos, wie Ihr wisst, und da der Lordprotektor sich mit einem Stempel versehen hat, so wird sogar die Unterzeichnung des Königs gewöhnlich umgangen. Aber das ist nicht alles. Die Privatkasse Seiner Majestät ist so kärglich und unzureichend ausgestattet, dass er nicht einmal seine Diener belohnen kann. Ist das zu dulden? Soll auf diese Weise der Sohn und Nachfolger des großen Heinrich behandelt werden?«

»Ich sage: Nein«, nahm der Marquis von Dorset das Wort.

»Der Lordprotektor treibt die Sache in viel zu übermütiger Weise. Wir haben einen König, obwohl einen unmündigen. Ich kann bestätigen, was der Lordadmiral eben über den dem König angetanen Zwang gesagt hat. Er darf seine Gesellschaft nicht selbst wählen, und meine eigene Tochter gehört zu denen, die mit dem Interdikt belegt sind.«

»Ich habe mit meinem Bruder, dem Lordprotektor, geredet«, fuhr der Lordadmiral fort, »aber meine Vorstellungen haben sich als fruchtlos erwiesen. Er will auf nichts hören, was ich sage. Aber beim Himmel! Er soll mich hören. Ich werde schon Mittel finden.«

»Was schlägt Eure Lordschaft denn vor?«, fragte Lord Russell.

»Ich möchte - mit einem Wort - meinen königlichen Nefen aus seiner jetzigen unwürdigen Knechtschaft befreien«, antwortete der Admiral. »Der Lordprotektor darf sein Hofmeister nicht länger sein. Er hat sich des Amtes unwürdig erwiesen.«

»Wen wollt Ihr an seine Stelle setzen, Mylord? Euch selbst?«, fragte Sir John Gage mürrisch.

»Ei, keiner eignet sich besser dazu!«, rief der Marquis von Dorset. »Der Lordadmiral ist Seiner Majestät Lieblingsonkel und passt in jeder Beziehung besser zum Hofmeister seiner Person als der strenge und grämliche Lordprotektor.«

»Ich habe alte Chroniken durchsucht«, fuhr der Admiral fort, »und gefunden, dass bis dahin die Ämter eines Lordprotektors und Hofmeisters des Königs niemals vereint gewesen sind. So gab es einst einen Lordprotektor von England und einen Regenten von Frankreich, während der Herzog von Exeter und der Bischof von Winchester zu Hof-

meistern des Königs ernannt wurden, woraus klar hervorgeht, dass die Ämter nicht vereint sein sollen.«

»Vergesst nicht, Mylord, dass Ihr für die Ernennung Eures Bruders zu beiden Ämtern gestimmt habt«, bemerkte der Kommandant.

»Ich bedaure, dass ich es tat«, entgegnete der Admiral.

»Es war sehr unüberlegt. Aber, dass ich einen Fehler begangen habe, ist kein Grund, ihn nicht wieder gutzumachen. Ich habe Euch bewiesen, dass der Herzog von Somerset sein Amt nicht behalten darf. Mag sein, dass Ihr einen besseren Hofmeister als mich für Seine Majestät wählt, sicherlich keinen, der ihn mehr liebt oder der mehr auf sein Wohl bedacht wäre.«

»Das bezweifeln wir nicht«, sagte Sir John Gage. »Aber Ihr könnt Euch darauf verlassen, dass Euer Bruder nur der Gewalt weichen und am allerwenigsten Euch seinen Posten abtreten wird.«

»Des Lordprotektors grundlose und unbrüderliche Eifersucht darf nicht zum Nachteil Seiner Majestät berücksichtigt werden!«, rief Dorset. »Niemand eignet sich so sehr für das Amt wie der Lordadmiral.«

»Habe ich Eure Unterstützung, Mylords und Gentlemen?«, fragte Seymour.

»Die meine von Herzen!«, rief Dorset.

»Und meine! Und meine!«, riefen verschiedene Stimmen.

»Wenn der Wechsel friedlich vor sich gehen könnte, so würde ich ihm nicht entgegen sein«, sprach Sir John Gage, »aber ich fürchte, es gibt Streitigkeiten.«

»Ist es des Königs Wunsch, dass der Wechsel stattfindet?«, fragte Lord Russell.

»Sein ernster Wunsch«, erwiderte der Admiral. »Seine

Majestät beabsichtigt, einen Brief deshalb an das Parlament zu schreiben.«

»Wirklich!«, rief Lord Russell aus.

»Ja, wirklich«, wiederholte der Admiral. »Und wenn Ihr alle zu mir haltet, so sind wir jedem Widerstand gewachsen. Auch habe ich zahlreiche Unterstützung in beiden Häusern, um die Sache durchzuführen.«

»Wie aber dann, wenn Euer Plan fehlschlägt, Mylord Admiral?«, fragte Lord Clinton.

»Ich denke nicht an Fehlschlagen«, entgegnete Seymour. »Aber bei meiner Seele!«, fuhr er stolzen Tones fort, »wenn das Parlament seinen König im Stich lässt, so ist es das miserabelste, welches je in England existierte!«

»Ihr scheint uns zu drohen, Mylord«, bemerkte Lord Clinton.

»Ich bitte um Verzeihung, Mylord«, entgegnete der Admiral, sich besinnend. »Ich bin erbittert über die üble Behandlung, die mein königlicher Neffe erduldet, und so ließ ich mich fortreißen.«

»Ich bin ein offener und gerader Mann, wie Ihr wisst, Mylord Admiral, und sage meine Meinung freimütig«, sprach der Kommandant. »Ich kann das Verfahren nicht billigen, das Ihr einzuschlagen beabsichtigt ...«

»Warum nicht, guter Sir John?«, fragte Seymour.

»Besser wäre es, die Sache womöglich ruhig und friedlich zu ordnen. Wird sie öffentlich beraten, so erzeugt sie Skandal. Überdies zieht Ihr in einem Kampf mit Eurem Bruder leicht den Kürzeren, und wenn das ist, so wird er Euch nicht schonen.«

»Um mich habt keine Sorge, Sir John«, antwortete Seymour. »Der Lordprotektor hat mehr Ursache, mich zu

fürchten, als ich ihn. Das wird sich zeigen. Ich will den König besser behandelt und nicht so eingeeengt wissen, dass sich ihm kein Mensch mehr nähern kann.«

»So seid Ihr also zu offenem Kampf mit Eurem Bruder bereit?«, fragte der Kommandant.

»Das bin ich, Sir John. Seiner Majestät Brief soll beiden Häusern vorgelegt werden, und mich dünkt, alle loyal gesinnten Untertanen, die darin sitzen, werden ihn eifrigst befürworten.«

»Wer wird den Brief vorlegen?«, fragte Lord Russell.

»Ich selbst«, antwortete der Admiral. »Einige von Euch, wie ich sehe, schrecken zurück, sie haben Angst vor einem Konflikt mit dem Lordprotektor. Ihr überschätzt seine Macht. Er ist nicht so stark, als Ihr wähnt. Ihr werdet sehen, was das Resultat eines solchen Schrittes sein wird.«

»Ja, ja, wir wollen sehen und uns davon bestimmen lassen«, sagte Lord Russell.

»Ein weiser Entschluss!«, rief Dorset verächtlich. »Ich halte zum Lordadmiral, es gehe, wie es wolle.«

»Und wir auch!«, riefen mehrere Stimmen.

»Ich danke Euch von Herzen, meine guten Freunde«, entgegnete Seymour.

Nachdem noch eine Weile hin und her debattiert war, brachen die Versammelten auf.

Während die anderen gingen, näherte sich Sir John Gage dem Admiral und sagte zu ihm: »Es ist ein Freund, der Euch warnt. Ihr lauft große Gefahr. Wahrscheinlich ist es, dass der Lordprotektor Euch in den Tower sperrt.«

»Pah, Sir John, er wagt es nicht!«

»Ei, aber wenn er es täte, es möchte Euch nicht so leicht werden, herauszukommen.«

»Ich sage Euch, Sir John, mein Bruder wird es nicht wagen, so gegen mich zum Äußersten zu schreiten. In dieser Beziehung könnt Ihr vollkommen ruhig sein.«

»Nun, ich habe mein Bestes getan, eine friedliche Lösung herbeizuführen«, sagte der Kommandant. »Geschieht Böses, so ist es nicht meine Schuld.«

Damit nahmen sie Abschied.

Nur noch einer war zurückgeblieben, der Marquis von Dorset. Seymour dankte ihm warm für seine Unterstützung. »Wenn ich nicht in einem kritischen Moment wie in diesem, zu Eurer Lordschaft stände, so wäre meine Freundschaft wenig wert«, sprach Dorset. »Aber ich denke, da das Glück Euch bis heute begünstigt hat, so wird es Euch jetzt nicht im Stich lassen.«

»Ist der Erfolg mein, wie ich hoffe, so sollt auch Ihr gewinnen, Marquis. Kann ich indessen etwas für Euch tun? Ihr wisst, Ihr könnt über mich verfügen.«

»Ich bin Eurer Lordschaft bereits stark verpflichtet. Aber in Wahrheit, ich bin fast ebenso in Geldverlegenheit, wie unser junger König zu sein scheint. Ich schäme mich fast, davon zu reden. Ihr werdet denken, dass ich nur immer borgen will.«

»Ich denke nur an das Vergnügen, Euch zu dienen. Wollt Ihr weitere fünfhundert Pfund?«

»Ihr seid zu gütig. Die Hälfte reicht hin.«

»Pah! Warum die lumpige Summe noch teilen? He, Ugo!«, rief er, »zähle fünfhundert Pfund ab und besorge sie nach Dorset House. Adieu, Marquis!«

»Adieu, Mylord Admiral. Das Glück sei mit Euch!«

Kurz darauf wurde Ugo wieder zu seinem Herrn beschieden. »Ich habe diese Nacht ein gefährliches Unternehmen

vor, Ugo«, sagte der Admiral. »Sollte irgendetwas schiefgehen, so übergib dies Paket augenblicklich der Königin - aber nur in dem Fall. Sie wird dann zu handeln wissen.«

»Es soll geschehen, Mylord.«

»Hebe es wohl auf«, wiederholte der Admiral. »Meine Sicherheit kann davon abhängen.«

Ugo wiederholte seine Versicherung und zog sich zurück.

Siebzehntes Kapitel

Wie der Protektor und der Admiral wieder versöhnt werden

Am Abend um die bestimmte Stunde wurde der Admiral heimlich in des Königs Gemach geführt. Als Edward ihn sah, sprang er auf ihn zu und umarmte ihn in zärtlichster Weise.

»Wie lange haben wir uns nicht gesehen, liebster Oheim!«, rief er aus. »Wie geht es der Königin, Eurer Gemahlin und wie Eurer Pflgetochter, meiner lieben Base, der Lady Jane Grey?«

»Ich will die letzte Frage zuerst beantworten, Sire«, erwiderte der Admiral. »Jane ist von zarter Konstitution, und ich glaube fast, sie ist ein wenig leidend, weil sie Eure Majestät nicht sehen darf.«

»Ich bin nicht minder unglücklich darüber«, entgegnete Edward. »Aber ich hoffe, die Trennung hat ein Ende. So können die Dinge nicht bleiben.«

»Nein, Sire!«, rief Seymour, »denn wahrhaftig! Ihr werdet nicht wie ein König behandelt. Ist es recht oder auch nur er-

laubt, dass mir, Eurem Oheim, der Zutritt zu Euch verwehrt ist und dass ich mich so zu Euch schleichen muss?«

»Gewiss nicht, liebster Oheim, und ich möchte fast weinen, wenn ich daran denke.«

»Sire!«, rief der Admiral, »ich brauche Euch nicht zu sagen, wie sehr ich Euch ergeben bin, dass ich Euch liebe als meinen Neffen, Euch verehere als meinen König, und dass ich jederzeit bereit bin, mein Leben für Euch zu opfern. Wenn das Verfahren, wie ich es Euch vorschlage, Euch bedenklich erscheinen sollte, so seid versichert, dass nur die Sorge für Euer Wohl mir den Plan eingegeben hat. Ihr werdet nicht behandelt, wie es dem Sohn Eures erhabenen Vaters geziemt. Warum nicht, das will ich jetzt hier nicht erörtern, aber es ist klar, dass der Lordprotektor Euch aller Eurer Macht berauben will. Er schließt Euch ab von denen, die Euch lieben und Euch einen guten Rat geben könnten, und umgibt Euch mit solchen, die nichts weiter als sein Werkzeug sind. Ihr müsst herrschen und regieren lernen wie andere Könige.«

»Ich will es ja gern, liebster Onkel, und mich dünkt, ich könnte einige meiner königlichen Obliegenheiten sehr wohl erfüllen.«

»Ich werde Euch dazu verhelfen«, sprach der Admiral. »Ihr habt Euch Eurem Oheim gegenüber zu unterwürfig gezeigt, und so hat er Euch Stück für Stück Eurer königlichen Attribute beraubt und Euch nur den Namen eines Königs gelassen. Ich sage das nicht, um Euch zu reizen, sondern es ist die Wahrheit, und Ihr müsst sie einsehen. Während mein Bruder seine Kasse mit den königlichen Revenuen füllt, will er Euch nicht einmal so viel geben, dass Ihr Eure Leute belohnen könnt. Und warum hält er Euch so

knapp? Nicht aus Knauserei, denn wo es ihm passt, kann er verschwenderisch genug sein, sondern weil er, indem er Euch des Geldes beraubt, Euch zugleich der Macht beraubt. Aber es ist ein Trost: Er ist alt und lange kann die Sache nicht mehr dauern.«

»Ich wollte, er wäre tot!«, rief Edward aus. »Aber nein«, fügte er hinzu, »das war ein böser Wunsch, ich bereue, dass ich ihn geäußert habe.«

»Ich wundere mich nicht, dass Ihr wünscht, er wäre nicht mehr«, entgegnete der Admiral. »Solange er an der Spitze der Geschäfte steht, werdet Ihr keine Autorität haben, und sollte er bis zu Ende Eurer Minderjährigkeit in seiner jetzigen Stellung bleiben, so werdet Ihr nicht geringe Mühe haben, Eure Selbstständigkeit zu erringen.«

»Aber das ist noch lange hin, lieber Oheim«, sagte Edward. »Unterdessen möchte ich König sein und nicht bloß eine Puppe.«

»In Wahrheit, Eure Majestät ist nur ein jämmerlicher König - fast ein Gegenstand des Mitleids für Euer Hauspersonal.«

»Bemitleidet von meinem Hauspersonal!«, rief Edward. »So weit ist es mit mir gekommen?«

»Der Lordprotektor hat es durch seine Schliche so weit gebracht; und solange Eure Majestät damit zufrieden ist, wird es so fortgehen, wenn nicht schlimmer werden.«
»Schlimmer kann es kaum werden! Aber wie kann ich mich freimachen? Was ist zu tun?«

»Nichts ist zu tun, solange der Herzog von Somerset Euer Hofmeister bleibt«, sprach der Admiral. »Der erste Schritt muss sein, ihn aus seinem Amt zu entfernen. Darein wird das Conseil nimmer willigen, wenn es nicht entschieden

dazu gedrängt wird, und das kann nur vom Parlament geschehen. Habt Ihr den Brief abgeschrieben, den ich Euch durch Fowler sandte?»

»Ja, hier ist er«, antwortete der König, indem er das Papier hingab. »Aber wird mein Schreiben auch etwas helfen, lieber Onkel?«

»Es soll helfen«, erwiderte der Admiral. »Wenn ich Euch nur aus den Klauen des Lordprotektors freimachen kann, so wird alles Übrige ein Leichtes sein. Bin ich Euer

Hofmeister, so sollt Ihr wirklich König sein. Ihr sollt nicht gefangen sein, wie ein Vogel im Käfig und der Gesellschaft derer, die Euch lieben, beraubt. Kein unnötiger Zwang irgendwelcher Art soll Euch auferlegt werden. Frei sollt

Ihr mit Euren Untertanen verkehren, wie Euer erhabener Vater zu tun pflegte. Und ich werde es mir zur Aufgabe machen, Euren Charakter nach den besten und edelsten Vorbildern zu bilden, auf dass Ihr, wenn Ihr zur Regierung gelangt, ein großer und guter König werdet.«

»Ein guter König will ich sein - ein großer König, wenn mir der Himmel beisteht«, entgegnete Edward. »Man sagt mir, Ihr meint es nicht so gut mit dem protestantischen Glauben wie der Lordprotektor und Ihr begünstigt die Anhänger der alten Kirche. Ist das wahr?«

»Wer hat Euch das gesagt, Sire?«

»Meine Lehrer«, antwortete der König.

»Es ist nicht wahr. Ich bin der Reformation ebenso zugehan wie Cranmer selbst, aber aus Politik halte ich mich gut mit der römischen Partei. Lasst mich nur erst die Vormundschaft über Eure Majestät haben, und Ihr sollt über Indifferentismus in religiösen Dingen meinerseits nicht klagen dürfen. Die Königin, meine Gemahlin und Eure Cousine,

Lady Jane, sollen uns mit ihrem Rat beistechen.«

»Einen eifrigeren Anhänger der Reformation als meine Cousine Jane gibt es nicht«, sagte Edward lächelnd. »Ich bitte, empfiehlt mich ihr von Herzen, desgleichen der Königin, Eurer Gemahlin.«

»Ich werde nicht ermangeln. Ich denke übrigens, Eure Majestät wird sie bald beide sehen in Chelsea - oder hier. Morgen werde ich die Sache ins Werk setzen und Euch von dem Erfolg benachrichtigen.«

Mit diesen Worten wollte er sich zurückziehen, als plötzlich der Lordprotektor mit den Grafen von Warwick und Arundel, Lord Russell, Sir William Paget und Sir John Gage eintrat. Einen Augenblick stand der Admiral betroffen da, aber er fasste sich schnell und sah seinen Bruder mit herausforderndem Blick an.

»So-o-o! Ihr seid hier, Mylord, gegen meinen ausdrücklichen Befehl?«, rief Somerset.

»Mein Oheim ist hier auf meine Aufforderung!«, rief Edward, sich zwischen beide stellend, »ich ließ ihn rufen.«

»Eure Majestät wird nicht imstande sein, ihn zu schützen«, sprach Somerset. »Ich bin zu gut von seinen Plänen unterrichtet. Er wird wegen seiner verräterischen Absichten zur Rechenschaft gezogen werden.«

»Verräterisch!«, rief Edward. »Nein, Eure Hoheit, eines Verrates hat sich der Admiral nicht schuldig gemacht, indem er zu mir kam.«

»Er wird sich vor dem Conseil zu verantworten haben, und dort mag entschieden werden, ob seine Absichten verräterisch sind oder nicht. Ich beschuldige ihn der Widersetzlichkeit gegen meine Befehle und gegen meine Autorität, des unausgesetzten Bestrebens, Eure Majestät mit mei-

nem Tun und mit der Regierung des Landes unzufrieden zu machen. Ich beschuldige ihn, dass er, so viel an ihm liegt, Eure Majestät aufzureizen versucht, auf Eure eigene und des Landes Gefahr selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, obwohl Ihr dazu noch viel zu jung seid. Er leugne, wenn er kann!«

»Ich will mich auf der Stelle verantworten«, erwiderte kühn der Admiral. »Es ist kein Verrat, wider Euren Befehl hier bei dem König, meinem Neffen, zu sein. Ich leugne es, dass ich bei meinem königlichen Neffen Missvergnügen mit dem Gouvernement habe erregen wollen. Aber ich will nicht leugnen, dass ich gesagt habe, seine Angelegenheiten könnten besser verwaltet, er selbst besser behandelt werden - und dass ich mein Bestes tun wolle, damit er besser behandelt werde.«

»Ihr seid ein schamloser Verräter und rühmt Euch noch Eurer Schuld!«, rief der Protektor. »Ihr habt einen Brief vom König zu erlangen gewusst, durch den Ihr Euer Werk zu krönen und mich zu verdrängen hofft. Aber Ihr sollt Euch betrogen finden!«

»Was für ein Papier hat Eure Lordschaft da in der Hand?«, fragte der Graf Warwick den Admiral.

»Einen Brief an das Parlament, den ich selbst morgen abgeben werde. Seine Majestät hat ihn geschrieben und unterzeichnet, wie Ihr sehen könnt.«

»Aber Ihr habt ihn abgefasst«, sagte Warwick. »Mylord, Ihr habt unrecht getan.«

»Wieso?«, rief der Admiral heftig. »Der König ist mit seinem Hofmeister unzufrieden und will einen anderen.«

»Wer hat ihn unzufrieden gemacht?«, fragte Warwick.

»Nicht ich«, entgegnete der Admiral. »Ihr scheint andeu-

ten zu wollen, dass der König nicht selbst urteilen, dass er nicht entscheiden könne, ob er wohl oder übel beraten sei; dass er es sich gern gefallen lasse, so in Abhängigkeit gehalten zu werden, seiner liebsten Gesellschaft beraubt zu sein und kein Geld im Beutel zu haben. Aber ich sage Euch, Mylord von Warwick, Seine Majestät sieht die Dinge gerade so an, wie sie sind, und ist entschlossen, Abhilfe beim Parlament zu verlangen.«

»Mylord Admiral, Ihr werdet diesen Brief nie abgeben!«, sprach Warwick streng.

»Eure Lordschaft irrt sich«, entgegnete Seymour.

»Im Namen des Conseils fordere ich Euch auf, ihn Seiner Hoheit, dem Lordprotektor zu übergeben.«

»Und wenn ich mich weigere?«, fragte Seymour.

»So werdet Ihr augenblicklich verhaftet«, erwiderte der Graf.

»Bevor ich ihn hergebe, vernichte ich ihn!«, rief der Admiral und riss das Papier in Stücke.

»Was habt Ihr getan, Mylord?«, rief der König erschreckt.

»Ihr werdet Euch selbst zugrunde richten, wenn Ihr es so treibt, Mylord«, sprach Sir John Gage leise zu dem Admiral. »Der Autorität des Conseils darf nicht ungestraft getrotzt werden.«

»Ich bin nicht einzuschüchtern, guter Sir John«, erwiderte Seymour stolz. »Ich fürchte weder das Conseil noch den Lordprotektor. Sie werden mir nichts anhaben.«

»Ich gebe den anmaßenden und widerspenstigen Mann in Eure Hände, Mylords!«, rief Somerset. »Verfahrt mit ihm nach Gutdünken.«

Die Mitglieder des Conseils berieten sich eine kleine Weile, und alsdann nahm Warwick das Wort: »Wir haben be-

schlossen, dass der Lordadmiral seiner Ämter verlustig sein und in den Tower gebracht werden soll, um sich wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu verantworten.«

»Ihr könnt so nicht entschieden haben, Mylords!«, rief Edward, »Eure Hoheit wird nicht gestatten, dass Euer Bruder und mein Oheim in den Tower gebracht werde!«

»Ich kann nicht Fürsprache tun«, erwiderte Somerset in unerbittlichem Ton.

»Beugt Euch oder Ihr seid verloren, Mylord«, sagte Sir John leise, sich dem Admiral nähernd.

»Ich befinde mich nicht in so großer Gefahr, wie Ihr meint, Sir John«, sagte Seymour zuversichtlich. »Will Eure Hoheit mir, bevor ich gehe, eine Privatunterredung gestatten?«, wandte er sich an den Lordprotektor.

»Ich will Euch nicht Gehör verweigern, wenn Ihr irgend etwas zu Eurer Entschuldigung zu sagen habt«, antwortete Somerset und trat mit ihm zur Seite.

»Nun, was habt Ihr zu sagen?«, fragte er in leisem und strengem Ton.

»Nur, dass der Ausspruch des Conseils zurückgenommen werden muss«, entgegnete der Admiral.

»Zurückgenommen werden muss!«, rief der Protektor verächtlich.

»Ja, muss. Ihr werdet wohl daran tun, Euch zu besinnen, bevor Ihr Maßregeln gegen mich ergreift, denn das Böse, das Ihr mir tut, wird mit doppelter Schwere auf Euer eigenes Haupt fallen. Stürze ich, so reiße ich Euch mit!«

»Geht mit Eurer leeren Drohung!«, rief der Protektor, aber mit geheimem Missbehagen.

»Nicht so«, erwiderte der Admiral. »Merkt, Bruder, was

ich Euch zu sagen habe«, fuhr er fort, indem er seine Worte scharf betonte. »Ich kann beweisen, dass alles, was Ihr oder das Conseil tut, ungesetzlich und rechtlos ist. Der königliche Stempel wurde nicht zu Heinrichs Lebzeiten unter das Testament gedrückt. Folglich ist das ganze Instrument nicht maßgebend.«

»Das ist eine bloße Behauptung, welcher niemand Glauben schenken wird!«, rief Somerset, indem er sich vergebens bemühte, die Sache leicht zu nehmen. »Die Motive sind zu klar.«

»Ich habe das Bekenntnis Eures Mitschuldigen, Butts, und werde es vorlegen, um Euch zu vernichten!«, rief Seymour. »Was sagt Ihr nun, Bruder? Soll ich noch meiner Ämter entsetzt und in den Tower gesperrt werden?«

»Ich glaubte, das Geheimnis sei mit Butts gestorben«, sagte Somerset zitternd.

»Nein, es lebt, um Euch anzuklagen!«, entgegnete der Admiral, »und da ich wusste, dass ich einige Gefahr lief, indem ich heute Abend hierher kam, brauchte ich die Vorsicht, das Bekenntnis in solche Hände zu geben, dass, wenn mir etwas zustößt, davon Gebrauch gemacht wird. Schickt mich in den Tower, wenn Ihr wollt, aber Ihr werdet mir bald folgen.«

Somerset war sichtlich verwirrt und wich den Blicken des Admirals aus.

»Entscheidet Euch schnell, Bruder«, fuhr Seymour fort, »für Krieg oder Frieden. Ein Wort von mir, und Ihr seid gestürzt.«

»Aber Ihr vernichtet Euch selbst, wenn Ihr das Wort sprecht.«

»Das kümmert mich nicht. Jedenfalls bin ich der Rache si-

cher.«

In diesem Augenblick trat der König, der sie beobachtet hatte, vor.

»Ich hoffe, Eure Hoheit gibt nach«, sagte er zum Protektor.

»Lasst Euren Oheim nachgeben, und er soll mich nicht unversöhnlich finden«, erwiderte Somerset.

»Warum sollte ich nachgeben?«, rief der Admiral. »Wenn ich geirrt habe, so geschah es aus zu großer Hingebung für Eure Majestät.«

»Um meinetwillen gebt nach!«, rief Edward flehend.

»Dann kann ich mich nicht weigern«, erwiderte der Admiral. »Bruder, ich bekenne mich schuldig und bitte um Eure Verzeihung.«

Dabei beugte er seinen stolzen Nacken mit erheuchelter Unterwürfigkeit.

»Ich bin zufriedengestellt«, antwortete der Protektor. »Mylords«, wandte er sich an die Mitglieder des Conseils, »Ihr mögt meine Schwäche tadeln, aber ich kann nicht weiter gegen meinen Bruder vorgehen. Er hat seine Reue ausgesprochen, und deshalb bin ich geneigt, ihm seine Beleidigung zu verzeihen und bitte Euch, ein Gleiches zu tun.«

»Wenn Eure Hoheit es wünscht, wollen wir die Sache nicht weiter verfolgen«, erwiderte der Graf von Warwick. »Aber wir müssen das Versprechen des Lordadmirals haben, dass er hinfort von solchen Machinationen abstehen will.«

»Ich büрге für ihn«, sagte der Protektor. »Es ist mein aufrichtigster Wunsch, Eurer Majestät in allen Dingen zu Willen zu sein«, fuhr er fort, »und wenn irgendetwas Eure Unzufriedenheit erregt, so soll es geändert werden.«

»Das ist die Summe meiner verräterischen Absichten«, sprach der Admiral. »Ich habe nichts anderes gewollt, als dass Seine Majestät geziemend behandelt werde.«

»Seine Majestät soll keinen Grund zur Klage haben«, sagte der Protektor. »Um Euch zu beweisen, wie sehr Ihr mich verkannt habt, Bruder, und wie sehr ich wünsche, ein gutes Einverständnis zwischen uns herzustellen, soll Eurem Einkommen eine Revenue von tausend Pfund aus dem königlichen Schatz jährlich zugelegt werden.«

»Ich danke Eurer Hoheit«, erwiderte sich verbeugend der Admiral.

»Aber Ihr müsst jeden Anspruch aufgeben, Hofmeister Seiner Majestät zu werden, denn das wird nimmer zugestanden.«

»Das soll Euch bewilligt werden, solange Ihr die Erlaubnis nicht missbraucht«, entgegnete der Admiral.

Während dieses vorging, besprachen sich der Graf von Warwick und Lord Russells abseits.

»Was mag diesen plötzlichen Wechsel in des Lordprotektors Gesinnung gegen seinen Bruder veranlasst haben?«, bemerkte Russells.

»Ich weiß nicht«, antwortete Warwick. »Aber es ist klar, der Admiral hat ihn irgendwie in der Hand. Statt in den Tower zu kommen, wird er belohnt. Somerset tut recht, so nachzugeben. Sein Bruder wird mit seinen Intrigen nie nachlassen. Es wäre weit besser, ihn jetzt zu vernichten, als ihm Raum zu fernem Unheil zu geben.«

»Ich bin ganz Eurer Meinung«, sagte Russells. »Diese Nachgiebigkeit ist übel angebracht.«

Nachdem der Lordprotektor und die anderen weggegangen waren, blieb der Admiral noch eine Weile bei seinem

königlichen Neffen.

Als er sich verabschiedete, sagte Edward zu ihm: »Wir haben beide bei dem Streit gewonnen, bester Oheim. Ich meine Freiheit und Ihr tausend Pfund Revenuen. Hofmeister Unserer Person könnt Ihr nicht werden, aber Ihr werdet immer den ersten Platz in Unserem Herzen einnehmen.«

»Mehr verlange ich nicht, mein gnädiger Herr«, entgegnete der Admiral, dem König die Hand küssend. Und zu sich selbst sprach er, als er sich zurückgezogen hatte: »Somerset glaubt, mich mit seinen elenden Almosen zu versöhnen. Und wenn er mir sein halbes Einkommen böte, ich gäbe meine Pläne nicht auf!«

Viertes Buch

Verschwörung und Gegenverschwörung

Erstes Kapitel

Von der Übereinkunft, die zwischen dem Admiral und dem Münzmeister zu Bristol getroffen wird

Einige Monate vergingen, während welcher Zeit keine ferneren Differenzen zwischen dem Lordprotektor und dem Admiral stattfanden. Der Schein eines guten Einvernehmens wurde zwischen ihnen aufrechterhalten, und beide waren aufs Sorglichste darauf bedacht, die geheime Animosität, die sie immer noch gegeneinander nährten, nicht zu verraten. Somerset bemühte sich, seinen Bruder durch

neue Gunstbezeugungen zu gewinnen, aber vergebens. Des Admirals unersättlicher Ehrgeiz war so leicht nicht beschwichtigt, obwohl er eine außerordentliche Dankbarkeit affektierte.

Gegen Ende August war der Protektor mit seinen Vorbereitungen für den lange beabsichtigten Feldzug nach Schottland fertig. Die Armee belief sich auf ungefähr zwanzigtausend Mann, wovon ein Drittel jedoch aus deutschen, spanischen und italienischen Söldnern bestand. Da man einen Angriff von Seite Frankreichs fürchtete, weil Heinrich II. den Schotten Hilfe zugesagt hatte, so waren umfassende Vorsichtsmaßregeln zum Schutz der englischen Küsten getroffen, der Admiral war zum Oberst-Lieutenant ernannt worden und ihm die Verteidigung der Südküste anvertraut. Er hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, dass sein Bruder ihm während seiner Abwesenheit die Regierungsgewalt übertragen würde, aber der Protektor war dazu zu vorsichtig und zog es vor, die zeitweilige Regentschaft dem Conseil zu übergeben. Demgemäß fiel die Hauptverwaltung dem ersten Staatssekretär, Sir William Paget, zu, dem Somerset volles Vertrauen schenkte.

Nachdem alle Vorkehrungen getroffen worden waren und eine wohlbemannte Flotte, die unter Lord Clintons Befehl das Landheer die Küste entlang begleiten sollte, unter Segel gegangen war, nahm der Lordprotektor mit dem Grafen Warwick, als zweitem Befehlshaber, förmlichen Abschied von seinem königlichen Neffen und brach nach Schottland auf.

Nach der Abreise seines Bruders war für den Admiral das Feld frei, er nahm die Gelegenheit wahr, um in all seinen Umtrieben geschäftiger denn je fortzufahren. Aber da er

wusste, dass er von Spionen umringt war und dass sein Bruder durch William Paget von all seinem Tun und Treiben in Kenntnis gesetzt werden würde, so beobachtete er die äußerste Vorsicht. Zu den großartigen Plänen, mit denen er sich trug, bedurfte er vor allem große Summen Geldes. Wie aber diese schnell und pünktlich herbeischaffen? Zuletzt verfiel er auf ein Auskunftsmittel, das anzuwenden er keinen Augenblick Bedenken trug.

Durch Privatmitteilungen hatte er in Erfahrung gebracht, dass der Münzmeister in Bristol, Sir William Sharington, sich gewisser Betrügereien schuldig gemacht hatte. Deshalb glaubte er, in ihm seinen Mann gefunden zu haben, und schickte Ugo Harrington mit einem Brief an ihn ab, in welchem er ihm befahl, sofort nach London zu kommen. Sharington begleitete den Boten und erschien vor Seymour.

Er wurde sehr kalt empfangen, da der Admiral die Absicht hatte, ihn einzuschüchtern. Seymour winkte ihm, Platz zu nehmen, und redete ihn nicht eher an, als bis sie allein waren.

Sir William Sharington war ein Mann von mittleren Jahren, groß und wohlgebaut, von dunkler Gesichtsfarbe, mit kahler Stirn und schwarzem, leicht mit Grau vermishten Bart. Er hatte dunkle und lebhaftige Augen, und obwohl er im Ganzen gutmütig aussah, lag doch eine gewisse Schlaueit in seinen Zügen. Er war einfach, aber elegant gekleidet, trug einen maulbeerfarbenen Wams und darüber einen Mantel von derselben Farbe, mit Zobel besetzt. Indem er den Admiral scharf anblickte, bemerkte er, dass ein Unwetter im Anzuge sei.

»Sir William Sharington«, sprach Seymour mit strengem Blick und Ton, »Euer frevelhaftes Treiben ist mir bekannt.

Ihr habt das Euch anvertraute Gold und Silber verfälscht. Versucht es nicht, Eure Schuld zu leugnen, oder ich will Euch in den Tower bringen lassen, wo die Folter Euch bald das Geständnis abpressen wird.«

»Gnade! Gnade!«, rief Sharington in höchster Bestürzung. »Ich will alles ersetzen, ich will mein ganzes Hab und Gut hingeben! Bringt mich nicht auf die Folter!«

Seymour schüttelte ernst mit dem Kopf.

»Habt Mitleid! Mitleid!«, rief Sharington, auf die Knie stürzend. »Nehmt alles, was ich habe, und lasst mich gehen!«

Nachdem der Admiral ihn so seinem Zweck entsprechend geängstigt hatte, sprach er: »Du siehst, dein Leben ist in meiner Hand. Was willst du tun, wenn ich dich rette?«

»Ich will tun, was Eure Hoheit befiehlt«, entgegnete Sharington, indem er freier zu atmen begann.

»Gut also, ich brauche zehntausend Pfund. Kannst du sie mir verschaffen?«

»Zehntausend Pfund?«, rief Sharington in Verzweiflung. »Eure Hoheit drängt mich zu hart, ich habe nicht die Hälfte, nicht ein Drittel der Summe. Könnt Ihr Euch nicht mit weniger begnügen?«

»Ich sage dir, ich muss zehntausend Pfund haben, und bevor unsere Sache erledigt ist, muss ich vierzigtausend Pfund haben.«

»So schickt mich nur lieber in den Tower!«, stöhnte Sharington. »Ich kann Eurer Hoheit Bedingungen unmöglich erfüllen.«

»Hört, Sharington«, sagte der Admiral, »ich will nicht länger mit Euch spielen. Es ist wahr, Euer Leben ist in meiner Hand, aber ich will Euch nichts zuleide tun. Verstehen wir

nur einander!«

»Ich bin begierig, Eurer Hoheit Wünsche zu vernehmen«, sagte Sharington.

»Ihr seid Münzmeister von Bristol. Alle Beamten stehen unter Eurer Kontrolle. Ihr habt die Gold- und Silberbarren in Eurem Gewahrsam.«

»Ganz recht, Eure Hoheit.«

»Dass Euch törichte Skrupel nicht eben belästigen, das ist klar, deshalb wird mein Vorschlag keinen Anstoß bei Euch erregen. Ihr habt bereits das Gold zu Eurem eigenen Vorteil gemischt. Ihr müsst fortfahren, es zu meinem Vorteil zu tun. Nein, Ihr müsst noch mehr tun, Ihr müsst alle Gold- und Silberstücke, alle Marks und Rosenobel, die Euch in die Hände fallen, beschneiden und überdies falsches Geld schlagen.«

»Alles das wollte ich bereitwilligst tun, um Eurer Lordschaft zu dienen, aber wenn ein solches Verfahren längere Zeit fortgesetzt würde, so müsste es ohne Zweifel von den Münzern und Schmelzern entdeckt werden.«

»Eure jetzigen Arbeiter müssen entlassen und gefügigere gefunden werden. Denjenigen, der Euch denunziert hat, will ich schon zum Schweigen bringen. Er soll auf ein paar Monate ins Gefängnis.«

»Nun, wenn Eure Hoheit mich unterstützt, und wenn ich geschickte Mitarbeiter finde, so zweifle ich nicht, dass die Sache angehen kann. Wie viel sagte Eure Hoheit? Vierzigtausend Pfund?«

»Vierzig- oder fünfzigtausend, Sir William. Ihr würdet die Gelegenheit schlecht benutzen, wenn Ihr nicht ebenso viel für Euch machen wolltet.«

»Ich will tun, was ich kann, Eure Hoheit. Aber die Mün-

zer und Schmelzer werden hohen Lohn verlangen. Sie werden die Sache nicht umsonst tun.«

»Natürlich nicht. Aber seid nur ohne Furcht, Sir William. Bevor ein Jahr vergeht, wird die Regierung dieses Landes in meinen Händen sein, und ich werde schon Sorge tragen, dass Euch nichts geschieht.«

»Ah, wenn Eure Hoheit erst einmal an der Spitze stände, so wäre alles gut!«, rief Sharington. »Indessen seid Ihr vielleicht nicht abgeneigt, mir eine Order zu geben.«

»Order? Wofür?«

»Für das verlangte Geld. Sie würde mich vor späterer Verantwortlichkeit schützen.«

»Ihr seid ein schlauer Geselle!«, rief der Admiral. »Aber Ihr sollt die Order haben.«

Und er schrieb sie aus und gab sie ihm.

»Ich werde sie sorgfältig aufheben«, sagte Sharington, indem er sie in seinen Wams steckte.

»Kehrt nach Bristol zurück«, fuhr Seymour fort. »Binnen einer Woche erwarte ich zehntausend Pfund.«

»Ich hoffe, Eure Hoheit befriedigen zu können, aber wenn irgend unvorhergesehene Schwierigkeiten ...«

»Keine Entschuldigungen! Wenn Ihr nicht pünktlich seid, so will ich die Zahlung in einer Weise erzwingen, die Euch nicht angenehm sein könnte. Ich habe einen langen Arm und kann leicht diejenigen erreichen, die mir missfällig sind.« Sharington antwortete nicht, sondern verbeugte sich tief und ging.

In dem Mann habe ich ein nützliches Werkzeug gefunden, dachte Seymour, als er allein war, aber ich muss ein wachsames Auge auf ihn haben. Er sieht verräterisch aus.

Bald darauf trat Ugo Harrington ein.

»Was nun?«, fragte der Admiral. »Einige Wracks genommen?« »Nein, Eure Hoheit, aber Capitain Hornbeak, dem Ihr die Freiheit geschenkt habt, ist mit großer Beute in Gravesend angekommen und wartet auf Befehle, wohin damit.«

»Gut«, erwiderte der Admiral, »weise ihm seinen Anteil an der Beute zu und Sorge, dass das Übrige sicher untergebracht wird. Sobald seine Pinasse wieder ausgerüstet ist, mus er zu den Scilly-Inseln.«

»Eure Hoheit ist also im Besitz dieser längst gewünschten Inseln?«

»Ich bin im Begriff, sie in Besitz zu nehmen«, antwortete Seymour mit einem Lächeln. »Ich habe schon eine kleine Flotte von Piratenschiffen unter Capitain Blades dorthin geschickt. Da das Gros der Seemacht an den Küsten von Schottland beschäftigt ist, so ist es nicht wahrscheinlich, dass sie gestört werden. Ich beabsichtige, auf den Scilly-Inseln Depots für Waffen und Lebensmittel anzulegen.«

»Es gibt keinen sicheren Platz«, entgegnete Ugo, »und diese Inseln können, wie Eure Hoheit einst bemerkt haben, im Falle der Not als Zufluchtsort dienen.«

»Ich denke nicht, dass ein solcher Notfall eintreten wird«, erwiderte der Admiral. »Ich müsste eigentlich nach Holt reisen, um mich zu überzeugen, dass das Schloss verproviantiert ist, aber ich muss mich auf meinen Gouverneur verlassen, denn ich mag in diesem Augenblick nicht von London abwesend sein.«

In diesem Moment wurde ihre Unterhaltung durch einen Kanonenschuss, der augenscheinlich vom Tower herkam, unterbrochen. Gleich darauf antworteten die Geschütze des Palastes, und alle Kirchenglocken begannen, lustig zu läu-

ten, während lautes Freudengeschrei ertönte.

»Das bedeutet einen Sieg unserer Armee in Schottland!«, rief der Admiral. »Ich weiß, eine Schlacht stand bevor. Mach dich auf, Ugo, und lass mich wissen, was geschehen ist.«

Der Diener gehorchte. Während seiner Abwesenheit dauerten das Schießen und Glockengeläute fort und steigerte Seymours Ungeduld, die Neuigkeiten zu erfahren. Nach einer Weile kam Ugo wieder und man sah es ihm an, dass er Mitteilungen von der allergrößten Wichtigkeit zu machen habe.

»Der Lordprotektor,« sprach er, »hat auf den Gefilden bei Pinkey, nahe bei Musselburgh, einen großen Sieg über die Schotten gewonnen. Vierzehntausend sind gefallen und fünfzehnhundert gefangen, darunter der Graf von Huntley und viele Edelleute. Der Protektor ist Herr von Edinburgh, das Schloss ausgenommen, welches sich nicht lange halten kann.« »Meines Bruders Stern ist im Steigen begriffen«, sagte der Admiral finster.

»Es heißt«, fuhr Ugo fort, »dass Seine Hoheit sofort nach London zurückkehren und dem Grafen von Warwick den Oberbefehl überlassen werde.«

»Was mag ihn so schleunig zurückführen?«

»Es ist möglich, dass er einige Kunde über Eurer Lordschaft Tun erhalten und deshalb seine Anwesenheit hier für nötig hält«, sprach Ugo.

»Es könnte sein«, entgegnete Seymour nachdenklich.

»Auf jeden Fall muss das Unternehmen auf eine gelegnere Zeit verschoben werden. Wenn er mit Ruhm bedeckt heimkehrt, so ist das nicht der Moment, ihm den Rang streitig zu machen.«

»Wenn er geschlagen worden wäre, so würde Eure Hoheit mehr Chancen haben«, bemerkte Ugo. »Eine Zeit lang wird das ganze Land von seinen Triumphen widerhallen und jedermann wird seinen Namen preisen. Der Lordmayor und die Bürger werden ihn ohne Zweifel glänzend empfangen. Eure Lordschaft tut wohl, Eure Zeit abzuwarten.«

»Wenn seine Popularität im Abnehmen ist, soll der Streich geführt werden«, sprach Seymour, »aber jetzt muss ich zum Palast, um dem König zum Sieg von Pinkey Glück zu wünschen.«

Draußen fand er die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Laut äußerte sich die Freude, und seines Bruders Name war auf jedermanns Lippen.

Zweites Kapitel

Sudley Castle

Wir müssen nun ungefähr ein Jahr überspringen, indem wir nur kurz erwähnen, was sich unterdessen ereignete. Der glänzende Sieg, den der Lordprotektor bei Pinkey über die Schotten gewonnen hatte, festigte seine Macht und steigerte seine Popularität so sehr, dass er unantastbar war.

Die Reformation hatte binnen der zwölf Monate bedeutende Fortschritte gemacht, und gegen die Römischen waren strenge Maßregeln ergriffen worden.

Alle Bilder, Statuen und Ornamente wurden entfernt. Die Heilige Schrift durfte nur in der englischen Sprache gelesen

werden, und es wurde darauf hingewirkt, das Leben der Geistlichen exemplarischer zu machen. Das von dem verstorbenen König erlassene schreckliche Statut der sechs Artikel wurde zurückgenommen, und viele alte abergläubische Gebräuche wurden abgeschafft.

Cranmer erwirkte vom Konseil eine Order gegen das Tragen von Lichtern am Lichtmesstag und von Palmen am Palmsonntag. Der Gottesdienst musste in der Landessprache abgehalten werden. Trotz alledem herrschte im ganzen Reich viel Unzufriedenheit, und in vielen Grafschaften drohten Aufstände.

Bonner und Tunstal fanden sich bewogen, nachzugeben. Gardiner aber, der von spröderem Stoff war, leistete Widerstand und war der Erste, der in den Tower kam. Nach langer Gefangenschaft wurde er jedoch entlassen, aber mit Verlust seines Bistums bedroht, wenn er sich ferner rebellisch erweise. Zwei andere Prälaten, Heat, Bischof von Worcester, und Day, Bischof von Chichester, kamen ebenfalls in den Tower. Der fromme junge König hatte sich unterdessen aufs Eifrigste dem Werk der Kirchenreformation gewidmet. Er überließ die weltlichen Angelegenheiten sämtlich seinem Oheim, dem Lordproteetor, und brachte seine Zeit in Konferenzen mit Cranmer zu, hörte Ridleys und Latiners Homilien an und war darauf bedacht, sein Reich gänzlich von den Irrtümern des Papsttums zu reinigen und die reine Lehre an dessen Stelle zu setzen.

Edward war nun ungefähr zwei Jahre auf dem Thron, und durch seine Mitwirkung war manches Gute unterdessen geschehen. Obwohl der Krieg in Schottland immer noch in lässiger Weise fortgeführt wurde, so war doch der Preis des Kampfes nicht mehr dort, denn die junge Königin

von Schottland befand sich in Frankreich, woselbst sie später mit Franz von Valois verlobt wurde. Das Letztere war Edward sehr genehm, da es ihm die Freiheit ließ, selbst eine Gemahlin zu wählen.

Seine Zuneigung zu Lady Jane Grey dauerte unverändert fort. Nie war er glücklicher als in ihrer Gesellschaft. Oft bat er sich in religiösen Angelegenheiten ihren Rat aus, und immer fand er denselben weise und gut. Dem Lordprotektor konnte die sichtliche Vorliebe, die sein Neffe für Lady Jane Grey an den Tag legte, nicht entgehen, aber wenn er früher einer solchen Verbindung entgegen gewesen war, so schien er sie jetzt mit günstigerem Auge anzusehen, und es ging das Gerücht, dass der junge König binnen Kurzem sich mit Lady Jane Grey verloben würde. Aber ein solches Ereignis trat niemals ein.

Der Admiral hatte während der zwölf Monate nicht einen Augenblick lang seine geheime Absicht aufgegeben, obschon er sich gezwungen sah, deren Ausführung zu verschieben. Alle Pläne wurden systematisch weiter gefördert. Er trug kein Bedenken, mithilfe Sharringtons und der Piraten die Regierung im großartigsten Maßstab zu betrügen, und gelangte auf diese gewissenlose Weise in den Besitz enormer Summen. Seine Amtsgewalt missbrauchte er zum selben Zweck, er ließ sich bestechen und erpresste unter allerlei Vorwänden Geld. Alle Wracks, die in seine Hände fielen, bereicherten seinen Schatz. Obwohl häufig Klagen erhoben wurden, so war seine Verschlagenheit und Kühnheit doch so groß, dass niemals Schadenersatz erlangt werden konnte. Verschiedene Edelleute und Kammerdiener des Königs standen in seinem Sold und berichteten ihm, was bei Letzterem vorging. Wie wir gesehen haben, hatte

er bereits einen zahlreichen Hofhalt, aber er vergrößerte denselben immer mehr und war besonders darauf bedacht, junge Edelleute aus guten Familien als Pagen zu haben. Durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel versuchte er sich bei dem alten Adel beliebt zu machen und hielt es im Geheimen mit all denjenigen, die unzufrieden mit dem Lordproteetor oder eifersüchtig auf dessen Macht waren. Hauptsächlich aber suchte er sich in den Provinzen Anhang zu erwerben. Er wusste eine außerordentliche Anzahl von Gütern in seine Hände zu bekommen und setzte auf dieselben Verwalter ein, die seine Interessen vertraten und seine Partei zu verstärken suchen mussten.

Durch solche und ähnliche Mittel wurde die ungeheure Verschwörung immer weiter verzweigt. Er konnte die Zahl seiner Anhänger jetzt auf Zehntausend schätzen, aber im Falle des Aufstandes war er sicher, dass ihm die drei- oder vierfache Zahl zufiel. Den missvergnügten Edelleuten riet er, sich auf ihre Güter zurückzuziehen, dort sich möglichst zu rüsten und sich für alle Fälle bereitzuhalten. Die Art seines Verfahrens wird am Besten klar werden, wenn wir eine Unterhaltung wiedergeben, die er mit dem Marquis von Dorset hatte, bevor Letzterer sich nach Bradgate in Leicestershire begab.

»Rüstet Euch, Marquis, rüstet Euch«, sagte er. »Wer weiß, was eintreten kann. Sollte ein Aufstand stattfinden, so müsst Ihr vorbereitet sein. Habt Ihr viele Freunde in Eurer Gegend?«

»Ich habe manche Anhänger, kleine Edelleute, die sich freuen, wenn sie mir dienen können«, antwortete Dorset.

»Traut ihnen nicht zu sehr«, sprach der Admiral, »aber versichert Euch, wo möglich, der Freisassen und der Vögte,

sie können Euch am meisten nützen. Sucht diejenigen aus, die den größten Einfluss in den Gemeinden haben und lasst Euch keine Mühe verdrießen, sie zu gewinnen. Seid familiär mit ihnen. Geht in ihre Häuser. Schmeichelt ihren Weibern und ihren Töchtern. Nehmt eine oder zwei Flaschen Wein mit, eine Wildbretpastete, einen kalten Kapaun oder so etwas und setzt Euch zu ihnen. So gewinnt Ihr ihre Herzen und habt sie zu Eurer Verfügung. Versteht Ihr mich, Marquis?«

»Vollkommen, Admiral«, antwortete er. »Ihr seid ein famos Konspirateur.«

»Ihr werdet das Mittel wirksam finden, ich bin so überzeugt davon, dass ich es selbst anzuwenden gedenke.«

Dann gab er Dorset noch andere Winke, die dieser zu beherzigen versprach. Wie gewöhnlich war er in Geldverlegenheit, und ehe er sich von dem Admiral verabschiedete, stand er abermals um fünfhundert Pfund mehr in seiner Schuld.

Einen großen Teil seiner Zeit brachte Seymour in Sudley Castle in Gloucestershire zu. Er verfolgte dieselben Pläne, die er Dorset angedeutet hatte, und sein herzliches und einnehmendes Wesen gewann ihm auch in der Tat alle Vögte und Freisassen in der Nachbarschaft.

Sudley Castle war ein prächtiges Gebäude. Der Admiral verwandte große Summen auf dessen Erweiterung und Verschönerung, verlor dabei aber auch nie den Zweck aus dem Auge, seine Befestigungswerke möglichst zu verstärken. Die prächtigen Gemächer zeugten vom Geschmack des Besitzers. Die zum Schloss gehörige Kapelle war ausnehmend schön, die Fensterscheiben von Beryll.

Sudley Castle lag ungefähr eine Meile von der alten und

malerischen Stadt Winchcombe entfernt, der kleine Fluss Isborne bewässerte die dazugehörigen Ländereien. Es war rings von malerischen Hügeln und schönen Hainen umgeben und beherrschte eine wundervolle Aussicht. Es war eines der herrlichsten Schlösser im ganzen Königreich, da wenige ihm an Umfang, Festigkeit und architektonischer Schönheit gleichkamen. Leider sind nur wenige Reste seiner ehemaligen Größe geblieben. 1642 wurde es von den Republikanern zertrümmert und selbst die Toten, die in seinen Gewölben lagen, in ihrer Ruhe gestört. Aber obwohl das Schloss jetzt nur eine Ruine ist und die Sterne in die ihres Daches beraubte Kapelle scheinen, so ist doch noch genug vorhanden, um daran die einstige Pracht und Größe zu erkennen, und besonders zeigt ein herrliches Fenster an der Westseite, mit einer gewölbten Nische rechts und links, was die Kapelle zu Lord Seymours Zeiten gewesen sein mag.

In diesem befestigten Wohnsitz verbrachte der Admiral einen gewissen Teil seiner Zeit, nicht untätig, wie wir erzählt haben. Aber er besaß noch eine andere und stärkere Veste, wo er zuweilen erschien und wo seine Vorbereitungen in noch ausgedehnterem Maße getroffen worden waren als in Sudley. Es war dies Holt Castle in Derbingshire. Diese zweite Festung war im Fünfeck gebaut, mit einem Turm auf jeder Ecke. Sie war außerordentlich stark und umfangreich und wegen ihrer Lage an den Ufern sehr leicht mit Waffen und Proviantvorräten zu versehen. Sie war von allen Seiten, die Flussseite ausgenommen, die einen natürlichen Schutz bot, mit einem breiten und tiefen Graben umzogen.

Eine Zugbrücke führte hinüber, und diese wurde durch

einen massiven viereckigen Turm mit Fallgatter und Brustwehr geschützt. Der Besitz einer solchen Veste war für Seymour von äußerster Wichtigkeit. Er hielt sie beständig im Verteidigungszustand, hatte eine starke Besatzung darin, verproviantierte sie mit Weizen, Malz und anderen dergleichen Dingen, pflanzte schweres Geschütz auf den Wällen auf und machte überhaupt ein wahres Kriegsmagazin daraus. Mit dem Gouverneur der Festung stand er in beständiger Verbindung, und obwohl er auf dessen Treue sicher zählen konnte, so erschien er doch dann und wann ganz unerwartet selbst, sich zu überzeugen, dass seine Befehle befolgt würden. Da sich jedoch in Holt Castle nichts zutrug, was mit unserer Geschichte zusammenhängt, so wollen wir uns nicht ferner dabei aufhalten, sondern nach dem schönen und stolzen Sudley Castle zurückkehren, wo ein tragisches Ereignis stattfand.

Catharina Parr, die von ihrem ehrgeizigen Gemahl immer mehr vernachlässigt wurde, führte ein überaus zurückgezogenes Leben, und da Sudley Castle ihr noch mehr zusagte als Chelsea Manour House, so wählte sie jenes zu ihrem Aufenthalt. Der großen Welt, in der sie einst eine so hervorragende Stellung eingenommen, hatte sie gänzlich entsagt und brachte ihre Zeit meistens mit Lesen, Andachtsübungen und dergleichen hin. Wenn sie nicht vollkommen glücklich war, so war sie wenigstens ruhig. Man darf übrigens nicht glauben, dass sie ein einsiedlerisches Leben führte. Geiz gehörte nicht zu des Admirals Eigenschaften. Obwohl er seiner Gemahlin wenig persönliche Aufmerksamkeit erwies, so verkürzte er sie doch keineswegs in ihren Rechten, sondern behandelte sie in jeder Beziehung wie eine Königin, hielt ihr einen dementsprechenden Haushalt

und eine Anzahl von Edelleuten, nebst Pagen, Dienern und so weiter. Auch hatte sie ihren eigenen Kaplan. Ihre Hauptgesellschaft war Lady Jane Grey, für welche sie eine fast mütterliche Zärtlichkeit hegte, und Lady Tyrwhyt. Letztere war zu Lebzeiten ihres vorigen Gemahls, König Heinrichs, ihre Gesellschafterin gewesen und seitdem bei ihr geblieben. In deren Busen allein durfte sie ihren geheimen Kummer ausschütten.

Im Frühsommer 1548 begab sich Königin Catharina nach Sudley Castle und blieb dort bis Ende August. Da sie täglich ihre Niederkunft erwartete, so war an eine Ortsveränderung nicht zu denken. Aber sie wünschte solche auch nicht. Sie liebte das herrliche Schloss, die Bäume, die es umkränzten, die schönen Hügel, die es umrahmten, und es war ihr eine Freude, in den Morgen- und Abendstunden an den Ufern des Isborne zu wandeln. Lady Jane Grey hatte sie seit Kurzem verlassen, um nach Bradgate zu gehen, aber Lady Tyrwhyt war stets bei ihr. Catharina, deren Liebe zu ihrem Gemahl durch keine Vernachlässigung seitens desselben wankend gemacht werden konnte, redete sich ein, dass die Sorge den Admiral nach Sudley führen würde. Aber in dieser so natürlichen Erwartung fand sie sich getäuscht. Er kam nicht. Boten wurden an ihn abgesandt, aber umsonst. Er schrieb nicht einmal, sondern schickte Ugo Harrington, um ihn zu entschuldigen. Die Königin hatte sich so sehr aufgeregt und war in eine solche Unruhe geraten, dass ihre Umgebung fast wegen der Folgen besorgt war. Man tat alles, um sie zu beruhigen, aber es half wenig.

»Welche Botschaft bringst du von Mylord?«, fragte sie, als Ugo vor ihr erschien. »Wird er nicht kommen?«

»Seine Hoheit beauftragte mich, ihn Eurer Majestät auf

das Zärtlichste zu empfehlen«, antwortete Ugo. »Wenn er sein eigener Herr gewesen wäre, so würde er auf Flügeln zu Euch geeilt sein, aber Seine Majestät hält ihn in Windsor fest.«

»Das ist eine leere Entschuldigung«, entgegnete Catharina verstimmt, »der König würde ihn nimmer gegen seinen Willen halten. Es muss irgendetwas besonders Anziehendes in Windsor sein. Ha! Du lächelst!«

»Nein, Eure Hoheit, es bedeutet nichts, wenn ich es tat.«

»Ist die Prinzessin Elisabeth in Windsor? Weiche nicht aus, Bursche! Antworte der Wahrheit gemäß.«

»Ich möchte lieber nicht antworten«, entgegnete er.

»So ist sie dort!«, rief die Königin leidenschaftlich. »Das also ist der Grund seines Nichtkommens. O Tyrwhy!«, fügte sie mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes hinzu, »ich bin in der Tat sehr elend.«

»Die Pest auf deine Zunge, du falscher Geselle!«, fuhr Lady Tyrwhy den Diener an. »Siehst du, was du angerichtet hast?«

»Es geschah ganz absichtslos meinerseits«, sprach Ugo, anscheinend bestürzt. »Ich wusste nicht, dass Ihre Hoheit die Prinzessin Elisabeth nicht leiden kann.«

»Schweig, Bursche!«, rief die Königin. »Nenne mir den verhassten Namen nicht!«

Ihre Aufregung nahm zu, sie stieß unartikulierte Laute aus und wurde in bedenklichem Zustand in ihr Gemach gebracht. »Wenn Schlimmes geschieht, wie ich fürchte«, bemerkte einer der Diener gegen Ugo, »so hast du die Schuld.«

»Ich bedaure mein Missgeschick«, entgegnete Ugo, »aber wie konnte ich wissen, dass Ihre Majestät so eifersüchtig

wäre?« Die Königin schwebte einige Stunden lang in der höchsten Gefahr. Ihr Arzt, Doktor Hewke, verließ sie keinen Augenblick. In der Nacht wurde sie vor der Zeit von einer Tochter entbunden. Die Sehnsucht, ihren Gemahl zu sehen, steigerte sich, und die Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches verursachte ihr lieber und machte ihren Zustand immer bedenklicher. Ihre Dienerinnen waren in Verzweiflung, und Lady Tyrwhyth war fast von Sinnen.

Am folgenden Tag wurde Ugo in das Zimmer der kranken Königin beschieden. Die golddurchwirkten Vorhänge ihres Bettes waren so dicht zugezogen, dass der Diener nichts von ihr sehen konnte, aber er vernahm ihr leises Stöhnen.

»Ist er da?«, fragte sie mit schwacher Stimme.

»Ja, Eure Majestät«, antwortete Lady Tyrwhyth.

»Dann ist es gut. Lasst uns einen Augenblick allein!«

Lady Tyrwhyth, Doktor Hewke und die Dienerinnen zogen sich zurück.

»Ugo«, nahm die Königin das Wort, »du musst augenblicklich zu meinem Gemahl zurück. Sage ihm, dass er unverweilt kommen möge, wenn er mich noch lebend treffen wolle. Nimm das beste Pferd aus dem Stall und reite, als ob es dein Leben gälte.«

»Es soll geschehen, Madame«, erwiderte der Diener.

»Bringe Mylord unfehlbar zu mir«, sprach sie mit klagender Stimme. »Zweifelst du an seinem Kommen?«

»Ich bin überzeugt, er kommt«, antwortete Ugo.

»Sei gesegnet um dieses tröstenden Wortes willen!«, rief sie aus. »Sage ihm, dass ich ihm eine schöne Tochter geschenkt habe. Sie trägt seine Züge, Ugo. Wenn ihn nicht nach mir verlangt, so wünscht er vielleicht doch, sie zu se-

hen.«

»Ich bitte Eure Majestät, sich nicht aufzuregen«, sprach Ugo. »Euer Auftrag soll ausgerichtet werden.«

»Auf dem Tisch dort muss ein Ring mit einem großen Rubin liegen«, sprach die Königin, »siehst Du ihn?«

»Ja, ich sehe ihn.«

»So nimm ihn und lass ihn deinen Eifer für mich beschleunigen.«

»Es bedürfte eines solchen Geschenks nicht; jedoch bin ich Eurer Majestät sehr verbunden.«

Auf einem kleinen Tisch in der Nähe des Bettes stand ein silberner Becher, dessen Inhalt augenscheinlich für die Königin bestimmt war. Auf diesen Becher hatte Ugo schon vorher sein Auge geworfen. Als er vortrat, um den ihm von Catharina geschenkten Ring zu nehmen, zog er hastig eine kleine Phiole aus seinem Wams und schüttete einige Tropfen davon in das Getränk. *Sie wird ohnedies schwerlich am Leben bleiben*, dachte er, *aber so ist es sicherer*.

»Geh und rufe meine Frauen«, sprach die Königin. »Was säumst du? Jeder Augenblick ist kostbar.«

Indem Ugo sich der Tür näherte, trat Lady Tyrwhyte mit den anderen ein.

»Gib mir zu trinken«, sagte Catharina mit matter Stimme.

Indem sie die Vorhänge zur Seite schob, nahm Lady Tyrwhyte den Becher und führte ihn an Catharinas Lippen. Ugo konnte sich nicht enthalten, umzublicken, und sah, wie die arme Königin mit fieberhafter Hast trank.

»Sie ahnt nicht, dass *aqua toffana* in ihren Trank gemischt ist«, murmelte er. »Bald wird der Verheiratung Mylords mit der Prinzessin Elisaheth kein Hindernis mehr im Wege stehen.«

Drittes Kapitel

Wie der Lordadmiral Witwer wird

Ugo Harrington verlor keine Zeit auf seinem Weg, aber als er nach London kam, erfuhr er, dass sein Herr plötzlich nach Holt Castle gereist war, und er eilte ihm dorthin nach. Infolge dessen vergingen, obwohl die äußerste Schnelligkeit, mit der man in damaliger Zeit reisen konnte, aufgeboten wurde, acht Tage, bevor der Admiral in Sudley Castle anlangte. Er fand bei seiner Ankunft die Königin in einem sehr beunruhigenden Zustand. Doktor Hewke wusste sich über einige Krankheitssymptome durchaus keine Rechenschaft zu geben und war betroffen, dass seine Heilmittel sich unwirksam erwiesen. Catharina schien allmählich dahinzuschwinden. Kaum jedoch wurde ihres Gatten Ankunft gemeldet, als neues Leben sie zu durchströmen schien, und sie sandte den Arzt ab, um ihn augenblicklich zu ihr zu bitten.

Als der Admiral eintrat, erhob sie sich von dem Sessel, in welchem sie saß, und mit einem Schrei des Entzückens, der die Herzen aller Hörer durchbebte, warf sie sich in seine Arme.

Obwohl die Liebe in Seymours Brust längst gestorben war, so war es doch unmöglich, dass er in diesem Moment unbeweglich geblieben wäre. Als er in das veränderte Antlitz seiner Gemahlin blickte, da sank ihm das Herz. Catharina war in der Tat traurig anzusehen, der Schatten ihrer selbst. Aber jetzt bedeckte eine flüchtige Röte ihre bleichen Wangen, ihre Augen leuchteten in überirdischer Weise, und sie sah wunderbar schön aus. Sie versuchte zureden,

aber fand keine Worte. Schluchzend lehnte sie an ihres Gatten Schulter.

»Sei ruhig, liebes Herz, ich beschwöre dich«, sprach Seymour, »diese Aufregung wird dir schaden.«

»O, ich bin so froh, dass du gekommen bist«, rief sie.

»Ich will dir keine Vorwürfe machen, aber du bist lange, lange geblieben. Ich habe die Stunden gezählt, seit Ugo mich verließ. Mich dünkt, wenn du geeilt hättest, so würdest du vier Tage früher hier gewesen sein.«

»Das wäre ich auch, liebes Herz, wenn ich nicht unglücklicherweise vor Ugos Ankunft in London nach Holt abgereist wäre. Glaube mir, ich bin auf den Hügeln der Liebe und Angst hierher geeilt.«

»Dem Himmel sei dank, dass du nicht zu spät kommst!«, rief Catharina in einem Ton, der ihren Gemahl erschütterte. »Aber du musst unser Kind sehen, Seymour. Es ist ein hübsches Kind!«

»Befiehlt Eure Majestät, dass ich den kleinen Engel bringe?«, fragte Lady Tyrwhyt.

»Tut es«, antwortete Catharina, »Mylord muss ihn sehen.«

Lady Tyrwhyt verließ darauf das Zimmer und kehrte bald darauf in Begleitung der Kinderfrau zurück, die ein großes Samtkissen, auf welchem das reich gekleidete Kind lag, auf ihren Armen trug. Indem der Admiral sich niederbeugte, um in das kleine Antlitz zu schauen, öffnete es die Augen und schien ihn anzulächeln.

»O«, rief die Wärterin, »es scheint Eure Hoheit zu kennen.«

»Es ist ein sehr hübsches Kind«, sagte der Admiral, »aber ein Knabe wäre mir lieber gewesen.«

»Gewiss hat Eure Hoheit keine Ursache, sich zu beschweren«, sagte die Wärterin in scharfem Ton. »Ein reizenderes Kind existiert nicht.«

»Wie soll sie heißen, Käthe?«, fragte der Admiral. »Nach dir?«

»Nein, nicht nach mir«, antwortete sie. »Auch nicht nach der Prinzessin Elisabeth«, war sie im Begriff hinzuzufügen. Aber sie hielt an sich. Eine Röte überflog ihre bleichen Wangen und verriet ihre geheimen Gedanken. »Lass sie Mary heißen. Ich liebe den Namen. Du wirst ihr ein liebevoller Vater sein, Seymour, wenn ich nicht mehr bin.«

»Ich hoffe, du lebst und siehst sie groß und verheiratet.«
»Möge sie sich glücklich verheiraten!«, rief sie mit einem Seufzer aus. »Besser einsam sterben, als Glanz und Elend erheiraten!«

Sie blickte das Kind eine Weile gedankenvoll an und rief dann aus: »Gott segne dich, mein Kind! Möge dein Los ein glücklicheres sein als das deiner Mutter! Bringt sie weg, gute Frau, und ihr verlasst mich alle«, sprach sie zu den übrigen Anwesenden. »Ich habe mit meinem Gatten zu reden.« Nachdem die Frauen sie in ihrem Stuhl zurechtgesetzt und alles nach ihrer Bequemlichkeit geordnet hatten, verließen sie das Gemach. Als die beiden Gatten allein waren, herrschte erst eine Weile tiefstes Schweigen, welches keiner zu unterbrechen geneigt schien.

Endlich sprach die Königin: »Ich werde nicht lange leben, Seymour. Ich weiß, dass dies keine schreckliche Nachricht für dich ist, denn du wünschst, mich loszuwerden.«

»Nein, liebes Herz!«, rief der Admiral. »Du tust mir unrecht. Ich hege solche Wünsche nicht.«

»Ich bin nicht zu täuschen«, sprach Catharina, ihn fest an-

blickend. »Du wünschst, mich los zu sein, um die Prinzessin Elisabeth heiraten zu können. Leugne nicht, ich weiß, es ist so. Aber höre, Seymour, höre auf meine Worte! Nie wird jene Heirat stattfinden!« Und mit einer Stimme, die ihn fast schauern machte, fügte sie hinzu: »Ich verbiete sie in ihres toten Vaters Namen! Ich verbiete sie in meinem eigenen Namen! Gehst du weiter vor in der Sache, so wirst du den Zorn des Himmels auf dich herabrufen. Wähne nicht, dass ein Verbrechen deine Absichten fördern könne!«

»Ein Verbrechen!«, rief der Admiral. »Was willst du mit dieser Andeutung sagen, Catharina? Du kannst nicht meinen, dass ich dir ein Leid antun würde!«

»Mit mir ist nicht auf die rechte Weise verfahren worden«, antwortete sie.

»Wen hast du im Verdacht? Sprich es aus! Was ist dir geschehen?«

»Gift ist mir gereicht worden«, antwortete Catharina. »Verzeih dir der Himmel, wenn du darum gewusst hättest!«

»Gift!«, rief Seymour voller Entsetzen. »Und es ist möglich, dass du mich im Verdacht einer so gemeinen Tat hast? So weit bin ich davon entfernt, deinen Tod zu wünschen, dass ich mein Leben für dich hingeben würde. Du bist von einem Wahn befangen. Du bist schwer krank und leidest sehr, aber du irrst dich in der Ursache deiner Schmerzen.«

»Ich irre mich nicht, Seymour«, antwortete sie, »ich bin sicher, dass mir Gift gereicht worden ist!«

»Von wem? Wen hast du im Verdacht?«

»Deinen vertrauten Diener Ugo. Seine Hand und keine andere hat mir das Gift gemischt.«

»Aber angenommen, dass er eines solchen Verbrechens

fähig wäre, wie konnte er Mittel und Wege finden, es uns bemerkt zu tun? Nein, nein, Catharina, du tust ihm Unrecht, gewiss!«

»Der Himmel verzeih mir, wenn ich's tue! Und der Himmel verzeihe ihm, wenn er schuldig ist, wie ich glaube. Aber Gelegenheit hatte er, das Verbrechen auszuüben. Bevor er hier zu Euch zurückreiste, war er einige Augenblicke in diesem Zimmer allein. Mein Becher stand in seinem Bereich, und ich bin gewiss - so gewiss, als hätte ich es mit meinen Augen gesehen, dass er das Gift in meinen Trank tat, denn ich hatte ihn kaum genommen, als ich von entsetzlichen Schmerzen gepeinigt wurde.«

»Aber teiltest du nicht Hewke deinen Verdacht mit?«

»Nein«, antwortete sie. »Ich ertrug meine Schmerzen schweigend, weil ich fühlte, dass eine Beschuldigung Ugos auf dich zurückfallen müsse. Welche Motive konnte Ugo haben? Warum sollte er meinen Tod wünschen? Er ist nur dein Werkzeug.«

»O, Catharina! Ich beschwöre dich, traue mir solches nicht zu! Aber ich glaube immer noch, du bist im Irrtum. Du wirst bald wieder gesund werden und dann sowohl Ugo als auch mich von dem entsetzlichen Verbrechen freisprechen, dessen du uns fähig glaubst.«

»Ich werde nicht wieder gesund. Dich will ich freisprechen und bitte um deine Verzeihung. Aber es ist keine Hoffnung für mich. Es geht schnell zu Ende, nur noch wenige Stunden, und du hast kein Wein mehr.«

»Ich hoffe, deine Furcht bewahrheitet sich nicht, Catharina, sondern du lebst noch manches Jahr, um mich zu beglücken.«

»Wären solche Worte früher gesprochen worden, so hät-

ten sie mich vielleicht hergestellt. Sie kommen zu spät. Lass mich mit dir reden, solange mir die Kraft bleibt, und gebe der Himmel, dass du meinem Rat folgst. Dass ich meinen Tod deinem ausdrücklichen Wunsch verdanke, das, fürchte ich, ist nur zu wahr.«

»O, Catharina, ich beschwöre dich, lass den Verdacht fahren!«

»Ich kann nicht. Er ist mir zur Überzeugung geworden. Höre mich, Seymour. Du weißt es, wie ich dich geliebt und welche Opfer ich dir gebracht habe. Du weißt, dass ich dir ein treues und gehorsames Weib war.«

»Das warst du! Das warst du!«, rief er aus.

»Ich will dir keinen Vorwurf machen, will nicht dein schroffes Benehmen - an deine Vernachlässigung, die fast ein Verlassen war, erinnern, sondern ich deute es nur an, um zu sagen, dass ich dir alles verzeihe. Meine letzten Worte aber seien Worte der Warnung. Ich weiß, du konspirierst gegen die Regierung. Du hast irgendetwas Entscheidendes vor. Du hoffst, indem du den Bürgerkrieg heraufbeschwörst, deinen Bruder zu stürzen und zu verdrängen. Lass dich warnen, Seymour. Verharrst du in diesem verräterischen Tun, so wartet deiner ein schreckliches und blutiges Ende. Lass dich warnen, sage ich, lass deine Pläne fahren, solange es Zeit ist. Wende dich dem Himmel zu und suche durch Buße und Gebet so vieles Böse wiedergutzumachen. Folge den Einflüsterungen des Stolzes und Ehrgeizes nicht länger, sie werden dich dem sicheren Untergang entgegenführen. Gib dich frommen Betrachtungen hin. Willst du das?«

»Ich kann das nicht versprechen, Catharina. Täte ich es, so könnte ich es vielleicht nicht halten.«

»Ach! Ach, so bist du verloren. O, lass dich bewegen!«

»Du versuchst es umsonst«, entgegnete er, »meine Absicht ist unerschütterlich.«

»Und was, Seymour, hoffst du zu gewinnen?«

»Den zweiten Platz im Königreich. Vielleicht den ersten.«

»Du täuschst dich«, sprach sie mit fast prophetischem Blick. »Du bringst dich aufs Schafott. Gedenke meiner Warnung, wenn es geschieht!«

»Leere Träumereien können mich nicht aus meiner Bahn lenken. Ich weiß, was ich riskiere, die Gefahr schreckt mich nicht. Zu deines verstorbenen Gemahls Zeiten, Catharina, habe ich mich daran gewöhnt, mein Leben als ein unsicheres zu betrachten. Was das Schicksal mir beschieden - ich weiß es nicht. Vielleicht große Macht - vielleicht des Henkers Beil. Aber mein Entschluss steht fest. Ich schreite vorwärts.«

»Möge dir der Himmel verzeihen und dein Herz zur Demut stimmen«, murmelte Catharina. »Aber schlage mir meine letzte Bitte nicht ab, Seymour. Es ist die letzte, die ich an dich richten werde.«

»Was ist es?«, fragte er.

»Gib alle Gedanken an Elisabeth auf. Strebe nicht nach ihrer Hand. Versprich mir das! O, versprich es mir!«

Aber Seymour schwieg und wandte sich ab.

»Willst du es nicht versprechen?«, rief sie flehend.

»Ich kann nicht«, erwiderte er.

Die arme Königin fiel in ihre Kissen zurück und schwieg einige Augenblicke.

»Wünschest du sonst noch etwas, Catharina?«, fragte Seymour.

»Nur noch das Eine. Sei gut gegen das unschuldige Kind,

das ich so spät zur Welt gebracht habe. Ich glaube, lange wird es dir nicht zur Last fallen.«

»Solange ich lebe, werde ich über dasselbe wachen, und es soll der Vaterliebe nicht entbehren. Aber du gibst dich finsternen Ahnungen hin, Cathariua, deren keine in Erfüllung gehen wird. Sieh die Sache nicht so schlimm an, du bist nicht so gefährlich krank, wie du meinst.«

»Bald ist alles vorbei«, seufzte sie. »Gib mir die Hand, Seymour. Mein Leben war ein elendes, ich klage nicht, dass sein Ende da ist. Vergebens habe ich nach Glück in der Ehe gesucht. Jedes Mal wurde ich getäuscht, aber so bitter und schmerzlich wie das letzte Mal, nie! Ich hatte so viel erwartet. Wer hätte es geglaubt, dass einer, der an Geist und Körper so reich ausgestattet ist, wie du, Seymour, so treulos, so grausam sein könne? Selbst Heinrichs Tyrannei war nicht so schrecklich.«

»Was habe ich getan, Catharina? Was habe ich getan?«, rief Seymour außer sich.

»Du hast mich getötet«, sprach sie, indem sie sich mit einer letzten Anstrengung aufrichtete und ihn scharf anblickte, »wenn nicht durch Gift, so durch Lieblosigkeit.«

»O, nimm dein Wort zurück, Catharina!«, rief er aus. »Widerrufe diese entsetzliche Anklage!«

Aber ein Widerruf lag nicht mehr in ihrer Macht. Das aufflackernde Licht, das einen Moment in ihren Augen geblüht hatte, erlosch plötzlich, die Blässe des Todes überzog ihr Antlitz, und mit einem Seufzer sank sie zurück. Die Leiden der unglücklichen Königin waren vorüber.

Mit einem lauten Schrei stürzte Seymour neben ihr auf die Knie und rief, ihre Hand ergreifend, in jammerndem - Ton: »Blicke auf mich nieder, Catharina, und vergib mir!«

Sein Schmerz war aufrichtig. Seine Natur war nicht gänzlich verdorben und das Gute in ihm hatte im Augenblick die Oberhand. Er machte sich die schrecklichsten Vorwürfe, und wenn es in seiner Macht gestanden hätte, sein unglückliches Weib wieder zu beleben, in jenem Moment hätte er es getan.

Er war so von Kummer und Gewissensbissen überwältigt, dass er den Eintritt des Arztes, begleitet von Lady Tyrwhyte und einigen Frauen der Königin, gar nicht gewahr wurde. Doktor Hewke sah gleich, dass alles vorbei war, und machte Lady Tyrwhyte und den Übrigen die traurige Mitteilung, indem er sie zugleich bat, ihren Schmerz nicht laut werden zu lassen. Aber sie waren ihrer königlichen Herrin zu sehr ergeben gewesen, um sich einen solchen Zwang antun zu können, und Wehklagen erfüllten das Gemach.

Endlich näherte sich Hewke dem Admiral und sprach: »Wenn Eure Hoheit meinem Rat folgen will, so zieht Ihr Euch für eine Weile in Euer Gemach zurück und überlasst die Sorge für die sterblichen Reste der Königin ihren Frauen.«

»Ich will Euch folgen, guter Doktor«, antwortete Seymour aufstehend.

»Ich hoffe, Ihre Gnaden hat ein leichtes Ende gehabt?«, sprach Lady Tyrwhyte unter Tränen.

»Ein sehr leichtes Ende«, sprach Seymour. »Gott wird ihrer Seele gnädig sein!«

»Das wird er«, antwortete Lady Tyrwhyte. »Ein edleres Weib hat nie auf Erden gewandelt.«

»Ihr habt recht«, antwortete Seymour. »Jetzt, da ich sie verloren habe, erkenne ich erst recht ihren Wert. Ich über-

lasse sie Eurer Sorgfalt.«

Damit begab er sich in sein Zimmer und schloss sich eine Zeit lang ein. Endlich wagte Ugo einzutreten und fragte, ob er irgendetwas begehre. Seymour verneinte kurz und streng.

»Hat Eure Hoheit gar keine Aufträge für mich?«, fuhr Ugo fort.

»Durchaus keine«, antwortete Seymour.

»Hm! Ich erwartete Eure Hoheit, jetzt, da Ihr von Euren Fesseln befreit seid, in einer anderen Geistesverfassung zu sehen.«

»Aus meinen Augen, Schurke!«, rief Seymour wütend.

»Ist das der Lohn für meine Dienste?«, fragte Ugo.

»Der Galgen sollte dein Lohn sein! Geh und lass dich nicht wieder sehen!«

Ugo zog sich darauf zurück und murmelte im Gehen: »Morgen wird er in einer anderen Stimmung sein.«

Ob der Admiral dauernd die tiefe Betrübniß empfand, die er an den Tag legte, mag bezweifelt werden. Jedenfalls aber machte er die ganze Umgebung glauben, dass er seine verstorbene Gemahlin aufrichtig beweine.

Die Reste der unglücklichen Königin wurden mit vielem Pomp in der schönen Schlosskapelle bestattet, und manche Träne fiel auf die Marmorplatte, die ihre Gruft bedeckte.

Der Säugling, den sie hinterlassen hatte, wurde aufs Sorglichste gepflegt, aber obwohl das kleine Wesen seinen Vater überlebte, so wurde es doch in der Jugendblüte geknickt.

Der Admiral weilte einen Monat lang in der Einsamkeit von Sudley Castle, dann kehrte er nach Seymour House zurück, begleitet von Ugo, der um diese Zeit seine volle Gunst wiedererlangt hatte.

Viertes Kapitel

Wie der Admiral der Prinzessin Elisabeth eine heimliche Trauung vorschlägt

Edward war über den Tod der Königin Catharina sehr betrübt, denn er hatte eine aufrichtige Zuneigung zu ihr gehabt. Er besuchte seinen Oheim gleich nach dessen Rückkehr, um ihm sein Beileid zu bezeugen, und dasselbe tat der Lordprotektor sowie die vornehmsten Glieder des Adels. Sowohl der ganze Hof als auch das Publikum überhaupt betrauernten die Königin, denn sie hatte sich allgemeiner Liebe und Achtung erfreut.

Für sein zahlreiches Hauspersonal schaffte der Admiral Trauergewänder an, und er erschien natürlich nicht anders als in Schwarz gekleidet. Aber wie er auch seinen Schmerz zur Schau tragen, wie sehr er scheinbar den Verlust der Königin betrauern mochte, gewiss ist, dass sein Hauptbestreben in jener Zeit dahin ging, eine andere Braut zu gewinnen, und dass seine Gedanken sich der Prinzessin Elisabeth zuwandten. Elisabeth hielt sich damals in Hatfield auf, und dorthin ritt der Admiral ungefähr einen Monat darauf, nachdem er zur Stadt zurückgekehrt war. Nur Ugo begleitete ihn. Sein Besuch kam nicht unerwartet, denn ein Brief hatte die Prinzessin darauf vorbereitet. Sie empfing ihn sehr gnädig, und nachdem sie einige gleichgültige Worte gewechselt hatten, verließ Mistress Ashley, die zugegen war, das Zimmer. Kaum waren sie allein, als der Admiral sich der Prinzessin zu Füßen warf, ihre Hand ergriff und in leidenschaftlichem Ton ausrief: »O, Elisabeth, jetzt seid mein! Kein Hindernis steht unserer Verbindung im Wege.

Gefallen ist die Schranke, die uns trennte. Ihr werdet mein sein - mein!«

»Nicht im Geheimen, wie Ihr in Eurem Brief vorschlagt, Mylord«, antwortete sie. »Nie werde ich in eine heimliche Trauung einwilligen, wie es die Königin getan hat. Das steht fest bei mir. Versucht es nicht, mich davon abzubringen, es wäre umsonst.«

»Euer Entschluss kommt einer Weigerung gleich!«, rief Seymour. »Wenn ich in aller Form um Eure Hand werben wollte, so würde weder das Conseil noch der Protektor, noch der König, Euer Bruder, einwilligen. Der Versuch wäre Wahnsinn, würde unsere Verbindung durchaus unmöglich machen. Oft habt Ihr mir gesagt, es könne die Zeit eintreten, wo wir beide frei wären, wo wir einander angehören dürften. Der glückliche Augenblick ist gekommen. Warum ihn verzögern? Wenn Ihr mich noch eben so liebt wie früher, warum sollten wir uns dann nicht heimlich trauen lassen und dann den günstigen Moment, um die Sache bekannt zu machen, abwarten?«

»Weil solches der Tochter Heinrichs VIII. unwürdig wäre,« antwortete Elisabeth stolz. »Der Königin hat eine geheime Trauung wenig Glück gebracht, mir brächte sie vielleicht noch weniger. Aber sei dem, wie ihm wolle, ich will den Versuch nicht machen. Um meine Hand muss in aller Form geworben werden.«

»Bei wem?«, fragte Seymour.

»Bei meines Vaters Testamentsvollstreckern.«

»Und was denkt Ihr, dass sie antworten werden? Eine solche Werbung würde mit Verachtung behandelt werden, und man würde mich meiner Anmaßung halber schnöde abweisen.«

»Merkt Ihr, Mylord, dass Ihr gegen Euch selbst streitet? Wenn es so sicher ist, dass das Conseil und der Lordprotektor Euren Antrag mit Verachtung behandeln würden, sollte ich nicht ein Gleiches tun? Sollte ich Euren Vorschlag nicht anmaßend nennen?«

»Prinzessin!«

»Sollte ich nicht sagen: Ihr vergesst Euch, Mylord. Ihr seid kein würdiger Gatte Elisabeth Tudors, der Tochter Heinrichs VIII, glorreichen Andenkens, und der zweiten Erbin seines Thrones? Also sollte ich reden - und also werde ich reden, wenn Ihr mit Euren beleidigenden Propositionen einer geheimen Heirat - denn als beleidigend muss ich sie betrachten - fortfahrt.«

»So bleibt mir nichts als Entsagung«, sprach Seymour aufstehend. »Dass ich anmaßend war, gestehe ich ein - aber Ihr habt mich dazu ermutigt. Ihr sagtet, dass Ihr mich liebt, und gelobt mir, gelobt mir feierlich, mein zu sein.«

»Und ich will Euer sein, Mylord, sobald Ihr offen vor der Welt kommt und meine Hand begehrt - anders nicht«, sprach Elisabeth.

»Was soll ich tun?«, rief Seymour. »Sagt mir, wie ich Euch gewinnen kann. Ich will vor nichts zurückschrecken, ich will alles wagen, auf dass Eure Hand mein Lohn sei!«

»Erringt Euch eine solche Stellung, Mylord, dass Euer Antrag Gehör finden muss«, erwiderte Elisabeth. »Ihr sagtet mir einst, Euer Ehrgeiz reiche so hoch, dass Ihr niemanden im ganzen Königreich nachstehen wolltet, den König ausgenommen. Wäre das Ziel erreicht, so könnte das Conseil seine Einwilligung nicht versagen, denn alsdann müsste es Eurem Willen folgen, wie jetzt dem des Herzogs von Somerset.«

»Und, beim Himmel! Ich will es erreichen!«, rief Seymour.
»Und ich will eher nicht meinen Antrag erneuern, bis das Ziel, das Ihr andeutet, erreicht ist.«

»In diesem Fall ist meine Hand Euer«, entgegnete Elisabeth, »und mein Wort soll ebenso bindend sein, als ob ich mit Euch feierlich verlobt wäre. Ich habe nie einen anderen geliebt, als Euch, Mylord, und ich bin nicht wankelmütig. Heirate ich Euch nicht, so werde ich mich nie vermählen.«

»Und ich will entweder Euch gewinnen oder mein Haupt auf den Block legen!«, rief Seymour. »Hört mich, Elisabeth, ich gehe mit einem großen und kühnen Plan um. Gelingt er - und ich zweifle nicht daran - so ist die Stellung mein, in der Ihr mich zu sehen verlangt. Mehr brauche ich Euch nicht zu sagen. Ihr werdet verstehen, welcher Art das Unternehmen ist, in das ich verwickelt bin.«

»Ihr habt mir genug gesagt, um mich zu überzeugen, dass es gefährvoll ist.«

»Alle derartigen Unternehmungen sind gefährvoll. Aber ich fürchte nichts. Und setzt habe ich einen zweifachen Ansporn. Meine Vorbereitungen werden bald beendet sein. Wenn es so weit ist, werdet Ihr Dinge hören, die Euch in Erstaunen setzen sollen.«

»Ihr habt doch keine Absichten gegen den König, meinen Bruder?«

»Keine«, entgegnete Seymour. »Mein ganzes Streben ist gegen den Lordprotektor gerichtet. Ich muss seine Stelle haben. Und da er sie nicht freiwillig abtreten wird, so gedenke ich, sie ihm zu nehmen. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen uns.«

»Und Ihr gedenkt, den Streich bald zu führen?«

»Sobald wie möglich. In einigen Wochen, in einigen Ta-

gen vielleicht. Wir dürfen uns nicht wiedersehen, bis die Sache vorbei ist. Ich möchte Euch nicht kompromittieren. Sollte ich fallen - wollt Ihr dann zuweilen an mich denken, Elisabeth?«

Sie antwortete nicht, sondern fiel in seine Arme. Er umfasste sie und sagte ihr ein leidenschaftliches Lebewohl. Dann riss er sich los und stürzte hinaus, bestieg sein Ross und kehrte mit seinem Diener nach London zurück.

Fünftes Kapitel

Wie der Admiral Besitz vom Tower zu ergreifen sucht

Es war Anfang Januar 1549. Der Admiral hatte seit seiner Unterredung mit der Prinzessin Elisabeth, die ein unauslöschliches Feuer in seiner Brust entzündet hatte, unablässig seine Pläne verfolgt und dieselben jetzt, wie er meinte, der Reife nahe gebracht. Wie gefährlich sein Projekt war, wird man am besten aus einer Unterredung ersehen, die er um diese Zeit mit Ugo, seinem Vertrauten, hatte, der eben von Bristol, wo er von Sir William Sharington eine große Summe in Empfang genommen hatte, zurückgekommen war. »Wie viel hast du mir gebracht, Ugo?«, fragte der Admiral. »Ich hoffe, die ganzen zehntausend Pfund.«

»Leider nur tausend Pfund, Mylord,« antwortete der Diener, »aber Sir William verhiess das Übrige in einigen Tagen.«

»Verfluchter Aufschub!«, rief der Admiral mit dem Ausdruck der Enttäuschung. »Ich brauche alles Geld, dessen

ich habhaft werden kann. Meine Anhänger fallen ab, wenn ich sie nicht bezahle. Meine Kasse ist beinahe erschöpft, und ich weiß nicht, wie ich sie füllen soll. Das Wrack an der Küste von Cornwallis hat nur ein paar Hundert Pfund eingebracht, und Hornbeak und Blades haben sich die spanische Galeone, der sie auflauerten, entwischen lassen. Geld fehlt mir, Ugo, und ich muss es haben.«

»Ew. Hoheit muss sich gefallen lassen, zu warten, bis Sharrington imstande ist, Euch damit zu versehen, oder bis irgendeine Beute Euch zufällt. Wir haben in letzter Zeit kein Glück gehabt, aber das wird sicher anders werden.«

»Ich kann nicht warten. Zehntausend Mann sind zum Aufstand bereit, wenn ich das Zeichen gebe - aber ich habe gar nichts, um sie zu besolden und zu unterhalten.«

»Für den Augenblick habt Ihr genug«, antwortete Ugo, »und wenn Ihr Eure Leute gewähren lasst, so werden sie sich schon selbst Zahlung und Unterhalt verschaffen.«

»Ich wollte sie nicht plündern lassen«, sprach der Admiral, »aber ich sehe nicht ein, wie es anders möglich sein wird. Für dich, Ugo, habe ich einen wichtigen Posten, und ich weiß, du wirst ihn gut ausfüllen.«

»Was ist es, Mylord?«

»Nichts Geringeres als das Kommando von Holt Castle. Du musst es, wenn der Aufstand ausbricht, in meinem Namen übernehmen. Die Veste hat fünfhundert Mann Besatzung und ist mit Waffen und Vorräten gut versehen.«

»Ich weiß das, Mylord, und weiß das Vertrauen, das Ihr in mich setzt, vollkommen zu würdigen.«

»Ich habe Anhänger in Cheshire, Lancashire und Yorkshire, welche die Missvergnügten in jenen Gegenden aufreizen werden«, fuhr der Admiral fort. »Ferner habe ich star-

ken Anhang in Norfolk und Suffolk und in Gloucestershire und Wiltshire, wie du weißt. Hunderte werden sich um meine Fahne scharen, wenn ich sie dort aufpflanze. Die Insurrektion wird allgemein sein.«

»Aber wie wird das Signal gegeben, Mylord?«, fragte Ugo.

»Du sollst hören. Mein Erstes wird sein, mich der Person meines königlichen Neffen zu versichern, weil von ihm alle Dekrete ausgehen müssen. Und habe ich den König, so kann ich jeder Opposition trotzen. Einmal dachte ich daran, ihn nach Holt zu bringen, aber dem stehen viele und unüberwindbare Hindernisse im Wege, sodass ich den Gedanken aufgab und seitdem einen kühneren Plan gefasst habe. Ich beabsichtige, mich in Besitz des Towers zu setzen, Ugo, und den König in demselben festzuhalten, bis alles abgetan sein wird.«

»Ein verwegener Plan, wahrlich!«, rief Ugo aus. »Aber wie hofft Eure Hoheit, in Besitz des Towers zu gelangen?«

»Durch Sir John Gages Beistand.«

»Was! Sir John Gage ist auf die Seite Eure Hoheit getreten?«, rief Ugo aus.

»Er wird es tun«, antwortete der Admiral. »Nehmen wir an, der Tower ist genommen, - gleichviel wie oder durch wen, - und der König befindet sich in demselben. Mein erstes Geschäft wird sein, eine Proklamation folgenden Inhalts zu erlassen: Da es entdeckt wurde, dass das Dokument, welches angeblich den Letzten Willen des verstorbenen Königs enthalte, gefälscht ist, so sei hiermit das in jenem Dokument ernannte Conseil aufgelöst und der Lordprotektor seines Amtes entsetzt wird. Ferner sei der Lordprotektor, des Hochverrats und anderer schlimmer Verbrechen be-

schuldigt, samt seinen Genossen der Untersuchung verfallen. Diese Proklamation ist das Signal für den Aufstand.«

»Sollte sie wirklich erlassen werden, so wird sie zweifellos die von Euer Hoheit vorausgesetzte Wirkung tun. Wie aber wollt Ihr die Anklage beweisen, die Ihr gegen den Lordprotektor zu erheben beabsichtigt - wie dartun, dass mit dem Testament des Königs irgendein Betrug vor sich gegangen ist?«

»Indem ich das Bekenntnis des Doktor Butts, der dabei geholfen hat, vorlege«, sprach Seymour. »Du erinnerst dich vielleicht, dass ich dir vor einiger Zeit ein Paket übergab, mit dem Auftrag, es äußersten Falles der Königin zu übergeben. Das Paket enthielt das Bekenntnis.«

»Wirklich!«, rief Ugo aus. »Das hätte ich wissen sollen!«, setzte er leise hinzu.

»Butts' Bekenntnis leistete mir schon damals einigen Dienst«, fuhr der Admiral lachend fort, »aber es soll mir binnen Kurzem noch besser dienen. Was denkst du, was die Leute sagen werden, wenn sie hören, dass der Lordprotektor durch Hilfe solcher Mittel seinen Posten erlangt hat? Werden sie ihn unterstützen? Gewiss nicht! Man wird ihn aufgeben. Seine Anhänger werden abfallen und ihn der Gerechtigkeit überliefern.«

»Kann sein«, entgegnete Ugo nachdenklich.

»Kann sein! Ich sage dir, es wird sein!«, rief der Admiral. »Somerset mag sich vorsehen, wenn er seinen Platz behaupten will. Es werden binnen Kurzem viele Hände sich ausstrecken, um ihn herunterzureißen.«

»Euer Plan ist gut angelegt. Aber ich muss bemerken, Mylord, Ihr habt, so wie ich sehe, den Towerkommandanten nicht gewonnen.«

»Aber ich werde ihn gewinnen. Ich will sogleich den Versuch machen. Sir John befindet sich jetzt im Tower. Ich gehe hin und du sollst mich begleiten.«

»Ich bitte Eure Hoheit, mich zu entschuldigen. Ich möchte gern eine kleine persönliche Angelegenheit besorgen.«

»Gut, wie du willst. Aber eile mit deinem Geschäft, weil ich, wenn ich zurückkehre, deiner bedürfen könnte.«

Ugo verbeugte sich und half seinem Herrn den Mantel umhängen, worauf der Admiral, begleitet von einem Dutzend bis an die Zähne bewaffneter Männer, ohne welche er jetzt nie ausging, sich an die Treppe von Whitehall begab, wo seine Barke auf ihn wartete. Er stieg ein und befahl den Leuten, zum Tower zu rudern.

Als er in der Festung ankam, befand sich Sir John in dem Quartier des Lieutenants. Seymour begab sich dorthin, sagte, dass er den Kommandanten privatim zu sprechen wünsche, und wurde in ein großes, mit Eichenholz getäfeltes Zimmer geführt, wo gewöhnlich die Staatsverbrecher verhört wurden, und wo Sir John bald ebenfalls erschien.

Nach einer kurzen einleitenden Unterhaltung eröffnete der Admiral sein Anliegen.

»Es ist eine Sache von der größten Wichtigkeit, die mich zu Euch führt, Sir John«, sprach er. »Sie betrifft die Wohlfahrt des Königs und die Sicherheit des Landes. Erinneret Ihr Euch, dass Euch und mir der Zutritt zum Sterbezimmer des Königs verwehrt wurde, als das Testament unterzeichnet oder vielmehr gestempelt wurde?«

»Ich erinnere mich dessen sehr gut«, entgegnete der Kommandant. »Was soll's?«

»Um jene Zeit war Heinrich bewusstlos«, fuhr Seymour fort, »und das Dokument wurde ohne seinen Befehl - nein,

seinen vorher geäußerten Wünschen zuwider, unterzeichnet.« »Woher wisst Ihr das, Mylord?«

»Von einem, der bei dem Unterschleif mitgewirkt hat, der aber seitdem hingegangen ist, Rechenschaft abzulegen - von Doktor Butts. Er schrieb seine Beichte nieder und übergab sie mir. Und dass Somerset die Wahrheit der Aussage nicht leugnen kann, ist klar, wenn ich Euch sage, dass ich ihm gerade damals die Sache mitteilte, als er mich hierher in den Tower schicken wollte. Mit Heinrichs Testament fällt alles, was darauf basiert ist. Alle Anordnungen des Protektors platzen wie Seifenblasen. Er steht auf illegalem Boden. Es gibt kein Conseil und keinen Protektor.«

»Dann lasst die Sache ruhen«, sagte der Kommandant. »Die Dinge sind zu weit gediegen, um jetzt noch geändert werden zu können.«

»Ihr irrt Euch, guter Sir John. Meine Absicht ist es, sie zu ändern, und ich bedarf dabei Eurer Unterstützung.«

»Lasst hören, was Ihr vorschlagt«, sprach der Kommandant. »Ich beabsichtige, einen Streich zu führen, der Somersets usurpierte Macht brechen soll. Aber während dies geschieht, muss der König in Sicherheit, er muss im Tower sein, guter Sir John, unter Eurem Schutz.«

»Und wenn Ihr ihn hierher gebracht habt, was soll zunächst geschehen?«

»Dann wird im Namen des Königs eine Proklamation erlassen, die Somersets Umtriebe enthüllen und ihm und seine Helfershelfer des Hochverrats anklagen soll. Alle ihre Handlungen werden annulliert, sich selbst ihrer Ämter entsetzt und andere an ihre Stelle ernannt.«

»Unter denen sich ohne Zweifel vor allen Eure Hoheit befinden wird?«

»Freilich, Sir John. Wer anderes sollte Lordprotektor werden. Aber Ihr sollt nicht vergessen werden. Ihr sollt Lordgroßkämmerer werden, mit einer Pairsschaft.«

»Um den Preis, dass ich Euren Bruder und seine Freunde im Stich lasse? Hm!«, rief der Kommandant aus.

»Es wäre Verrat am König, an ihnen festzuhalten«, entgegnete Seymour.

»Nein, so kann ich es kaum ansehen. Aber Ihr meint doch nicht, dass eine solche Umgestaltung, wie Ihr sie vorhabt, ohne Kampf vonstattengehen könne, dass der Herzog von Somerset seinen Posten ohne Weiteres aufgeben würde? Höchst wahrscheinlich wird das Heer auf seiner Seite stehen, und er besitzt eine große Anzahl fremder Söldner, auf die er sicher zählen kann.«

»Da irrt Ihr Euch, Sir John. Die fremden Söldner lassen sich erkaufen. Was das Heer betrifft, so müssen wir uns vorsehen. Ich besitze eine große Zahl von Anhängern, die auf meinen Wink sich erheben!«

»Was? Das ist vollständige Rebellion! Wir werden einen Bürgerkrieg bekommen.«

»Rebellion, gegen wen? Gegen einen Erzverräter, der zu lange bereits den ersten Platz im Reich usurpiert hat. Wir kämpfen für den König, nicht gegen ihn. Wir werden ihn von denjenigen befreien, die sich eine Kontrolle über ihn angemaßt haben, zu der sie nicht berechtigt sind. Wir entlarven den Verrat und bestrafen ihn.«

»Und doch bin ich nicht zufriedengestellt«, entgegnete der Kommandant. »Euer Plan gefällt mir nicht.«

»Aber wenn ich den König hierher bringe, wollt Ihr ihm die Festung überliefern? Wollt Ihr die Tore schließen und alles in Verteidigungszustand versetzen?«

»Wenn seine Majestät selbst mir solches befehlen sollte, so muss ich gehorchen. Aber ich glaube nicht, dass er es tun wird.«

»Ihr kennt den König nicht so gut, wie ich ihn kenne, Sir John. Es werden nicht viele Tage vergehen, bis ich ihn herbringe. Seit bereit, zu tun, wie er Euch befiehlt.«

»Ich verspreche nichts«, entgegnete der Kommandant, »und wenn ich hoffen könnte, dass Ihr auf meinen Rat hört, so würde ich Eurer Lordschaft empfehlen, dass Ihr nicht weiter voringet.«

»Ihr werdet kein Wort von dem, was zwischen uns vorgegangen ist, verraten, Sir John!«, sprach Seymour. »Fürchtet nichts von mir, ich werde nichts sagen, bis ich den König gesehen habe.«

Da Seymour sah, dass mit dem Kommandanten nichts weiter anzufangen war, so verabschiedete er sich und ließ sich nach Whitehall zurückrudern.

Sechstes Kapitel

Worin Ugo Harrington in seiner wahren Gestalt erscheint.

Während der Admiral, wie man erzählt, sich im Tower befand, hatte Ugo Harrington sich nach Whitehall begeben, um sich daselbst eine Unterredung mit dem Grafen von Warwick zu verschaffen. Dies gelang ihm. In dem Augenblick, wo der Diener ihn aufsuchte, befand sich Warwick, dem als Lordgroßkämmerer eine Reihe von Gemächern in Whitehall angewiesen war, allein in seinem Privatkabinett.

Zwischen Ugo und den Dienern schien ein Einverständnis zu herrschen, denn sie hielten ihn nicht erst im Wartesaal auf, sondern führten ihn vor den Grafen.

Warwick, der an einem Tisch saß und schrieb, empfing den Besuch sehr förmlich, aber sie waren kaum allein, als sein Benehmen sich änderte und ganz familiär wurde.

»Ich sehe am Ausdruck Eures Gesichts, dass Ihr mir eine wichtige Mitteilung zu machen habt«, bemerkte er.

»Das habe ich, Mylord«, antwortete Ugo. »Mein Herr hat sich zum Tower begeben und will den Kommandanten dahin zu bringen versuchen, dass er ihm die Festung übergebe.«

»Ha«, rief Warwick, »das hofft er! Aber er wird sich täuschen. Sir John Gage ist fest wie Stahl und wird nimmer Verrat üben. Aber wie stehen die Dinge jetzt! Ist die Zeit zum Losschlagen gekommen?«

»Sie ist nahe, Mylord«, entgegnete Ugo.

»Um so besser!«, rief Warwick, sich froh die Hände reibend. »Der Admiral hat die Sache so lange verzögert, dass ich des Wartens ganz müde geworden bin.«

»Bei aller Ehrerbietung gegen Eure Lordschaft glaube ich, Eure Berechnung ist falsch«, entgegnete Ugo. »Ihr wollt den Aufstand ausbrechen lassen?«

»Das will ich«, antwortete Warwick. »Der Admiral muss sich vollständig kompromittieren, auf dass sein Sturz sicher sei.« »In dieser Beziehung bin ich anderer Ansicht als Eure Lordschaft. Habt Ihr nie bedacht, dass er reuffieren könnte? Seine Leute sind wohl organisiert.«

»Mag sein, aber die Insurrektion wird sofort niedergeschlagen werden.«

»Ich glaube nicht«, sagte Ugo, »und will Euch meine

Gründe angeben. Der Lordprotektor hat, wie Ihr wisst, seine Popularität, die ihm der schottische Krieg verschafft hatte, gänzlich eingebüßt. Das ist meinem Herrn sehr günstig. Bei dem Kampf, der wahrscheinlich zwischen ihm und seinem Bruder ausbrechen wird, steht der König ohne Zweifel auf der Seite seines jüngeren Oheims. Das allein gibt ihm einen immensen Vorteil. Aber, wie gesagt, die Pläne meines Herrn sind so wohl organisiert, dass er wahrscheinlich Sieger bleibt. Er selbst baut sicher auf den Erfolg. Er verfügt über eine Macht von zehntausend Mann, die sein Signal zum Aufstand erwarten. Er besitzt Freunde, die jene Zahl verdreifachen werden. Die Führer der deutschen Landsknechte sind bestochen und werden mit ihren Leuten zu ihm stoßen. Ferner hat mein Herr die beiden festen Schlösser, Holt und Sudley, von denen besonders das Erstere wohl bemannt und verproviantiert ist, und dann hat er die Scilly-Inseln, um sich im Falle der Not dorthin zurückzuziehen. Ist er außerdem imstande, sich der Person des Königs zu versichern, so zweifle ich nicht an seinem Erfolg.«

»Ja, wenn er sich der Person des Königs versichern könnte, so gebe ich zu, dass Ihr recht haben könntet«, entgegnete Warwick, »aber das wird er nicht.«

»Eure Lordschaft unterschätzt seine Macht. Ihr werdet finden, dass er ein viel fruchtbarer Feind ist, als Ihr denkt. Sollte er siegen, so wird er sich nicht damit begnügen, den Lordprotektor zu verdrängen, sondern er wird das ganze Gouvernement stürzen. Wie dann, wenn er imstande wäre, das Testament des verstorbenen Königs zu annullieren, auf den Grund hin, dass Seine Majestät sterbend und der Rede nicht mehr mächtig war. Werden nicht alle späteren Akte dadurch ungesetzlich, alle Ernennungen

null und nichtig?«

»Unzweifelhaft. Aber das kann er nicht beweisen.«

»Er besitzt Doktor Butts' Bekenntnis, und macht er davon Gebrauch, so ist der Lordprotektor dem Henkerblock verfallen, und alle Anhänger des Herzogs, Eure Lordschaft eingeschlossen, werden in seinen Sturz verwickelt werden.«

»Verflucht!«, rief Warwick aus, indem er vom Stuhl aufstand und hastig auf- und abging. »Ihr habt recht. Der Ausbruch darf nicht stattfinden. Ich dachte, die Mine sprengen zu lassen, in der Meinung, dass die Explosion ihn und den Lordprotektor vielleicht ebenfalls vernichten würde. Aber jetzt sehe ich ein, dass sie mir selbst gefährlich werden würde.«

»Ich war überzeugt, dass Eure Lordschaft sich zu meiner Ansicht bekennen würde. Dieses Bekenntnis ist eine fürchterliche Waffe und es ist bereits mit gutem Erfolg Gebrauch davon gemacht worden. Eure Lordschaft wird erraten, bei welcher Gelegenheit.«

»Ah, ich verstehe!«, rief Warwick. »Bringt mir das Dokument, wenn Ihr könnt, Ugo, und fordert jeden Preis. Es müssen sofort Maßregeln ergriffen werden. Ich will mit meinen Kollegen darüber beraten. Er muss verhaftet, seine Papiere müssen mit Beschlag belegt werden.«

»Aber das bewusste Dokument könnte in die verkehrten Hände fallen«, sagte Ugo. »Eure Lordschaft muss mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen. Mein Herr ist wachsam und auf seiner Hut. es ist nicht leicht, seiner habhaft zu werden. Er geht nie ohne Wache aus und hat in Seymour House mehr als dreihundert bewaffnete Diener, die ihn aufs Äußerste verteidigen werden. Wenn er entwischt und nach Sudley oder Holt flieht, so bricht die Insurrektion aus

und das ganze Land ist in Aufruhr. Ein Bürgerkrieg ist die Folge. Seine Verhaftung müsste ihn ganz unvorbereitet treffen.«

»Es soll so sein«, entgegnete Warwick. »Doch wenn er jetzt verhaftet würde, welchen Beweis seiner Schuld können wir dann beibringen? Wollt Ihr gegen ihn zeugen?«

»Wenn das Conseil mich befragt, so muss ich antworten. Am Besten aber wäre es, Sir William Sharrington, den Münzmeister von Bristol, zu verhaften und ihn über die Art der Geschäfte, die er mit meinem Herrn gemacht hat, zu befragen. Zeigt er sich verstockt, so wird ihn die Folter zum Reden bringen, und dann habt Ihr genügenden Grund, den Admiral zu verhaften. Sharrington hat Gold und Silber veruntreut, falsches Geld geprägt und sich auf Befehl und zugunsten meines Herrn noch anderer Betrügereien schuldig gemacht.«

»Ihr habt recht, Ugo. Wir wollen mit Sharrington anfangen. Sogleich sollen Leute nach Bristol abgehen, um ihn zu verhaften, dann soll er in den Tower gesperrt werden.«

»Hütet Euch, dass mein Herr nicht Wind bekommt, oder Euer Plan wird vereitelt. Ich muss mich jetzt verabschieden, oder ich selbst könnte Argwohn erregen. Vertraut meiner Wachsamkeit! Wenn ich Doktor Butts' Bekenntnis entwenden kann, so soll Eure Lordschaft es haben.«

Darauf ging Ugo fort.

Siebentes Kapitel

Wie Sir William Sharrington vom Conseil verhört und auf die Folter gelegt wurde

Warwick sah ein, dass kein Augenblick zu verlieren sei, und suchte die Lords Russel und Arundel, Sir William Paget und einige andere Mitglieder des Conseils, denen er trauen durfte, auf. Ohne sich für den Augenblick weiter zu erklären, als dass er die Entdeckung gemacht hatte, William Sharrington habe sich arge Betrügereien zuschulden kommen lassen, die wahrscheinlich eine hochstehende Person kompromittieren würden, erlangte er die Zustimmung seiner Kollegen zu Sharringtons Verhaftung.

Der Haftbefehl wurde unterzeichnet, und Warwick gab ihn selbst den Beamten, die ihn vollziehen sollten, indem er noch besondere Instruktionen hinzufügte. Am folgenden Morgen schon wurde Sharrington in den Tower gebracht. Am selben Tag begaben sich Lord Warwick und das Conseil zu der Festung. Sie versammelten sich in dem Quartier des Lieutenants und ließen den Gefangenen vorführen. Entschlossen leugnete dieser alle gegen ihn erhobenen Beschuldigungen und konnte zu keinem, den Admiral kompromittierenden Geständnis gebracht werden.

Warwick, der das Verhör leitete, war aber zum Äußersten entschlossen und drohte ihm mit der Folter. Als sich auch diese Drohung wirkungslos erwies, befahl er, ihn in die Folterkammer zu bringen und den ersten und zweiten Grad der Tortur bei ihm anzuwenden.

Sharrington wurde hinausgeführt.

Die Herren vom Conseil blieben, wo sie waren, um das

Resultat abzuwarten. Aber mehr als eine Stunde verging, bevor der Kerkermeister wieder erschien.

»Nun, habt Ihr seine Halsstarrigkeit gebrochen, guter Master Tombs?«, rief Warwick. »Will er jetzt reden?«

»Ja, Mylord, er hat jetzt einen anderen Ton angenommen. Aber wir haben tüchtig arbeiten müssen. Eure Lordschaft muss zu ihm gehen, wenn er verhört werden soll, denn seine Gelenke sind dermaßen auseinandergerissen, dass er sich nicht rühren kann.«

Das Conseil begab sich darauf zurr Folterkammer, einem großen, steinernen Gewölbe in der Nähe des Beauchamp Towers. Aus des Lieutenants Quartier gelangte man durch einen unterirdischen Gang dorthin.

Der dumpfe und unheimliche Raum, dessen bloßer Anblick darauf berechnet war, Schrecken zu erregen, wurde von einer eisernen Lampe, die an einer Kette vom Schlussstein der gewölbten Decke herabhing, matt erhellt. Aber so trübe auch das Licht brannte, so reichte es doch hin, um allerlei entsetzliche Dinge erkennen zu lassen. An der einen Seite stand der schreckliche Apparat, auf dem der Gefangene gestreckt worden war - ein hölzernes Gestell, mit Rädern, Seilen und einer Rolle versehen. Die Wände waren mit Daumenschrauben, Zangen, seltsam geformten Messern, Sägen und anderen schaudererregenden Instrumenten behangen.

Der unglückliche Gefangene saß auf einem hölzernen Stuhl. Bei Anwendung der Folter waren ihm alle Kleider ausgezogen worden, und es war jetzt unmöglich, sie ihm wieder anzulegen. Man hatte einen Mantel lose um seine Glieder geschlagen.

Sein geisterhafter, fast totengleicher Anblick bewies die

Qual, die er ausgestanden hatte. Die Gelenke waren ihm in der Tat aus den Fugen gerissen worden, und die Sehnen krachten fast bei der entsetzlichen Anwendung der Folter. Der Chirurg stützte ihn und wusch ihm die Schläfe mit kaltem Wasser. Der Folterknecht stand dabei - ein ungeschlachter, riesiger Geselle mit wilden Gesichtszügen und struppigem, roten Haar. Auch Mauger, der Henker, war zugegen.

Als die Conseilmitglieder in das Gewölbe eintraten, machte Sharington eine vergebliche Anstrengung, den Kopf in die Höhe zu heben. Der Versuch war so schmerzhaft, dass ein Stöhnen sich seiner Brust entrang. Jedoch schien keiner vom Conseil durch den Anblick des unglücklichen Mannes gerührt zu werden, sondern sie schauten ihn streng und unerbittlich an.

»Seid Ihr geneigt, unsere Fragen ohne Falsch und Rückhalt zu beantworten?«, fragte Warwick.

»Ja«, antwortete Sharington ächzend.

»Ihr bekennt also, dass Ihr des Königs Majestät um viele Tausend Pfund durch Unterschleif und Falschmünzerei betrogen habt?«

»Ich bekenne es«, erwiderte Sharington matt.

»Wer hat Euch zu so großen und verräterischen Betrügereien veranlasst?«, fragte Warwick.

»Seine Hoheit, der Lordgroßadmiral, der den größten Teil des Geldes empfangen hat.«

»Erklärt Ihr solches feierlich?«

»Ich schwöre es, es ist die Wahrheit.«

»So schreibt sein Bekenntnis nieder«, sprach Warwick zu einem Sekretär, der, mit Schreibmaterialien versehen, anwesend war, und der sich auf den Rand der Folterbank nie-

dersetzte, um des Grafen Geheiß zu erfüllen.

Als das Bekenntnis niedergeschrieben war, wurde es dem Gefangenen vorgelegt, der es mit der größten Mühe unterzeichnete. Das Conseil verließ darauf das Gewölbe.

»Zunächst muss Sharingtons Mitschuldiger verhaftet werden«, sagte Warwick mit scheußlichem Lächeln zu Lord Russel, als sie durch den unterirdischen Gang zurückkehrten.

Achtes Kapitel

Die Gegenverschwörung

Warwick hatte es bisher unterlassen, dem Lordprotektor die Entdeckungen, die er hinsichtlich seines Bruders Verrat gemacht hatte, mitzuteilen, weil er die Unentschlossenheit fürchtete, die Somerset bereits bei einer früheren Gelegenheit an den Tag gelegt hatte. Jetzt aber, da er mit positivem Beweis von des Admirals Schuld ausgerüstet war, beschloss er, ihm die ganze Sache mitzuteilen.

Demgemäß wurde am Abend eine besondere Conseilversammlung gehalten und dem Herzog von Somerset die gigantische Verschwörung in all ihren Einzelheiten vorgelegt.

Somerset war so betroffen, dass er fast nicht daran glauben wollte. Aber als Sharingtons Bekenntnis vorgelesen wurde, da konnte er nicht länger zweifeln. Verstärkt wurden Warwicks Belege noch durch Ugo Harrington, der vorgeführt wurde und alles enthüllte, was er von seines Herrn

Tun wusste.

Eine lange Beratung folgte. Lord Southampton, der Somersets Gunst wiedererlangt hatte und neuerdings dem Conseil angehörte, und Lord Clinton schlugen vor, Seymour sogleich zu verhaften und zu verhören; aber andere waren dagegen, besonders weil Ugo Harrington versicherte, dass der Admiral den größtmöglichen Widerstand leisten und wahrscheinlich entwischen würde. Gelänge es ihm alsdann, eines seiner Schlösser zu erreichen, so wäre ein Aufstand gewiss, den zu unterdrücken schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, und ein Bürgerkrieg wäre die Folge.

»Wenn Eure Hoheit mir folgen will«, sprach er zum Lordprotektor, »so will ich Euch den Weg andeuten, wie Ihr leicht seiner habhaft werden und zugleich allen öffentlichen Ruhestörungen zuvorkommen könnt.«

»Lass deinen Plan hören«, sprach Somerset.

»Mein Herr hat unter dem Vorwand, dem König einige neue Geschütze zu zeigen, von demselben das Versprechen erlangt, dass er ihn morgen zum Tower begleiten wolle. Hat er ihn einmal dort, so will er all seinen Einfluss aufbieten, Seine Majestät zu bewegen, das gegenwärtige Gouvernement zu ändern. Er hofft damit durchzudringen, indem er ihm vorstellt, dass das Testament seines Vaters in betrügerischer Weise gestempelt worden sei.«

»Ha!«, rief Somerset aus.

»Das will er behaupten«, fuhr Ugo fort, »und will es durch irgendein Bekenntnis beweisen, welches er im Besitz zu haben vorgibt. Wie dem auch sei, er hofft den König zu überzeugen, im Tower zu bleiben, sich seinem Schutz anzuvertrauen und ihm das Kommando der Festung zu über-

geben.«

»Ein verwegener Plan, meiner Treu!«, rief Warwick, »und wenn der König einwilligt, vielleicht erfolgreich.«

»Aber Seine Majestät würde nimmer einwilligen, davon bin ich überzeugt«, sagte Somerset.

»Sollte Überredung nichts helfen«, fuhr Ugo fort, »so will mein Herr Gewalt gebrauchen und sich der Person des Königs und der Festung bemächtigen.«

»Ha! Solchen Verrat sinnt er?«, rief der Protektor aus. »Aber es ist ein eitler und unsinniger Plan, den kein anderer als er hegen konnte.«

»Nicht so eitel, wie es scheint«, erwiderte Ugo. »Er wird sich mit einem gut bewaffneten Gefolge zum Tower begeben - und in der Festung hat er viele Freunde, die ihm beistehen werden. Was mich betrifft, so bezweifle ich durchaus nicht, dass er imstande wäre, seinen Plan durchzusetzen.«

»Was, sich des Königs bemächtigen und den Tower zu halten?«, rief Somerset.

»Ja, Eure Hoheit, ihn lang genug zu halten, bis ein Regierungswechsel vor sich gegangen ist«, antwortete Ugo. »Aber bei gehöriger Vorsicht hat die Sache keine Gefahr, und mein Herr kann in seinen eigenen Netzen gefangen werden. Hier ist eine Liste aller seiner Anhänger im Tower. Lasst diese schleunigst entfernen und zuverlässige Beamte an ihre Stelle treten, so steht nichts zu befürchten. Eurer Hoheit und den Herren vom Conseil anzugeben, in welcher Art die Verhaftung vor sich gehen könnte, steht mir nicht zu. Aber mein Herr dürfte - einmal im Tower - nicht anders heraus, als zum Schafott nach Tower Hill.«

»Die Falle ist gut«, sprach Somerset, »und einmal darin,

soll er nicht wieder heraus. Wir schulden dir viel Dank für deine Mitteilungen. Du hast reichlich wieder gut gemacht, was du durch deine Beteiligung an der Verschwörung vielleicht verbochen hättest, und du darfst nicht nur auf Verzeihung, sondern sogar auf Belohnung rechnen.«

»Ich verlange keine Belohnung, Eure Hoheit«, entgegnete Ugo. »Ich werde zufrieden gestellt sein, wenn ich Lord Seymour aufs Schafott bringe.«

»Was tat dein Herr, um sich einen solchen Hass deinerseits zuzuziehen?«, fragte Lord Russell.

»Verlangt nicht, dass ich meine eigene Schande aufdecke!«, rief Ugo heftig. »Genug, dass er mir eine Beleidigung angetan hat, die nur Blut sühnen kann. Er wäre längst durch meine Hand gestorben, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, ihn auf dem Schafott enden zu sehen.«

»Dein Wunsch wird dir erfüllt werden«, sagte Warwick. »Nach den gemachten Enthüllungen«, sprach Somerset, »kann kein Zweifel an einer großen und schrecklichen Verschwörung, die - wie ich bedaure, sagen zu müssen - mein eigener Bruder angestiftet hat, mehr existieren. Aber ich werde mein Herz gegen ihn verschließen und ihn mit spartanischer Strenge richten. Es müssen morgen viele Verhaftungen stattfinden. Kannst du noch andere angeben?«, fügte er, gegen Ugo gewandt, hinzu.

»Mehrere Personen des königlichen Haushalts stehen in seinem Sold, besonders Fowler, der Kammerdiener.«

»Was! Fowler hat falsches Spiel getrieben?«, rief der Protektor. »Er soll verhaftet werden.«

»Wenn Eure Hoheit einen Blick auf diese Liste werfen wollen«, sagte Ugo, indem er ihm ein Papier überreichte, »so werdet Ihr alle Edelleute kennen, die zu meinem Herrn

stehen und Euch feindlich gesinnt sind.«

»Da steht zuerst der Marquis von Dorset«, sagte Somerset, indem er in die Liste sah. »Er soll sich verantworten, gleich allen Übrigen. Hast du noch mehr mitzuteilen?«

»Nein, Euer Gnaden, ich habe alles gesagt, was ich weiß.«

»So kannst du gehen. Ich brauche dir nicht Vorsicht zu empfehlen, denn du wirst sie um deiner selbst willen nicht vergessen. Wirst du morgen den Admiral zum Tower begleiten?«

»Ich habe schon die Order dazu empfangen«, antwortete Ugo.

»Wenn du dort ankommst, werde ich Mittel finden, dir heimlich eine Botschaft zukommen zu lassen«, sagte Somerset. »Keiner von uns wird vor dem rechten Moment sich blicken lassen, erst dann, wenn es gerade am wenigsten erwartet wird.«

»Ich verstehe Euer Gnaden.« Und mit einer tiefen Verbeugung gegen den Lordprotektor und das Conseil entfernte sich Ugo.

»Der Bursche ist ein geriebener Verräter«, bemerkte Warwick. »Aber er ist von großem Nutzen. Ohne ihn wäre die Verschwörung nimmer entdeckt worden.«

»Seltsam, dass der Admiral ein solches Vertrauen in ihn setzen konnte. Der Verrat steht ihm im Gesicht geschrieben.«

»Beabsichtigt Eure Hoheit dem König die Verschwörung zu enthüllen?«, fragte Southampton.

»Nein, Mylord«, antwortete der Protektor. »Mein tief berechnender Bruder hat sich in einem solchen Grad die Zuneigung meines königlichen Neffen gewonnen, dass man nicht verbürgen kann, was dieser tun würde. Seine Ma-

jestät muss sowohl über die Verschwörung als auch über die Gegenverschwörung bis zum letzten Augenblick in Unkenntnis gehalten werden. Was er alsdann tun mag, um seinen schuldigen Oheim zu retten, wird vergebens sein. Morgen, Mylords, müssen wir uns alle heimlich im Tower versammeln.«

Darauf brach das Conseil auf. Der Lordprotektor und Graf Warwick aber blieben noch in längerer Beratung.

Neuntes Kapitel

Wie der König von dem Admiral in den Tower geführt wird und was sich daselbst begibt

Der große Tag brach an, der über des Admirals Glück oder Unglück entscheiden sollte.

Obwohl er keineswegs an dem Erfolg seines kühnen Unternehmens zweifelte und durchaus keinen Gedanken an Verrat hegte, so lastete doch jene überaus gedrückte Stimmung auf ihm, die nicht selten einem Unheil vorausgeht. Böse Träume hatten seinen Schlummer gestört und ihn früh vom Lager aufgetrieben. Er brachte die Morgenstunden damit hin, einige Briefe zu schreiben, die er gleich darauf durch zuverlässige Boten abschickte. Einer der Briefe war an die Prinzessin Elisabeth gerichtet und atmete die glühendste Leidenschaft. Ohne sich in Einzelheiten seines Vorhabens einzulassen, was gefährlich hätte sein können, sagte er ihr, dass sie bald wichtige Nachrichten vernehmen würde, und dass er hoffe, binnen Kurzem in der Lage zu

sein, wo er sie an die Erfüllung ihres Versprechens erinnern dürfe.

Nachdem die Korrespondenz erledigt war, ließ er seinen ersten Hausbeamten kommen und gab ihm diejenigen Anweisungen, die ihm nötig schienen. Andere notwendige Geschäfte füllten die Morgenstunden aus, und bevor die Zeit gekommen war, in der er sich nach Whitehall begeben wollte, war seine düstere Stimmung verschwunden und Ungeduld und Aufregung an ihre Stelle getreten.

Er zog eine schwarze, mit Gold eingelegte Rüstung an und setzte einen Helm mit schwarzer Feder auf. So erschien er auf einem kräftigen, reich geschmückten Ross in Whitehall an der Spitze von ungefähr fünfzig oder sechzig wohlberittenen Leuten. Dieses würde Erstaunen und Argwohn verursacht haben, wenn man es nicht schon längst gewöhnt gewesen wäre, den Admiral mit einem fast königlichen Gefolge zu sehen. Und so erregte diese ungewöhnlich große Anzahl nur wenig Verwunderung.

Man hätte jedoch bemerken können, dass das Gefolge vollständiger bewaffnet war, als in der Regel der Fall, denn die meisten Leute trugen Stahlpanzer, Stahlhemden und Sturmhauben. Alle hatten Feuerrohre und kurze Lanzen. Dicht hinter seinem Herrn ritt der verräterische Ugo Harrington, im Stillen jubelnd, dass die Stunde seiner Rache herannahe.

Der Tag war rau und unfreundlich, es taute nach mehrwöchentlichem Frostwetter und es schien nicht unmöglich, dass der König des widerwärtigen Wetters halber seinen Besuch im Tower aufgeben würde. Aber wenn der Admiral derartige Befürchtungen hegte, so wurden sie bald niedergeschlagen, denn gerade, als er in den Hof des Palastes hi-

neinreiten wollte, traf er mit Edward zusammen.

Der König trug einen Purpurmantel von Samt, mit Hermelin besetzt, der ihn vortrefflich gegen die Kälte schützte. Auf seinem weißen Zelter ritt er an seines Oheims Seite zum Tower. Seine eigene Leibwache ließ er zurück, denn das Gefolge des Oheims schien ihm zu seinem Schutz völlig ausreichend. Wenig ahnte er, welche seltsame Rolle er spielen sollte. Ebenso wenig ahnte er, dass er fast wie ein Gefangener in den Tower geführt wurde, und dass sein ehrgeiziger Oheim ihn gewaltsam dort festzuhalten beabsichtigte, bis er seinen Wünschen nachgekommen war. Was den Admiral betrifft, so war er so ungeduldig, dass er seinen königlichen Neffen fast mehr zur Eile antrieb, als es sich mit der Etikette vertrug. Ein Vortrab ritt voraus, sodass sich ihnen kein Hindernis in den Weg stellte. Aber trotzdem, dass der Admiral so schnell ritt und den König aufforderte, Schritt mit ihm zu halten, bemerkte er doch sehr wohl, dass an gewissen Straßenecken Leute standen, die ihm verstohlen Winke gaben.

Eine halbe Stunde brauchten sie nach Tower Hill, und Seymours Herz schlug heftig, als nun die alte düstere Festung vor ihnen lag. Hätte er gewusst, was seiner harrte, hätte er eine Ahnung von der Schlinge gehabt, die ihm gelegt worden war - nimmer würde er diese Tore passiert haben, sondern eilig umgekehrt sein. Er hätte seine Leute kehrtmachen lassen, hätte dem Pferd die Sporen gegeben und wäre davongejagt - ums Leben.

Die grauen Mauern der Festung sahen finster und drohend aus, aber für ihn hatten sie nichts Erschreckendes. Neben ihm befanden sich die hölzernen Pfeiler des Schafotts, aber er würde ihnen nicht einmal einen Blick geschenkt ha-

ben, wenn nicht der König seine Aufmerksamkeit auf eine dunkle Gestalt gelenkt hatte, die danebenstand, indem er schauernd bemerkte, dass es der Henker war.

»Es ist Mager, Sir,« sagte der Admiral und für sich setzte er hinzu: »Ich werde Arbeit für ihn haben.«

Nachdem sie die beiden äußeren Tore und die Brücke, die über den Graben führte, hinter sich hatten, kamen Sir John Gage und der Towerlieutenant dem jungen Monarchen und dessen Oheim entgegen.

Der Kommandant begrüßte den König in ehrerbietigster Weise, blickte dann Seymour bedenklich an und schien Gelegenheit zu suchen, ihm ein paar Worte allein zu sagen, aber der Admiral ritt dicht hinter dem König in den unteren Hof hinein und achtete nicht auf Sir John.

Jetzt aber drängte sich dieser an ihn heran und sagte leise: »Lasst Euch raten, und kehrt um. Noch ist es Zeit, ich will Euch helfen.«

»Ich will nicht umkehren, Sir John«, entgegnete Seymour, »Ihr erratet, warum ich den König hierher gebracht habe.«

»Zu Eurem eigenen Verderben habt Ihr ihn hierher gebracht. Flieht auf der Stelle, wenn Euch Euer Leben lieb ist.«

»Ihr denkt mich zu schrecken«, antwortete Seymour, »aber meine Absicht steht fest.«

»Die Tore sind geschlossen - es ist zu spät«, sprach Gage und ritt zum König.

Edward stieg vor dem Palast ab und trat in Begleitung des Admirals und des Kommandanten ein.

Der Palast sah öde aus, denn er war um jene Zeit fast unbewohnt, aber in dem großen, mit Teppichen behangenen Zimmer, wohin sie sich begaben, brannte ein helles Feuer

und gab ihm einen behaglicheren Anstrich. Nachdem Edward sich einen Augenblick gewärmt hatte, wandte er sich nach seinem Oheim um, der in einiger Entfernung von ihm stand, und sagte: »Ihr habt Uns etwas zu sagen, liebster Onkel. War es denn nötig, dass Wir zum Tower kamen, um es zu hören?«

»Eure Majestät mag urteilen«, entgegnete der Admiral. »Das wirkliche Motiv, warum ich Euch hierher gebracht habe, werde ich jetzt angeben. Ich wollte Euch an einem sicheren Ort wissen, von wo aus Ihr ohne die Dazwischenkunft anderer Eure Befehle erteilen könnt. In Whitehall steht Ihr unter des Lordprotektors Kontrolle. Hier könnt Ihr tun, was Euch beliebt. Einmal schon machte ich den Versuch, Euch von Eures Oheims Knechtschaft zu befreien. Meine Absicht wurde damals vereitelt, aber heute wird sie es nicht, wenn Eure Majestät nur fest sein will. Nie habt Ihr mehr der Festigkeit bedurft, als in diesem Augenblick.«

»Ich will meine ganze Entschlossenheit aufbieten, wenn ich weiß, zu welchem Zweck«, sagte Edward, ihn fest anblickend.

»Hört mich, Sire, und seid überzeugt, dass die Mitteilungen, welche ich Euch machen werde, alle bewiesen werden können. Seit dem Tod Eures erhabenen Valers sind alle Regierungsakte und Ernennungen von seinen Testamentsvollstreckern ausgegangen. Sie haben einen Präsidenten ernannt und ihn unter dem Titel eines Lordprotektors mit fast souveräner Macht bekleidet. Sie haben Conseil gehalten und die Staatsgeschäfte verwaltet. Aber ihre ganze Autorität beruhte auf dem königlichen Testament.«

»Wahr. Der König, mein Vater, befahl, dass die sechzehn Personen, die er zu Testamentsvollstreckern ernannte, das

Privatconseil bilden und während meiner Minderjährigkeit die Exekutivgewalt der Krone ausüben sollten.«

»So wollte es Euer königlicher Vater, Sire, aber ...«

»Was aber?«, fragte Edward. »Ist nicht allen Verfügungen nachgekommen?«

»Hört mich, Sire. Der König, Euer Vater, hatte das Testament sorgfältig ausgearbeitet, aber da er von etwas wandelbarer Sinnesart war, so verschob er die Unterzeichnung desselben - bis es zu spät war.«

»Zu spät!«, rief Edward bestürzt. »Wurde das Testament nicht unterzeichnet?«

»Es wurde gestempelt, als Seine Majestät bereits unfähig war, zu reden und sich zu bewegen, und im Sterben lag. Folglich ist das Testament nichtig und damit alle sich darauf stützenden Akte. Es gibt keine Testamentsvollstrecker, kein Privatconseil, keinen Protektor. Zerfällt das Testament in nichts, so kommt die Krone an des Königs unbestrittenen Erben, an Eure Majestät. Kein Vormund oder Testamentsvollstrecker hat Euch etwas zu sagen.«

»Aber weiß mein Oheim, der Lordprotektor, von diesem Mangel im Testament?«

»Ob er davon weiß?«, rief Seymour. »Auf seinen Anlass wurde das Testament gestempelt. All seine Hoffnungen auf Macht und Größe waren auf dieses Dokument gestützt, und da er sich durch des Königs Saumseligkeit derselben beraubt sah, so griff er zu dem verzweifelten Mittel. Doktor Butts half ihm bei dem Betrug. Als dieser auf dem Sterbebett lag, peinigte ihn sein Gewissen, und er legte ein schriftliches Bekenntnis ab, welches ich in Verwahrung habe und Eurer Majestät vorlegen werde.«

»Das ist eine entsetzliche Anklage, Mylord, die Ihr da ge-

gen Euren Bruder vorbringt«, sagte Edward. »Aber Ihr sagt, Ihr könnt sie beweisen?«

»In allen Einzelheiten. Butts Bekenntnis ist sehr ausführlich. Sir John Gage und ich traten den Augenblick darauf, nachdem der königliche Wille gestempelt worden war, in des Königs Gemach und wir können beide des Königs Aussehen bezeugen. Er musste schon lange bewusstlos gewesen sein. War es nicht so, Sir John Gage?«, wandte er sich an den Kommandanten, der in ehrerbietiger Entfernung stand.

»Ich kann es nicht in Abrede stellen«, antwortete Gage.

»Das ist in der Tat traurig«, sprach Edward.

»Es ist ein großes Unrecht und muss wieder gut gemacht werden«, fuhr der Admiral fort. »Darum habe ich Eure Majestät hierher gebracht. Der Lordprotektor muss seines Amtes entsetzt, das Conseil aufgelöst werden. Überlasst es mir, die Angelegenheit zu ordnen. Volksunruhen können ausbrechen, aber durch energische Maßregeln, die ich vorschlagen will, werden sie bald unterdrückt werden. Eure Majestät muss ruhen, im Tower zu bleiben, bis alles vorbei ist. Es ist nur eine Beschränkung auf höchstens ein paar Tage, und dann werdet Ihr Euch einer Freiheit erfreuen, wie Ihr sie noch nicht gekannt habt.«

»Ihr meint also, ich solle nicht nach Whitehall zurückkehren?«

»Nicht eher, bis alles getan ist, Sire. Hier seid Ihr, im Falle eines Tumultes oder wenn der Lordprotektor irgendeinen verzweifelten Versuch machen sollte, Eurer Person habhaft zu werden, vollkommen sicher. Ich habe ein Mandat in Bereitschaft, welches mir Vollmacht gibt, für Euch zu handeln. Ihr braucht es nur zu unterzeichnen.«

Er zog ein Schreiben hervor und legte es vor den König hin.

In diesem Augenblick trat Sir John Gage, der sich bisher in ehrerbietiger Ferne gehalten hatte, näher und sprach: »Es ist Zeit, dass ich mich einmische. Eure Majestät darf das Mandat nicht unterzeichnen.«

»Darf es nicht unterzeichnen, Sir John!«, rief der Admiral aus. »Ihr wagt es, Eurem Herrscher Vorschriften zu machen?«

»Ich wage es, ihm in einem solchen Augenblick zu raten. Was Euch betrifft, Mylord, so muss ich Euch sagen, dass Ihr am Rande eines Abgrundes steht. Einen Schritt weiter, und Ihr stürzt hinein.«

»Ihr habt den Lordprotektor im Sinn, nicht mich, guter Sir John«, erwiderte der Admiral in verächtlichem Ton.

»Seine Hoheit steht auf festerem Boden, als Ihr meint, Mylord«, entgegnete der Kommandant. »Aber Ihr habt von dem Bekenntnis Butts gesprochen. Könnt Ihr es vorzeigen?«

»Das kann ich«, antwortete der Admiral und suchte in einer Samttasche, die an seinem Gürtel hing. »Ha! Es ist fort!«

»Das ist schlimm, Mylord«, bemerkte der Kommandant. »Die Vorzeigung des Bekenntnisses hätte alle Zweifel niederschlagen können.«

»Setzt Ihr irgendeinen Zweifel in die Wahrheit meiner Behauptung, Sir John?«, rief Seymour heftig.

»Eine so schreckliche Anklage sollte nicht ohne Beweis ausgesprochen werden«, sagte der Kommandant.

»Das ist wahr«, stimmte der König bei.

»Das Dokument ist mir erst jetzt abhandengekommen.«

»Ich sage nochmals, das ist schlimm - sehr schlimm, denn

ein solches Dokument hätte Euch aus der Not helfen können. Mylord, ich sage Euch, begeben Euch in des Königs Schutz und fleht ihn um Gnade an. Sonst seid Ihr verloren!«

»Was soll das heißen, Sir John?«, fragte Seymour, »habt Ihr mich verraten?«

»Ihr seid verraten, aber nicht durch mich«, antwortete der Kommandant. »Der Lordprotektor und das Conseil sind hier. Ich warnte Euch, als Ihr den Tower betratet. Aber Ihr wolltet mich nicht hören.«

»Flieht! Bester Onkel! Flieht, solange es noch Zeit ist!«, rief Edward.

»Flucht ist unmöglich, Sire«, sprach der Kommandant. »Wenn der Admiral das Zimmer verlässt, so ist er ein Gefangener. Im Vorzimmer und im Korridor befinden sich Wachen, und alle Ausgänge des Palastes sind auf Befehl des Lordprotektors besetzt.«

Es folgte eine kurze und entsetzliche Pause. Den Admiral verließ, obwohl er sich in der äußersten Gefahr befand, nicht der Mut. Er schien sich auf einen Kampf der Verzweiflung gefasst zu machen.

Endlich nahm der König das Wort. »Sir John Gage«, sprach er entschlossen, »mein Oheim, Lord Seymour, soll nicht verhaftet werden. Hört Ihr, was ich sage, Sir John? Lord Seymour soll nicht verhaftet werden. Ihr müsst es verhindern.«

»Ach! Sire, Ihr fordert mehr von mir, als in meiner Macht steht«, entgegnete der Kommandant. Der Lordprotektor ist hier allmächtig.«

»Hört Ihr es, Sire?«, rief Seymour. »Es ist, wie ich Euch sagte. Der Lordprotektor ist alles, Eure Majestät nichts! Ich

hätte Euch von diesem Joch befreit und muss meine Ergebenheit nun mit dem Leben bezahlen.«

»Ihr sollt nicht in seine Hände fallen, wenn ich es verhüten kann, Oheim«, sagte Edward. »Sir John Gage, bei Eurer Lehnseid befehle ich Euch, zu gehorchen! Verhelft dem Admiral zur Flucht.«

»Ich flehe Euch um Verzeihung an!«, rief der Kommandant und warf sich dem König zu Füßen. »Ich kann, ich darf Euch nicht gehorchen!«

»Darf nicht! Sir John, solches hätte ich von Euch nicht erwartet.«

»Ich würde mit meinem Kopf dafür büßen müssen. Aber ich wollte ihn gern hingeben, nur kann ich nicht Verrat und Rebellion unterstützen. Das Conseil hat einen Haftbefehl gegen den Admiral erlassen, und ich kann nicht dawider handeln.«

»Sir John«, fuhr der König in strengem Ton fort, »ich befehle Euch, ihn in Freiheit zu setzen.«

»Aber, Sire ...«

»Keine Weigerung! Wenn die Tore des Towers in des Lordprotektors Namen geschlossen worden sind, so lasst sie in meinem Namen öffnen. Geht gleich mit ihm!«

»Es ist umsonst, Sire. Man wird meinem Befehl nicht gehorchen. Die Wachen werden sich weigern, die Tore zu öffnen.«

»Nicht, wenn Ihr mein Siegel vorzeigt«, antwortete der König, indem er den Ring von seinem Finger nahm und ihn dem Kommandanten gab.

»Ich will Eurer Majestät gehorchen«, sprach Sir John Gage aufstehend, »aber nur unter der Bedingung, dass der Admiral mir sein Wort gibt, alle Pläne wider seinen Bruder

aufzugeben, wenn ich ihn in Freiheit setze.«

»Ich will das Wort nicht geben!«, rief Seymour auffahrend. »Ihr habt des Königs Befehlen zu gehorchen und keine Bedingungen zu machen!«

»Verliert keine Zeit, Sir John, sondern tut, wie ich Euch befehle«, sagte Edward. »Mein Siegel schützt Euch.«

»Ich achte der Gefahr nicht«, antwortete der Kommandant. »Da Eure Majestät es befiehlt, so gehorche ich.«

»Gebt mir mein Pferd, Sir John. Begleitet mich an die Tore. Das ist alles, was nötig ist!«, rief Seymour. »Ich weiß nicht, ob ich Euer Pferd finden kann«, antwortete der Kommandant. »Wahrscheinlich ist Euer Gefolge zersprengt worden. Ich weiß, dass deshalb Order gegeben worden ist.«

»Aber mein Zelter muss da sein!«, rief Edward. »Nehmt den oder irgendein Pferd, das Ihr finden könnt. Geht! geht! Sie werden gleich hier sein!«

»Wir können nicht durch das Vorzimmer gehen. Es ist, wie ich sagte, bewacht«, bemerkte der Kommandant, indem er zu einer anderen Seite des Zimmers hinschritt, wo er ein Stück Tapete anhob, sodass eine geheime Tür sichtbar wurde. »Lebt wohl, mein gnädiger Herr!«, rief Seymour mit einer tiefen Verbeugung vor seinem königlichen Nefen. »Binnen Kurzem sollt Ihr von mir hören.«

Damit schritt er in Begleitung des Kommandanten durch die geheime Tür und die Tapete fiel wieder davor nieder.

Kaum hatte der König Zeit, sich niederzusetzen, als die große Tür weit aufgetan wurde und der Lordprotektor, gefolgt von Warwick und den anderen Mitgliedern des Conseils, eintrat. Hinter Letzteren kam eine Abteilung Hellbardiere, an deren Spitze sich Ugo Harrington befand. Er-

staunen und Verdruss malte sich auf den Gesichtern der ganzen Gesellschaft, als man sah, dass der König allein war.

Somerset konnte seine Wut und seine Enttäuschung nicht verbergen.

»Wo ist der Verräter?«, fragte er wütend.

»Wenn Eure Hoheit den Lordadmiral meinen«, antwortete der König ruhig, »so ist er unter sicherem Geleit fortgegangen. Ich habe Sir John Gage beauftragt, ihn aus dem Tower zu bringen.«

»Sir John soll sich vor dem Conseil und vor mir wegen dieses gröblichen Ungehorsams gegen unsere Befehle verantworten. Er weiß, das ein Haftbefehl gegen ihn erlassen worden ist.«

»Er gehorchte meinem Befehl!«, sprach Edward würdevoll. »Eure Majestät weiß nicht, welch eines abscheulichen Verbrechens der Admiral sich schuldig gemacht hat, oder Ihr würdet ihm nimmer zur Flucht verhelfen haben«, sagte der Protektor.

»Sind diejenigen, die ihn anklagen, selbst frei von Schuld?«, fragte Edward streng.

»Was will Eure Majestät damit andeuten?«, rief der Protektor aus.

»Wir werden eine passendere Gelegenheit finden, um zu sagen, was Wir meinen«, sagte Edward. »Bis dahin wird Eure Hoheit wohl daran tun, sich selbst zu prüfen, ob nichts auf Eurem Gewissen lastet, dessen Ihr Euch zu schämen habt.«

Somerset sah verlegen aus und wusste nicht, was er antworten sollte.

In diesem Moment trat der Graf von Warwick auf ihn zu

und sagte leise: »Während wir reden, entwischt der Admiral. Gelingt es ihm, aus dem Tower zu kommen, so bricht der Aufstand aus, und dann stehe ich für keinen von all unseren Köpfen ein.«

»Was ist zu tun?«, fragte Somerset leise. »Der König hat ihn in Freiheit gesetzt.«

»Kümmert Euch nicht darum. Wir teilen die Verantwortung wegen seiner Verhaftung mit Euch. Entkommt er, so ist es um uns alle geschehen.«

Indem sie so redeten, trat Ugo Harrington zu ihnen. »Verzeiht mir, wenn ich Eure Hoheit unterbreche«, sagte er, »aber jeder Augenblick ist kostbar. Wenn Ihr es wünscht, so werde ich ihn auf alle Fälle verhaften.«

»So tue es sogleich, guter Bursche!«, rief Warwick. »Seine Hoheit wird dir danken und dich belohnen. Hier ist der Befehl - geh!«

»Ja, geh und nimm eine Wache mit«, sagte der Protektor. Darauf entfernte sich Ugo, indem er einem Dutzend Hellbardiere ihm zu folgen befahl.

Zehntes Kapitel

Wie der Admiral verhaftet wird

Sir John Gage und der Admiral eilten unterdessen, so schnell wie möglich den Hof zu erreichen. Aber, um nicht angehalten zu werden, mussten sie einen weiten Umweg machen, viele Gänge durchschreiten und endlich eine Hintertreppe in dem östlichen Flügel des Palastes hinabsteigen.

Diese führte sie an das östliche Ende des Hofes, wo von der Eskorte des Admirals nichts mehr zu sehen war, aber des Admirals Pferd mit des Königs Zelter und einem halben Dutzend anderer Pferde befanden sich noch mit den Stallknechten nahe dem Haupteingang zum Palast.

Mit einem Freudenschrei stürzte Seymour auf die Pferde zu, der Kommandant folgte ihm auf dem Fuße. Aber ehe sie aufsteigen konnten, war eine Anzahl Hellebardiere die Treppe heruntergekommen und stellte sich ihnen in den Weg.

»Ihr könnt nicht passieren, Mylord«, sprach der Anführer. »Wir haben Order vom Lordprotektor, Euch festzuhalten.« »Aus dem Wege, Bursche, wenn ich dir raten soll!«, rief Seymour. »Ich berufe mich auf eine höhere Autorität als du. Zeigt ihm des Königs Siegel, Sir John.«

»Seine Majestät befiehlt, dass der Lordadmiral augenblicklich durchgelassen werde«, sprach der Kommandant. »Sieh hier das königliche Siegel«, fügte er hinzu, indem er den Ring vorwies.

»Wohl, Sir John«, erwiderte der Hellebardier. »Wir können uns auf Euch berufen, wenn wir Unrecht tun.«

Damit traten die Leute zur Seite, und der Admiral und sein Begleiter passierten.

»Mein Pferd!«, rief Seymour dem Reitknecht zu, der verwirrt und unschlüssig dastand.

»Gib es ihm, Bursche!«, rief der Kommandant. »Der König befiehlt es!«

Den Augenblick darauf war Seymour bei seinem Pferd, das lustig wieherte, als er sich hinaufschwang. Gleichzeitig schwang der Kommandant sich in den Sattel eines anderen Pferdes, und beide jagten zum Hof hinaus, den Hügel hi-

nab, der zum Bloody Tower führte.

»Verdammt! Das Tor ist geschlossen!«, rief Seymour, als sie näher kamen. »Heda, Wächter, lass uns durch, in des Königs Namen!«

Der Wächter, der herausgekommen war, wollte eben dem von dem Kommandanten wiederholten Befehl nachkommen, als vom Cold Hay, Bowyer Tower eine Kanone gelöst und gleichzeitig von dorthier ein lautes Rufen vernehmbar wurde.

»Was soll ich tun, Sir John?«, fragte der Wächter zögernd.

»Öffne sofort das Tor!«, schrie der Admiral.

In diesem Moment sah man auf der Anhöhe zwei oder drei Reiter in Begleitung mehrerer Gardisten. Sie eilten ebenfalls auf das Tor zu und schrien dem Wächter entgegen, er solle das Tor nicht öffnen.

Einer der Reiter ritt schneller als die anderen, und als er näher kam, bemerkte Seymour zu seinem Erstaunen, dass es Ugo Harrington war. Aber es war etwas in seines Dieners Blick und Haltung, was eine feindliche Absicht verriet, und jeder Zweifel darüber schwand bei seinem Näherkommen. Flucht war unmöglich, denn der Wächter weigerte sich nun, das Tor zu öffnen, und zog sich in den Turm zurück. Aus einem vergitterten Fenster sah er dem Verlauf der Dinge zu. Der Admiral wandte sich um und blickte seinen Feinden, die in großer Zahl näher kamen, ins Antlitz.

»Was soll es, dass ich dich unter diesen da sehe, Ugo!«, rief er. »Bist du ein Verräter?«

»Nein, ein Feind der Verräter«, entgegnete der Diener. »Ich habe Vollmacht, Euch zu verhaften, Mylord, und ich fordere Sir John Gage und alle Anwesenden auf, mir zu helfen.«

»Du mich verhaften!«, rief Seymour mit verächtlichem Lachen. »Fand sich kein anderer als mein eigener Diener?«

»Ich bat darum, und es wurde mir gewährt, in Betracht der Dienste, die ich dem Lordprotektor geleistet habe«, erwiderte Ugo. »Es ist meine Rache für das, was Ihr mir vor drei Jahren angetan habt. Ich habe all Eure verräterischen Umtriebe dem Conseil offenbart, und dafür gab man mir die Vollmacht, Euch zu verhaften.«

»Habt Ihr einen Haftbefehl?«, fragte der Kommandant.

»Hier ist er«, antwortete Ugo, denselben vorzeigend. »Mylord Admiral, ich verhafte Euch wegen Hochverrats im Namen des Lordprotektors und des Conseils. Widerstand hilft Euch nichts. Fügt Euch deshalb und gebt Euer Schwert ab.«

»Da nimm es, elender Verräter!«, rief Seymour und stieß seine Klinge mit solcher Gewalt in des Dieners Brust, dass sie bis ans Heft hineinfuhr. Mit einem entsetzlichen Schrei sank Ugo zurück und, unfähig, sich im Sattel zu halten, fiel er herunter und lag nun, seinen Mörder verfluchend, am Boden.

Einen Augenblick lang starrten die Gardisten, welche bei diesem entsetzlichen Akt der Vergeltung zugegen waren, voller Schrecken und Entsetzen auf den Sterbenden, dann aber umringten sie den Admiral, ergriffen die Zügel seines Pferdes, richteten die Spitzen ihrer Hellebarden auf seine Brust und machten ihm so jede weitere Bewegung unmöglich.

Sir John trat auf Ugo zu und forderte ihm den Haftbefehl ab.

»Nehmt ihn«, sprach er mit erlöschender Stimme, »er wird mich rächen.«

»Mylord Admiral«, wandte sich Gage an diesen, nachdem er das mit Blut bespritzte Pergament in Empfang genommen hatte, »ich muss jetzt das Amt des Mannes versehen, den Ihr tödlich getroffen habt. Ihr seid mein Gefangener. Steigt ab, ich bitte Euch.«

Da der Admiral allen weiteren Widerstand als unnütz erkannte, so stieg er ab und befand sich nun dicht neben dem blutigen Opfer, dessen sterbende Blicke auf ihn gerichtet waren.

»Nehmt den Gefangenen«, sprach Sir John Gage, »und führt ihn in den Palast!«

Während die Wache den Admiral in die Mitte nahm, richtete Ugo sich mit einer letzten Anstrengung ein wenig auf und rief: »Jetzt könnt Ihr nicht entwischen. Ich schwur es, dass Euer Haupt auf dem Block fallen sollte - und so wird es geschehen. Ich sterbe zufrieden.«

Und mit einem triumphierenden Lachen fiel er zurück und war tot.

»Rachsüchtiger Schurke! Du hast dein Schicksal verdient!«, sagte der Kommandant. »Schafft den Körper in Maugers Gewölbe drüben - unter dem Bloody Tower«, fuhr er fort. »Dorthin gehört er. Und beseitigt die Blutflecken! Seine Majestät wird wahrscheinlich binnen Kurzem des Weges kommen. Nun vorwärts mit dem Gefangenen!« Damit ritt er langsam den Hügel hinauf, gefolgt von dem Admiral, dessen Mut durch den plötzlichen Schicksalswechsel ganz und gar nicht erschüttert schien, denn er ging mit festem Schritt und stolzer Stirn inmitten der Wache.

An dem großen Portal stieg der Kommandant ab. Nachdem der Gefangene hineingeführt worden war, folgte auch er, und miteinander begaben sie sich dann zu dem Teil des

Palastes, wo er den König verlassen hatte, und wo - wie er auf Befragen erfuhr - Seine Majestät noch verweilte.

Wie man leicht denken kann, erregte die Verhaftung eines so angesehenen Mannes, wie der Admiral, bei allen, die ihn inmitten der Wache sahen, großes Aufsehen. Aber man wusste, wie hoch Seymour in der Gunst seines königlichen Neffen stand, und jeder erwartete seine baldige Freisprechung.

Als sie im Vorzimmer angelangt waren, befahl der Kommandant der Wache, mit dem Gefangenen draußen zu bleiben, während er zum König ging.

»Lasst mich nicht hier, ich bitte Euch, guter Sir John«, sprach der Admiral, »sondern nehmt mich gleich mit zu Seiner Majestät.«

»Ich muss erst des Lordprotektors Einwilligung haben«, antwortete der Kommandant und trat in das innere Gemach. Nach einer Weile kehrte er zurück, näherte sich dem Admiral und sagte: »Ihr dürft nicht hinein, Mylord. Seine Majestät, die in großer Unruhe Euretwegen ist, würde es gern sehen, aber der Lordprotektor ist unerbittlich, und das ganze Conseil unterstützt ihn.«

»Ach, armer König! Er wird nie einen eigenen Willen haben!«, rief Seymour aus. »Aber ich muss ihn sehen, guter Sir John. Ich muss ein Wort mit ihm reden.«

»Es kann nicht sein, Mylord«, entgegnete der Kommandant. »Meine Order lautet peremptorisch, ich muss Euch gleich von hier weg und in Gewahrsam bringen.«

»Aber der König muss durch dieses Zimmer komme. Oh, lasst mich nur hier, bis er erscheint. Das Glück wendet sich in diesem Augenblick von mir ab, aber binnen Kurzem wird es mir wieder lächeln, und dann werde ich Euch den

Dienst nicht vergessen.«

»Ich kann nicht, ich darf nicht, Mylord. Schon habe ich des Lordprotektors Missfallen erregt durch das, was ich getan habe. Wächter, bringt den Gefangenen fort!«

»Ich gehe nicht von der Stelle!«, rief der Admiral heftig.
»Ich will den König sehen.«

»Mylord, Ihr könnt nicht. Ha! Seine Majestät kommt!«

Noch während er sprach, wurden die Türen des inneren Gemaches weit geöffnet. Gleich darauf schritt Edward über die Schwelle, dicht hinter ihm der Protektor und die Mitglieder des Conseils.

Der junge Monarch war augenscheinlich sehr niedergeschlagen. Sein Blick haftete am Boden und er bemerkte den Admiral und die Wache nicht.

Nicht so Somerset. Er sah seinen Bruder sogleich und warf Sir John Gage einen wütenden Blick zu.

»Haltet Euch beiseite, Mylord«, sprach der Kommandant zu Seymour. »Ihr habt mir böse Dinge angerichtet, Ihr dürft nicht mit dem König reden.«

Er machte den Hellebardieren ein Zeichen, ihn zurückzuhalten. Aber der Admiral war nicht zu halten. Der König hatte kaum einige Schritte getan, als er sich vordrängte und sich seinem königlichen Neffen zu Füßen warf.

»Schützt mich, Sire! Schützt mich vor meinen Feinden!«, rief er aus.

Edward sah ihn mit inniger Teilnahme an und würde ihn aufgehoben haben, wenn Somerset nicht rasch vorgetreten wäre und seinen Bruder unsanft zur Seite gestoßen hätte.

»Halt! Du schändlicher Verräter!«, rief er. »Wage es nicht, dem König, den du so tief beleidigt hast, nahe zu kommen. Deine scheußliche Verräterei hat glücklicherweise sein

Herz gegen dich gestählt. Schließt seinen Bitten Euer Ohr, Sire, und geht weiter. Er verdient keinen Augenblick Beachtung.«

»Und was bist du, der du mich einen Verräter nennen darfst!«, schrie Seymour aufspringend. »Deine Verräterei ist so kolossaler Art, dass sie nicht ihres Gleichen hat. Gegen deinen verstorbenen König und Herrn, der dich liebte und dir vertraute, bist du der Niederträchtigste aller Verräter gewesen. Falsch und verräterisch warst du gegen König Heinrich in Betreff seines Testaments, das durch deine Machinationen in betrügerischer Weise gestempelt wurde, während er hilflos, sprachlos und sterbend dalag. Falsch und verräterisch warst du gegen deinen königlichen Neffen, dessen Jugend und Unerfahrenheit du missbraucht und den du seiner Macht und Autorität zu berauben gesucht hast. Mich klagst du des Verrats und anderer Vergehen an! Die deinen sind so groß, dass alle anderen zwerghaft erscheinen.

Du hast deinen jetzigen Posten usurpiert und wirst die Krone usurpieren, wenn man dir nicht zuvorkommt.«

»Ich verschmähe es, auf deine leeren Beschuldigungen zu antworten«, entgegnete Somerset, »nur eine soll, weil sie öffentlich ausgesprochen worden ist, sogleich zurückgewiesen werden. Ihr sagt, unter meiner Mitwirkung sei das Testament des verstorbenen Königs in betrügerischer Weise gestempelt worden. Diejenigen, die zugegen waren - und es waren ihrer mehrere - können beweisen, dass die Anklage falsch ist. Aber auf welchen Grund hin könnt Ihr es wagen, eine so schändliche, so ehrenrührige Anklage zu erheben?«

»Auf das Bekenntnis des Doktors Butts, Eures Mitschuldi-

gen, hin.«

»Wo ist das Bekenntnis?«, fragte Somerset. »Zeigt es!«

»Ja, zeigt es, wenn Ihr könnt«, sagte Warwick höhnend.

»Das Dokument ist mir gestohlen worden - ohne Zweifel von meinem schurkischen Diener, Ugo Harrington, den ich für seine schurkische Perfidie bestraft habe«, entgegnete Seymour. »Aber was ich sage, ist wahr.«

»Pah! Pah!«, rief Warwick. »Es ist klar, dass Eure Behauptung nicht bewiesen werden kann und als falsch und böswillig in sich zerfällt. Was Euch aber betrifft, so haben wir genug Beweise gegen Euch. Wisset, dass Sir William Sharrington hier im Tower ist und seine Schuld sowie Euren Anteil daran bekannt hat.«

Das war ein schwerer und unerwarteter Schlag für den Admiral, und es war klar, dass er ihn empfand, aber er fasste sich sogleich und sagte mit großer Dreistigkeit: »Was Sharrington auch gegen mich aussagen mag, ich weise es zurück. Stellt ihn mir gegenüber!«

»Das soll bald geschehen, und Eure anderen Genossen sollen auch mit Euch konfrontiert werden. Aber Ihr müsst warten, bis das Conseil Euch verhört.«

»Eure Majestät wird es nicht zugeben, dass ich meinen Feinden zur Beute werde!«, rief Seymour, sich an den König wendend, der bisher nicht gesprochen, sondern ihn nur voller Teilnahme angesehen hatte.

»Die Gerechtigkeit muss ihren Lauf haben«, warf der Protektor ein. »Seine Majestät kann nicht dazwischen treten.«

»Ach! Ich kann nicht!«, rief Edward mit schmerzlichem Ton.

»Ihr verlasst mich, Sire, in dieser äußersten Not? Ein Wort von Euch und ich bin frei!«

»Ihr irrt Euch, Mylord«, sprach Warwick, »es steht jetzt selbst nicht in der Macht Seiner Majestät, Euch die Freiheit zu schenken. Ihr müsst der schweren Anklagen wegen, die auf Euch lasten, ein Verhör bestehen. Euch Pardon geben, heißt Verrat und Rebellion begünstigen.«

»Ich bin weder Verräter noch Rebell!«, rief Seymour. »Möchtet Ihr alle dem König so treu und ergeben sein, wie ich es bin! Sire, wollt Ihr mich zertreten sehen, ohne ein Wort zu meiner Rettung zu sprechen?«

»Ruhig! Ihr appelliert vergebens«, antwortete Somerset. »Kommt, Sire!«

»Lebt wohl, Mylord!«, sprach Edward. »Gehe der Himmel, dass Ihr Euch rechtfertigen könnt!«

Dann schritt er mit einem teilnahmevollen Blick auf den Admiral weiter. Der Protektor und das Conseil folgten. Bevor er aus dem Zimmer trat, warf der König noch einmal einen Abschiedsblick auf seinen Oheim, der ihm bittend und halb vorwurfsvoll nachsah.

Noch einen Moment und er war fort. Seymour sah ihn nicht wieder.

Einen Augenblick blieb der Admiral ganz fassungslos. Aber schnell sammelte er sich und nahm seine stolze Haltung und seinen furchtlosen Blick wieder an.

»Das Schicksal ist in diesem Augenblick gegen mich, Sir John«, sagte er zu dem Kommandanten. »Aber nicht alles ist verloren. Das Schlimmste, was mir widerfahren kann, ist eine lange Gefangenschaft, wie Norfolk sie leidet, oder auch Verbannung. Mein Bruder wird es nicht wagen, mich aufs Schafott zu bringen. Der Fluch Kains würde auf ihm ruhen, wenn er mein Blut vergösse.«

»Wenn Euer Versuch geglückt wäre, wenn Ihr Euren Bru-

der gestürzt hättet, würdet Ihr seiner geschont haben?«, fragte der Kommandant.

Seymour antwortete nicht.

»Ihr hättet es nicht getan«, fuhr Gage fort. »Also richtet ihn nicht zu streng, Ihr habt ihn arg gereizt. Meine schwere Pflicht ist es nun, Euch in Haft zu bringen. Möchte es ebenfalls meine Pflicht sein, Euch wieder zur Freiheit zu führen. Wache! Zum Bowyer Tower!«

Hellebardierte umringten den Admiral, und in ihrer Mitte schritt er über den Rasen einem Turm zu, der an der Nordseite des inneren Hofes lag.

Da der König mit dem Lordprotektor, dem Conseil und dem Gefolge sich bereits entfernt hatte, so waren nur wenige Zeugen zugegen, und keine, die Seymour beachtete. Aber diejenigen, die ihn sahen, wunderten sich ob seiner stolzen Haltung und seiner zuversichtlichen Blicke.

Als sie am Bowyer Tower ankamen, wurde er Tombs, dem Kerkermeister, übergeben, der eine starke eichene, mit Eisenplatten beschlagene Tür öffnete und ihn in dieselbe Zelle führte, in der der Graf von Surrey gesessen hatte. Die Erinnerung an seine Zusammenkunft mit dem unglücklichen jungen Edelmann am Abend vor dessen Tode trat plötzlich vor Seymours Seele und erfüllte ihn mit Grauen.

»Ich liebe diese Zelle nicht, Sir John«, sagte er zu dem Kommandanten, der ihn begleitet hatte. »Kann ich keine andere haben?«

»Ist keine andere Zelle frei, Tombs?«, fragte der Kommandant.

»Keine, die Seiner Lordschaft gefallen würde«, antwortete der Kerkermeister. »Seine Gnaden von Norfolk sind im Beauchamp Tower, der Graf von Devonshire im Devilin To-

wer, Bischof Gardiner im Flint Tower und Bischof Heath im Brick Tower. Sir William Sharrington ist im Constable Tower. Da ist noch eine Zelle unbesetzt im Martin Tower, aber sie ist nicht so komfortabel wie diese. Der Bowyer Tower ist immer für die höchsten Personen reserviert worden. Der Letzte, der ihn bewohnte, war, wie Eure Lordschaft sich erinnern wird, der Graf von Surrey.«

»Gerade darum liebe ich ihn nicht«, entgegnete der Admiral. »Aber gleichviel. Was liegt daran, wer den Kerker bewohnte?«

»Wahr«, sagte Tombs, »was liegt daran? Ihr werdet das Zimmer recht komfortabel finden.«

»Ich wollte, ich könnte Euch ein anderes geben«, sagte Sir John, »aber Ihr seid hier so gut aufgehoben, wie anderswo - besser vielleicht.« Darauf empfahl er ihn der Sorge des Kerkermeisters und hieß Letzteren dem Admiral helfen, seine Rüstung abzulegen und dieselbe hinausbringen.

Dann entfernte sich der Kommandant, indem er versprach, Seymour andere Kleider und Sonstiges zu besorgen. Tombs verriegelte die Tür von außen und der Gefangene war seinen Betrachtungen überlassen.

Fünftes Buch

Erstes Kapitel

*Wie Sir William Sharington mit dem Admiral konfrontiert wird
Ein Gefangener im Tower!*

Es war ein plötzlicher und trauriger Wechsel, der den stolzen Seymour getroffen hatte - am Morgen einer der mächtigsten Edelleute im ganzen Land, Hunderte seinem Wink gehorchend und am Abend - ein Gefangener im Tower!

Ein Gefangener! - Er ein Gefangener! Es war schwer, sich an die Wirklichkeit des entsetzlichen Gedankens zu gewöhnen. Und doch, als er die engen Wände ringsum anschaute, da drängte sich ihm die volle Gewissheit auf und es ward ihm zumute wie einem Todkranken. Auch sein Gewissen wurde wach und verschärfte die Qual, die er erduldet. Aber dennoch fühlte er sich nicht zerknirscht, trotzdem, dass er sich die Größe der Verbrechen, die seine Seele belasteten, nicht verhehlen konnte. Er erkannte nicht die Gerechtigkeit der Strafe, die ihn traf und murrte gegen das Schicksal.

Man kann sich keinen furchtbareren Seelenzustand wie den des unglücklichen Mannes denken. Die Furien schienen ihn mit all ihren Schlangen zu geißeln und ihn zum Wahnsinn treiben zu wollen. Er konnte die entsetzlichen Reflexionen nicht mehr ertragen und warf sich auf sein Lager hin, um im Schlaf Vergessenheit zu suchen. Aber sein Schlummer war kein friedlicher, seine Träume waren kaum weniger schrecklich als die Gedanken, die ihn im wachen Zustand peinigten.

Ein zweiter Tag verging wie der Erste. Nichts unterbrach die traurige Monotonie, nur Tombs erschien zu gewissen Zeiten und brachte ihm Kleider und andere von dem Kommandanten besorgte Gegenstände.

Von Tombs konnte der Gefangene nichts erfahren, was ihm über die Absichten des Conseils Aufschluss gegeben hätte. Er hatte gehofft, bald verhört zu werden, aber in dieser Hoffnung fand er sich getäuscht. Seine Feinde hätten kaum eine größere Qual erfinden können, als ihn so seinen eigenen Gedanken zu überlassen.

Der schärfste Schmerz aber, der ihn peinigte - schärfer als der Verlust von Rang und Macht - war der Gedanke, dass er die Prinzessin Elisabeth nicht sehen, nicht einmal von ihr hören konnte. Wenn er sie nur noch einmal sehen könnte, so würde er zufrieden sein; wenn er nur von ihr hören könnte, es würde seine Seelenpein lindern. Sie musste von seinem Sturz unterrichtet sein, und vielleicht fand sie ein Mittel, mit ihm zu verkehren. Aber kein Brief, keine Botschaft kam.

Selbst Sir John erschien nicht. Hatte das Conseil ihm verboten, den Gefangenen zu besuchen? Wenn er den Kerkermeister deshalb fragte, so antwortete dieser, er glaube es. Seymour hatte keine Ahnung von den Schrecknissen der Gefangenschaft gehabt, bis er sie selbst erfahren hatte. Die einsame Haft war ihm unaussprechlich qualvoll - fast nicht zu ertragen.

Indem wir den unglücklichen Mann eine Weile sich selbst überlassen, wollen wir sehen, was seine Feinde unterdessen begonnen hatten.

Am Tage nach des Admirals Verhaftung wurde sein Amtssiegel abgeholt und den Händen eines der Staatssek-

retäre übergeben. Alle seine Privatpapiere und Korrespondenzen wurden mit Beschlag belegt, und mehrere seiner Hausbeamten, von denen man wusste, dass sie sein Vertrauen besaßen und vielleicht gegen ihn aussagen könnten, wurden verhaftet. Seine beiden Besitzungen, Seymour House und Chelsea Manour House, wurden eingezogen. Ersteres mit seiner ganzen prächtigen Einrichtung eignete sich der Lordprotektor an, und Letzteres wurde nach einiger Zeit dem Grafen von Warwick für den Somerset geleisteten Beistand verliehen.

Nach Sudley Castle und Holt Castle wurden Bevollmächtigte gesandt, die von beiden Vesten Besitz ergreifen sollten. Die Schlösser wurden ohne Widerstand übergeben, denn die Anhänger des Admirals verloren sämtlich den Mut, als sie von seiner Verhaftung hörten. Sudley Castle wurde dem Marquis von Northampton, dem Bruder der unglücklichen Catharina Parr, verliehen, und Holt Castle wurde eine Garnison für königliche Truppen.

Sechs schnell segelnde Kriegsschiffe wurden nach den Seilly-Inseln geschickt, um von den hier aufgestapelten Vorräten Besitz zu ergreifen und der im Sold des großen Konspirators stehenden Piratenschiffe habhaft zu werden. Ferner wurden kräftige Maßregeln ergriffen, um in den verschiedenen Grafschaften, die man dem Admiral freundlich gesinnt wussten, Unruhen zu verhüten, und mehrere Anführer wurden verhaftet und später gehängt.

Infolge dieser schleunigen und entschiedenen Mittel, die auf Warwicks Rat und unter seiner Leitung ausgeführt wurden, erstickte man die Insurrektion vollständig. Als der Führer fiel, zerstreuten sich die Banden, auf die er gezählt hatte. In London fand eine kleine Demonstration seinetwe-

gen statt. Die Lehrlinge waren von seinen Anhängern aufgestachelt worden und machten Lärm über seine Verhaftung, aber die Bürgerwehr brachte sie bald zur Ruhe.

Das war der Ausgang einer der verwegensten und ungeheuerlichsten Verschwörungen, die jemals eronnen wurden, und so fiel mit Lord Seymour das ganze Gebäude, das er so mühsam errichtet hatte. Aber vor dem Anstifter der Verschwörung wurde das alles sorgfältig verheimlicht, und was er auch ahnen mochte, er wusste nicht, wie vollständig sein Werk war untergraben worden.

Am sechsten Tag nach seiner Verhaftung wurde dem Admiral durch Tombs mitgeteilt, dass er vom Conseil verhört werden solle, und natürlich war ihm die Botschaft willkommen. Er hatte in der Zwischenzeit seine ganze Fassung wiedergewonnen. All sein Mut war zurückgekehrt und Hoffnung belebte seine Brust. Nachdem er sich auf seine Verteidigung vorbereitet hatte, redete er sich ein, er würde nun seine Feinde zuschanden machen können.

In schwarzen Samt gekleidet, erwartete er die Vorladung zum Verhör. Der Kommandant des Towers brachte sie in eigener Person und mit ihm kam eine Wache, um den Gefangenen zum Quartier des Lieutenants zu bringen, woselbst das Conseil versammelt war. Sir John sah ernst und streng aus und verweigerte alle Antworten.

Nach kurzem Verweilen im Vorzimmer wurde Seymour in das große getäfelte, bereits beschriebene Gemach geführt, wo er alle Mitglieder des Conseils, Cranmer ausgenommen, um einen mit grünem Tuch bedeckten Tisch sitzen fand. Vor ihnen lagen Stöße von Briefen und anderen Papieren, die Seymour sofort als auf ihn bezügliche erkannte.

Am anderen Ende saß der Graf von Warwick, der Graf von Southampton zu seiner Linken, Lord Russell zu seiner Rechten. Die Gesichter der Versammelten verkündeten nichts Gutes. Aber Seymour war nicht der Mann, der sich durch finstere, drohende Blicke einschüchtern ließ. Zwischen zwei Hellebardieren stehend, schaute er die Versammlung herausfordernd an und reckte sich zu voller Höhe empor. »Mylord«, nahm Warwick das Wort, »wir hoffen - obwohl Eure stolze und sichere Haltung kaum zu einem solchen Schluss berechtigt - dass die Haft, die Ihr erduldet, eine bußfertige Stimmung in Euch erzeugt hat, dass Ihr bereit seid, ein Bekenntnis der schändlichen Verbrechen abzulegen, deren Ihr Euch schuldig gemacht habt, deren Beweise wir in Händen haben, und dass Ihr Euch der Gnade des beleidigten Königs empfiehlt.«

»Ich habe nichts zu bekennen, Mylord«, antwortete der Admiral, »ich bin keines Verbrechens schuldig.«

»Wir haben die Aussagen verschiedener Zeugen wider Euch«, sprach Warwick. »Sie sollen verlesen werden, und dann mögt Ihr sie widerlegen, wenn Ihr könnt.«

»Ich verlange ein öffentliches Gericht«, entgegnete Seymour. »Auf alle Fragen, die Ihr oder Eure Kollegen mir vorlegen mögt, verweigere ich die Antwort, denn ich weiß, Ihr seid meine Todfeinde.«

»Wagt Ihr die Gerechtigkeit des Conseils anzutasten?«

»Ja. Ihr könnt Euch die Mühe sparen, jene Zeugenaussagen wider mich vorzulesen. Ich werde nicht darauf antworten.«

»Wir werden schon Mittel finden, Euch gefügig zu machen, wenn Ihr in Eurer Hartnäckigkeit verharrt«, sagte Southampton. »Die Folter wird Euch zum Reden bringen.«

»Nein, und wenn Ihr selbst das Rad drehtet, Mylord, wie bei der armen Anna Askew. Was weiß ich, durch welche Mittel Ihr Euch diese Aussagen gegen mich verschafft habt? Stellt mir meine Ankläger gegenüber, und wir wollen sehen, ob sie ihre Aussagen aufrecht erhalten werden.«

»Wir könnten Euer Gesuch abschlagen«, antwortete Warwick, »aber am Euch zu beweisen, dass wir nicht so feindlich gegen Euch gesinnt sind, wie Ihr denkt, soll es gewährt werden. Bringt Sir William Sharrington herein.«

Nach einer Weile wurde der unglückliche Münzmeister hereingeführt. Er war nicht imstande, allein zu gehen und musste auf einen Stuhl niedergesetzt werden. Er warf dem Admiral einen halb erschrockenen, halb flehenden Blick zu und schlug dann die Augen nieder.

»Sir William Sharrington«, sprach Warwick, »Ihr habt bereits gestanden, dass Ihr zehntausend Pfund falsches Geld geschlagen und kleinere Münze zum Betrag von vierzigtausend Pfund geprägt habt. In wessen Auftrag und zu wessen Vorteil habt Ihr diese Verbrechen begangen?«

»Bevor Ihr antwortet, Sir William«, rief Seymour, »verlange ich, dass Ihr mir gerade ins Gesicht blickt.«

»Sprecht!«, rief Warwick, »und redet die Wahrheit.«

»Ich kann nicht reden!«, rief Sharrington und krümmte sich unter des Admirals fürchterlichem Blick.

»Ihr habt ihm das Bekenntnis durch die Folter abgerungen!«, rief Seymour. »Er hat mich beschuldigt, um sich zu retten. Ist es nicht so, Sir William?«

»Lasst Euch nicht einschüchtern, Sir, sondern bekennt die Wahrheit«, sagte Warwick. »Ihr könnt Euer eigenes Geständnis nicht ableugnen.«

»Wurde es ihm nicht durch die Folter entrissen?«, rief

Seymour.

»Ja, freilich ward es das«, antwortete Sharrington, »ich hätte sonst nichts bekannt. Ich bitte Euch am Verzeihung für das, was ich getan habe, Mylord.«

»Ich verzeihe Euch von Herzen«, entgegnete Seymour, »obwohl Ihr meinen Feinden eine Waffe gegen mich in die Hände gegeben habt. Aber sie können jetzt keinen Gebrauch davon machen.«

»Das Conseil kann nicht in dieser Weise mit sich spielen lassen, Sir«, sagte Southampton zu dem Münzmeister. »Sind Eure Aussagen gegen Lord Seymour wahr oder falsch? Antwortet!«

»Führt mich weg und bringt mich wieder auf die Folter, wenn Ihr wollt!«, rief Sharrington. »Ich möchte lieber sterben, als dieses Verhör bestehen!«

»Du wirst am Galgen sterben, du falscher, doppelzüngiger Geselle!«, rief Warwick. »Aber wir haben dein Geständnis - von dir eigenhändig unterzeichnet - und das genügt. Bringt ihn hinweg!«

Und der unglückliche Mann wurde abgeführt.

»Eure erste Anklage zerfällt in nichts, Mylord«, sagte Seymour triumphierend. »Und ich zweifle nicht, dass es mit den anderen ebenso ergehen wird.«

»Betrügt Euch nicht selbst, Mylord«, sagte Southampton. »Wir alle sind von der Wahrheit von Sir William Sharringtons Geständnisse überzeugt und es genügt zu Eurer Verurteilung. Aber Eure Verbrechen sind ebenso zahlreich, wie sie schändlich sind. Es werden sechsunddreißig auf Hochverrat und andere Kapitalverbrechen lautende Anklagen gegen Euch erhoben werden. Ihr seid beschuldigt, all Euren Einfluss auf das Gemüt des jugendlichen Herrschers aufge-

boten zu haben, um ihn mit dem Gouvernement unzufrieden zu machen und die Leitung der Geschäfte in Eure Hand zu bekommen. Ihr seid beschuldigt, die Dienerschaft des Königs bestochen, das Projekt einer Heirat des Königs betrieben zu haben, beschuldigt, danach gestrebt zu haben, den König in Eure Gewalt zu bekommen, zur höchsten Gefahr des Reiches, mit verschiedenen missvergnügten Adligen und Edelleuten konspiriert, heimlich eine Armee von zehntausend Mann aufgebracht, Geld und Vorräte beschafft zu haben, um diese Truppen einen Monat lang zu unterhalten.

Ferner seid Ihr angeklagt, Holt Castle in Verteidigungszustand gesetzt, mit einer starken Garnison und Kriegsvorräten versehen, Sudley Castle befestigt und Euch in Besitz der Scilly-Inseln gesetzt zu haben, die Euch als Zufluchtsort dienen sollten. Alles das tatet Ihr in der Absicht, Rebellion und Bürgerkrieg zu erregen. Aber außer diesen Verbrechen lasten noch andere auf Euch, die von ehrloserer Art sind und die Euren Namen mit ewiger Schande bedecken müssen. Nicht nur, dass Ihr den kolossalen Betrug, den Sir William Sharington ausgeübt hat, veranlasst und ausgebeutet habt, sondern Ihr seid auch beschuldigt, und es kann erwiesen werden, dass Ihr das hohe, Euch anvertraute Amt missbraucht, unter allerlei falschen Vorwänden Geld von den Kaufleuten erpresst, Wracks mit Beschlag belegt, den rechtmäßigen Eigentümern Ersatz verweigert und Euch mit Piraten verbündet und ihre Beute geteilt habt. Fügen wir diesem langen Schuldverzeichnis noch hinzu, dass Ihr heimlich versucht habt, die Hand von Seiner Majestät Schwester, der Prinzessin Elisabeth, der zweiten Erbin des Thrones, zu gewinnen, während Ihr sehr gut wusstet, dass

eine solche Heirat dem Willen des verstorbenen Königs zuwiderlief und ohne die Einwilligung des Conseils nicht geschlossen werden durfte! Was habt Ihr gegen diese Anklagen zu sagen?«

»Ich leugne sie alle!«, antwortete Seymour kühn.

»Euer Leugnen wird Euch nichts helfen. Wir haben Beweise genug gegen Euch. Wir haben die Aussagen Ugo Harringtons, des armen Mannes, den Ihr ermordet habt, des Marquis von Dorset, Fowlers des Kammerdieners, Hornbeaks, Blades und anderer Piraten, mit denen Ihr konspiriertet, und die sich jetzt im Gefängnis befinden - und der Erzieherin der Prinzessin Elisabeth, der Mistress Ashley. Unter der ganzen Reihe von Beschuldigungen, die wider Euch erhoben worden, ist keine, die nicht bewiesen werden könnte.«

»Und doch leugne ich sie entschieden«, sprach der Admiral. »Ich will jeder gegen mich erhobenen Anklage rede stehen, aber nicht hier. Ich verlange ein öffentliches Gericht und Ihr könnt es rechtmäßig nicht verweigern.«

»Es würde die Sicherheit des Staates gefährden, wenn über Verbrechen, wie die Euren, öffentlich verhandelt würde«, erwiderte Southampton. »Wir richten uns nach dem Verfahren, das in ähnlichen Fällen unter der vorigen Regierung eingeschlagen wurde ...«

»Mit anderen Worten: Ihr wollt mein Verderben«, unterbrach ihn Seymour. »Ich soll ungehört verurteilt werden. Hört auf mit diesem Hohn gegen die Gerechtigkeit und verurteilt mich nur gleich zum Block.«

»Wenn Ihr Eurer Verbrechen überführt seid, Mylord, so wird Euer Urteil schnell genug erfolgen«, sagte Warwick, »schneller vielleicht, wie Ihr wünscht.«

»Ich werde dem Tod mit Fassung entgegensehen, er komme, wie oder wann er wolle«, entgegnete Seymour. »Ich schonte Euer Leben, Mylord von Warwick, als es in meiner Hand lag, und so zahlt Ihr mir wieder! Ihr wollt mich verderben, aber es wird Euch nicht gelingen. Der König gibt meinen Tod nicht zu.«

»Der König kann einen verurteilten Hochverräter nicht begnadigen«, sprach Warwick. »Noch einmal, verharret Ihr bei Eurer Weigerung, auf unsere Fragen zu antworten?«
»Entschieden!«

»So ist das Verhör geschlossen. Lasst den Gefangenen wegbringen, Sir John!«

Der Admiral wurde hierauf abgeführt und wieder zum Bowyer Tower gebracht.

Zweites Kapitel

Durch wessen Hilfe der Admiral einen Brief an die Prinzessin Elisabeth sandte

Drei Tage nach dem eben beschriebenen Verhör erschienen der Graf von Warwick und einige andere Herren vom Conseil in Seymours Gefängnis, um seine Antwort auf die Anklagepunkte entgegenzunehmen. Der Admiral hatte sich, wie es schien, nur auf kurze Erwiderungen und Darlegung seiner Motive, den König mit Geld zu versehen und Fowler und anderen Kammerdienern Geschenke zu machen, eingelassen. Den gewichtigeren Anklagen setzte er ein einfaches und entschlossenes Leugnen entgegen.

Während dieser zweiten Verhandlung benahm sich Seymour ganz in derselben Weise und mit derselben Entschlossenheit wie bei der früheren. Keine Drohung konnte ihn einschüchtern. Er verweigerte entschieden, die Artikel im Einzelnen zu beantworten, wollte selbst die kurzen Er widerungen, die er gemacht hatte, nicht unterzeichnen, blieb bei seinem Verlangen, vor ein öffentliches Gericht gestellt zu werden und protestierte gegen das geheime, inquisitorische Verfahren und erklärte, dass er keine ferneren Fragen mehr beantworten werde. Darauf verließen ihn Warwick und die anderen.

Kurz darauf wurde die Anklageakte vor das Haus der Lords gebracht und gingen ohne Weiteres durch. Im Haus der Gemeinen stieß sie anfänglich auf bedenkliche Opposition, aber diese wurde durch des Lordprotektors Einfluss niedergedrückt, und die Sache ging im Unterhaus ebenfalls durch. Aber nicht ohne sehr viele Unterredung vonseiten des Conseils und Cranmers wurde die Bestätigung des Todesurteils vom König erlangt. Am 10. März 1549 wurde sie gegeben.

Seymour war nun ungefähr zwei Monate ein Gefangener im Tower. Von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen, aller Bücher beraubt, ausgenommen einiger Traktate, die ihm Latimer, der ihn zuweilen besuchte, gelassen hatte, vom Ehrgeiz verzehrt, von einer glühenden Leidenschaft gepeinigt, verbrachte der Admiral seine Zeit elend genug. Dennoch blieb er sich selbst treu, blieb stolz und unbeugsam.

Am Abend nach jenem unglücklichen Tag, wo der König die Anklageakte genehmigt hatte, saß Seymour zu später Stunde an seinem Tisch und hatte das Gesicht mit beiden

Händen bedeckt, denn er hatte durch Tombs erfahren, was geschehen war.

Plötzlich veranlasste ihn ein Geräusch, das, wie es schien, von einem Luftloch herkam, welches sich einige Fuß hoch vom Boden befand, aufzuschauen. Zu seinem großen Erstaunen gewahrte er beim matten Licht der eisernen Lampe, welche die Zelle erhellte, eine winzige Gewalt in der Öffnung.

Indem er noch die Erscheinung anstarrte, rief die kleine Person: »Ich bin es, Mylord, Xit, Seiner Majestät ehemaliger Zwerg. Helft mir hinunter, ich bitte Euch. Wenn ich springe, so breche ich mir das Genick, und das ist ein Tod, den ich mir nicht wünsche.«

Seymour trat darauf näher an die Öffnung heran, fing den Zwerg in seinen Armen auf und setzte ihn zu Boden.

»Was führt dich her?«, fragte der Admiral. »Weißt du nicht, dass du dein Leben aufs Spiel setzt, indem du so heimlich zu mir kommst?«

»Ich weiß das sehr wohl, Mylord«, antwortete Xit, »und ich wage mein Leben, um Euch zu dienen. Ihr seid großmütig gegen mich gewesen, und ich beschloss, Euch meine Dankbarkeit zu beweisen. Da ich meinen Posten in der Nähe Seiner Majestät verloren habe, weil der Lordprotektor dahinter gekommen ist, dass ich Eurer Lordschaft Botendienste geleistet habe, so bin ich abermals ein Bewohner des Tower geworden und wohne jetzt bei den drei Riesenschwächern. Mithilfe Ogs, des älteren Bruders, gelangte ich an Eure Zelle. Er setzte mich auf seine Schulter und von da kletterte ich an das Luftloch und quetschte mich durch die Stangen, obwohl das selbst für jemanden von meiner Statur kein so Leichtes war. Og steht draußen, um mir wieder zu-

rückzuhelfen.«

»Ich danke dir sehr für deine Treue«, entgegnete Seymour, tief gerührt von des Zwerges Ergebenheit. »Von allen, denen ich Gutes erwiesen habe, bist du der Einzige, der sich dankbar gezeigt hat. Aber wie meinst du mir zu dienen?«

»Ich dachte, Eure Lordschaft möchte irgendeine Botschaft oder einen Brief zu besorgen haben, und da ich wusste, dass Master Tombs weder Euch selbst zu Willen sein noch solches anderen gestatten würde, so habe ich mich auf diese Weise zu Euch geschlichen, um Euch selbst meine Dienste anzubieten.«

»Ich bin dir sehr dankbar. Wenn ich einen Brief schreiben könnte, so würde ich ihn dir anvertrauen. Meine Brieftasche habe ich behalten, aber ich habe weder Feder noch Griffel.«

»Das ist fatal«, sagte Xit, »aber ich will wiederkommen, mit allem versehen.«

»Halt!«, rief Seymour, »mir fällt etwas ein. So wird es gehen!«

Indem er eine scharfkantige Verzierung von seiner Kleidung abriss, ritzte er seinen Arm damit auf und schrieb dann mit seinem Blut auf ein Blatt der Brieftasche ein paar leidenschaftliche Worte an die Prinzessin Elisabeth.

Nachdem das geschehen war, schloss er das Buch, band es zu und gab es Xit.

»Gib dieses, ich bitte dich, der Prinzessin Elisabeth«, sprach er. »Hüte es wie dein Leben. Weißt du etwa, wo Ihre Hoheit jetzt ist?«

»Ich habe gehört, dass sie in Shene ist«, antwortete Xit. »Wenn dem so ist, so mache ich mich verbindlich, dass die

Sendung von Eurer Lordschaft morgen früh in ihren Händen sein soll.«

»Du wirst mir den größten Dienst damit erweisen!«, rief der Admiral. »Was auch geschehen mag, lass mich dich am Morgen vor meiner Hinrichtung wiedersehen. Vielleicht habe ich dann noch einen Brief oder eine Botschaft für dich.«

»Ich werde nicht fehlen«, antwortete Xit.

Seymour war im Begriff, ein anderes Ornament von seiner Kleidung zu reißen, um seinen kleinen Gesandten zu belohnen, aber Xit wehrte ihm und versicherte, dass er nichts annehmen würde, bis er seinen Auftrag ausgeführt habe.

»Nun muss ich wieder um Eure Lordschaft Beistand bitten, damit ich die Öffnung erreiche.«

Seymour hob ihn darauf vom Boden, und rasch und sicher gelangte der Zwerg in die Höhe. Er legte seine Hand aufs Herz, zum Zeichen seiner Ergebenheit und verschwand.

Drittes Kapitel

Wie die Prinzessin Elisabeth den Admiral im Gefängnis besucht

Am folgenden Tag besuchte Latimer den Admiral und bemühte sich vergebens, seinen stolzen Sinn zu beugen und ihn bußfertiger zu stimmen. Seymour war durchaus nicht aufgelegt, seine Homilien anzuhören, unterbrach den Geistlichen und bat ihn, dass er ihn in Ruhe lassen möge.

Da Latimer einsah, dass all seine Bemühungen vergebens waren, so gab er sie auf und empfahl dem Verstockten, bald Frieden mit dem Himmel zu schließen, denn seine Zeit sei kurz.

Es war wiederum Nacht. Seymour schritt voll trüber Gedanken in seiner Zelle auf und nieder, als die Tür aufgeschlossen wurde und der Towerkommandant hereintrat. Aber nicht allein. Es war noch jemand bei ihm, dessen Gesicht und Gestalt aber so verhüllt waren, dass man schwer unterscheiden konnte, ob ein Jüngling oder ein Mädchen dahinter stecke. Aber wenn auch der Kerkermeister durch diese Verkleidung mochte getäuscht worden sein, Seymour wurde es nicht.

Er erkannte sogleich seine geliebte Elisabeth, stürzte ihr entgegen und rief: »O, Ihr kommt, Prinzessin! Ihr kommt!«, während sie den Mantel abwarf und ungeachtet der Gegenwart des Kommandanten sich in seine Arme stürzte.

Das erste Entzücken des Wiedersehens war kaum verauscht, und sie blickten einander immer noch mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an, indem sie fast vergaßen, wo sie waren, als Sir John Gage es für nötig fand, dazwischenzutreten und sie zu erinnern, dass ihre Zusammenkunft nur kurz sein könne.

»Ich handle gegen das Verbot des Lordprotektors und des Conseils, indem ich diesen Besuch gestatte«, sprach er, »aber ich konnte den Bitten der Prinzessin nicht widerstehen. Doch kann ich Euch nur wenige Minuten gönnen und will unterdessen draußen warten.«

Damit ging er und schloss die Tür hinter sich zu.

»O Seymour!«, rief Elisabeth, indem sie ihn leidenschaftlich anblickte, »mit welchem Gemisch von Entzücken

und Schmerz sehe ich Euch wieder! Als wir uns zuletzt trennten, dachte ich, Ihr würdet im Triumph zu mir zurückkehren und meine Hand fordern. Und nun! Es ist mehr, als ich tragen kann!« Sie brach in heftige Tränen aus.

»Beruhigt Euch, teuerste Elisabeth«, sprach Seymour. »Euer Schmerz macht mich weich und ich bedarf all meiner Festigkeit.«

»Ja, ich will ruhig sein, ich will lächeln und heiter sein, obwohl mein Herz brechen will. O ...« Sie legte die Hand aufs Herz. »denkt nicht, dass ich gleichgültig gegen Euch war, Seymour. Es gibt keine Worte, um die Angst zu schildern, die ich seit Eurer Verhaftung ausgestanden habe. Aber des Protektors Wachsamkeit machte es mir unmöglich, Euch zu schreiben oder eine Botschaft zu schicken, auch habe ich den König nicht sehen noch ihm schreiben dürfen, um für Euch zu bitten. Die entsetzliche Nachricht von gestern, dass Edward die Anklageakte genehmigt hat, war mir eben zu Ohren gekommen, und ich war von Kummer überwältigt, als Euer treuer, kleiner Bote mich aufsuchte und mir Eure Briefftasche brachte. Da entschloss ich mich, Euch auf alle Fälle zu sehen. Unbekümmert um die Folgen, verließ ich Shena mit dem treuen Zwerg, der mir mit der größten Bereitwilligkeit diente, und durch seine Vermittlung erlangte ich auch Zutritt bei Sir John Gage, der meine Unbesonnenheit tadelte, aber doch endlich meinen Bitten nachgab und mich hierher brachte.«

»Der Himmel segne ihn dafür!«, rief Seymour. »Er hat mir mehr Glück bereitet, als ich noch auf Erden erwartete. Der Gedanke an dieses Wiedersehen wird mein Trost auf dem Wege zum Schafott sein!«

»Ihr sollt nicht sterben, Seymour«, fuhr Elisabeth auf.

»Entsetzlicher Gedanke, dass ein ekelhafter und blutgieriger Henker eine göttergleiche Gestalt wie die Eure zerstören, ein solches Haupt von solchem Rumpf trennen soll! Nein ... nein ... es kann nicht ... es soll nicht sein! Ich werde bei Edward Fürbitte einlegen. Ich weiß, er liebt mich, ich hoffe, er gibt meinen Bitten nach und schont Euer Leben.«

»Er liebte auch mich einst«, sagte Seymour bitter, »aber meine Feinde haben durch ihre Verleumdungen sein Herz von mir abgewandt. Wenn er es auch wollte, Edward kann mich nicht retten. Der Lordprotektor und die übrigen Mitglieder des Conseils überwachen ihn und diese, das ist klar, wollen mein Verderben.«

»Dann will ich zu ihnen gehen!« rief Elisabeth. »Auf meinen Knien will ich für Euch bitten. Sie können nicht Nein sagen!«

Seymour schüttelte das Haupt. »Ein solches Bekenntnis Eurer Liebe zu mir wäre für sie nur ein Grund mehr, mich zu vernichten.«

»Was ist zu tun?«, rief Elisabeth verzweifelt. »Ihr sollt nicht, dürft nicht sterben!«

In dem Augenblick tat sich die Tür des Gefängnisses auf und Sir John Gage trat ein.

»Ich bedaure, Euch unterbrechen zu müssen«, sagte er in dem Ton innigster Teilnahme, »aber es ist Zeit zum Abschied - für immer!«

»Nicht für immer, Sir John!«, rief Elisabeth. »Ich werde Lord Seymour Pardon bringen. Der König, mein Bruder, der Lordprotektor und das Conseil werden auf meine Bitten hören.«

»Hegt keine trügerischen Hoffnungen, Prinzessin«, sagte Gage. »Der Lordprotektor und das Conseil sind unerbitt-

lich.«

»So geh ich nicht von der Stelle!«, schrie Elisabeth. »Ich will hier bleiben und mit ihm sterben!«

»Prinzessin, ich beschwöre Euch, kommt mit!«, rief der Kommandant.

»Ich gehe nicht!«, rief sie, sich verzweiflungsvoll an Seymour klammernd. »Halte mich, Geliebter, halte mich fest, lass es nicht zu, dass er mich von dir reiße!«

»Vergesst Euch nicht, Prinzessin, ich bitte Euch!«, rief der Kommandant. »Zwingt mich nicht, Gewalt anzuwenden!«
»Lasst ab, Sir John!«, rief Elisabeth, »lasst ab, ich befehle es Euch! Hört, was ich zu sagen habe, und behaltet es in Eurem Gedächtnis. Ich verlobe mich hier feierlichst vor dem Himmel mit Lord Seymour und schwöre, dass ich, wenn er durch seines Bruders Schuld sterben muss, nimmer einem anderen Mann angehören werde!«

»Nehmt das übereilte Gelübde zurück, Prinzessin, ich beschwöre Euch«, sagte der Kommandant. »Ihr werdet es später in ruhigeren Momenten bereuen.«

»Nie!«, entgegnete Elisabeth mit Nachdruck. »Ich werde es heilig halten, so wahr mir der Himmel helfe!«

»Diese Liebe habe ich nie verdient!«, rief Seymour mit vor Rührung erstickter Stimme. »Aber der Becher des Glücks wird mir nur geboten, um mir von den Lippen gerissen zu werden!«

»Mylord«, sprach der Kommandant zu Seymour, »an Euch ist es, dieser schmerzlichen Szene ein Ende zu machen. Sie verlängern, heißt nur Eure Qual vermehren. Die Prinzessin muss gehen.«

»Wollt Ihr es?«, fragte Elisabeth, ihn noch immer umschlungen haltend.

»Es muss sein!«, sagte er verzweiflungsvoll. »Eine letzte Umarmung«, fügte er hinzu, indem er sie an seine Brust presste. »Nehmt sie hin, guter Sir John.«

Elisabeth widersetzte sich nicht mehr. Halb ohnmächtig sank sie fast um. Der Kommandant hüllte sie eilig in Hut und Mantel und führte sie der Tür zu. Ehe sie hinausging, warf sie noch einen letzten Abschiedsblick auf Seymour, der wie in Verzweiflung versteinert dastand.

Das Geräusch des Türschließers erweckte ihn aus seiner Erstarrung. Die Pein, die er empfand, war unsäglich. Mit einem wilden Schrei stürzte er auf sein Lager hin. Der Tod konnte nicht bitterer für ihn sein.

Viertes Kapitel

Wie die Prinzessin Elisabeth bei dem König für den Admiral Fürsprache einlegt; und wie das Todesurteil unterzeichnet wird.

Trotz der Abmahnungen Sir Johns und seiner Versicherungen, dass es vergeblich sein würde, war Elisabeth entschlossen, den König um Begnadigung anzuflehen. Durch Tränen und Bitten brachte sie Gage auch dahin, dass er einwilligte, ihr eine Zusammenkunft mit ihrem königlichen Bruder zu verschaffen.

Einer Verabredung gemäß traf der Kommandant sie des folgenden Tages am Eingang zum Palast von Whitehall und führte sie zu den königlichen Gemächern. Man würde der Prinzessin den Zutritt verweigert haben, wenn sie nicht in Begleitung Sir Johns gekommen wäre, dessen Ansehen

genügte, um sie ungehindert bis an das Vorzimmer gelangen zu lassen.

Das unerwartete Erscheinen der Prinzessin erfüllte die daselbst versammelte Dienerschaft mit Erstaunen und Bestürzung, und der Erste Zeremonienmeister trat ihr entgegen, verbeugte sich tief und sagte ihr, zwar höchst ehrerbietig, aber dennoch entschieden, dass sie den König in diesem Augenblick unmöglich sehen könne.

»Aber ich will ihn sehen!«, rief sie. »Kein Vorwurf soll Euch treffen, Sir, ich nehme alles auf mich.«

»Verzeihung, gnädigste Prinzessin, wenn ich gezwungen bin, Euch den Zutritt zu verweigern«, entgegnete der Zeremonienmeister. »Der Lordprotektor und das Conseil halten eben in dem anstoßenden Gemach eine Beratung, und sobald diese beendet ist, werden sie zu Seiner Majestät zurückkehren.«

Der bedeutungsvolle Blick, den der Zeremonienmeister Sir John Gage zuwarf, entging Elisabeth nicht.

»Sie beraten über des Lordadmirals Hinrichtung! Ist es nicht so? Redet!«

»Eure Hoheit hat recht geraten«, antwortete der Zeremonienmeister zögernd.

»Dann muss ich den König, meinen Bruder, unverzüglich sehen!«, rief die Prinzessin.

»Ich errate den Grund, gnädige Prinzessin und würde Euch gern zu Willen sein«, sprach der Zeremonienmeister mit teilnehmendem Ton, »aber ich muss dem Befehl gehorchen.« »Ist Seine Majestät allein?«, fragte der Kommandant. »Ja, Sir John. Der Bischof von Ely und Doktor Latimer haben ihn eben verlassen. Aber der Lordprotektor und das Conseil können jeden Augenblick zurückkehren und dann

...«

»Hört Ihr, Prinzessin?«, sagte der Kommandant.

»Ich höre«, antwortete sie. »Aber Ihr habt mir versprochen, mich zum König zu bringen. Ich fordere Euch auf, Euer Wort zu halten.«

»Nun denn, so sei es«, entgegnete Sir John. »Es soll Euch nicht bei dem Lordprotektor zum Nachteil gereichen, Sir«, wandte er sich an den Zeremonienmeister. »Ich trage die Verantwortung. Es ist nicht nötig, Ihre Hoheit anzumelden.«

Damit nahm er Elisabeths Hand und führte sie weiter.

Die Türen wurden geöffnet, und sie traten in ein großes Gemach, an dessen oberen Ende man Edward an einem Tisch sitzen sah. Ein offenes Buch lag vor ihm, aber es war augenscheinlich, dass er nicht gelesen hatte.

Als er Elisabeth sah, stand er auf und ging ihr langsam entgegen. Er war in prächtiger Kleidung und trug ein Wams von golddurchwirktem Tuch, das mit Purpursamt und Silber besetzt war; darüber einen purpurfarbigen, mit Gold gestickten und mit Hermelin eingefassten Samtmantel. Sein schwarzes Samtbarett war mit Diamanten, Rubinen und anderen kostbaren Steinen geschmückt und die weiße Feder desselben neigte sich aufs rechte Ohr. Die Pracht seiner äußeren Erscheinung stimmte übrigens nicht zu seinem Aussehen. Seine Bewegungen waren matt, und er sah bleich, elend und unglücklich aus. Noch nie hatte er Elisabeth so empfangen, wie in diesem Augenblick. Mit scharfem, fast ärgerlichen Ton fragte er, warum sie käme und wie sie Zutritt erlangt hätte.

»Es ist meine Schuld, Sire«, nahm der Kommandant das Wort. »Ich habe es gewagt, Euren Befehlen zuwiderzuhan-

deln.«

»Dann habt Ihr unrecht getan - sehr unrecht, Sir John. Wisst Ihr nicht ...?« Und er hielt plötzlich inne.

»Ich weiß alles, Sire«, sprach Elisabeth, sich ihm zu Füßen werfend. »Ich komme, um für den Admiral zu bitten. Und ich werde nicht aufstehen, bis Ihr mir versprecht, ihn zu begnadigen.«

»Ach, Elisabeth!«, erwiderte Edward traurig, »Ihr verlangt eine Gnade, die zu gewähren nicht in meiner Macht liegt. Mein unglücklicher Oheim ist für schuldig befunden und verurteilt, und ich bin genötigt gewesen, so schwer mir es auch wurde, das Urteil zu bestätigen. Die Verbrechen, deren er sich schuldig gemacht hat, lassen ihm keine Hoffnung auf Begnadigung.«

»Keine Hoffnung, Sire!«, rief Elisabeth. »O, sagt das nicht. Ein Wort von Euch rettet ihn. Sprecht das Wort, königlicher Bruder, sprecht es - um Eures eigenen Friedens willen, denn wenn Ihr seinen Tod zugebt, werden Euch die Vorwürfe in Eurer Brust nimmer ruhen lassen.«

»Ich habe meinen Oheim nicht gerichtet«, sprach Edward. »Seine entsetzlichen Pläne sind glücklicherweise vereitelt worden, aber wenn sie zur Ausführung gekommen wären, so hätten sie den Staat gefährdet, das Land durch Bürgerkrieg verwüstet und ich selbst vielleicht wäre vom Thron gedrängt worden - um ihm Platz zu machen.«

»Das sind Beschuldigungen, welche die Feinde des Admirals erhoben haben, Sire. Er hat seine Gelegenheit, sie zu widerlegen, denn ein öffentliches Gericht, welches er verlangte, ist ihm verweigert worden. Er wollte Eure Majestät aus der Knechtschaft erlösen, in der Ihr gehalten werdet, denn er ist Euch ergeben. Deshalb soll er geopfert werden.

Aber nein, Sire, Ihr werdet es nicht zugeben. Eure edle und großmütige Natur muss sich ob solcher Ungerechtigkeit empören. Ihr werdet dem Lordprotektor in seinen bruder-mörderischen Plänen nicht beistehen.«

»Ruhig, Elisabeth! Ihr geht zu weit.«

»Nein, Sire, ich rede die Wahrheit, und ich will die Wahrheit reden. Nur seines Bruders Tod kann den Herzog von Somerset zufriedenstellen. Er ist es, der durch seine hinterlistigen falschen Vorstellungen Euer Herz gegen Euren einst geliebten Oheim verschlossen, er ist es, der diese Anklagen gegen ihn erhoben hat - und der Euch jetzt zwingen möchte, ihm bei dem Werk der Vernichtung zu helfen. Ist nicht der Admiral durch Bande des Blutes an Euch geknüpft? Wollt Ihr dem Lordprotektor gestatten, die Hand in seines Bruders Blut zu tauchen und Euch so der Schuld teilhaftig machen? Habt Geduld mit mir, Sire. Ich bin halb von Sinnen.«

»Was bedeuten diese leidenschaftlichen Bitten, Elisabeth? Ihr bittet für ihn wie für einen Gatten.«

»Er ist so gut wie mein Gatte, Sire, ich habe mich mit ihm verlobt.«

»Ha!«, rief Edward mit unzufriedenem Blick.

»Ihr habt Euch durch dies Bekenntnis geschadet«, flüster-
te der Kommandant.

»Es tut mir leid, dass ich das hören muss, Elisabeth, weil eine solche Heirat nimmer hätte stattfinden können. Sie wäre gegen den Willen unseres königlichen Vaters. Ihr müsst Euch mit dem Schicksal des Admirals versöhnen.«

»So hat Eure Majestät seinen Untergang beschlossen?«, rief die Prinzessin.

»Die Gerechtigkeit muss ihren Lauf haben«, entgegnete

Edward ziemlich streng. »Der Himmel weiß, wie sehr ich meinen Onkel Lord Seymour geliebt habe«, fuhr er in milderem Ton fort, »aber ich bin arg von ihm hintergangen worden. Sein wahrer Charakter ist mir enthüllt worden, nicht von dem Lordprotektor, den Ihr ungerechterweise der schwärzesten Absichten beschuldigt, sondern von anderen.«

»Von wem, Sire?«

»Vom Erzbischof Cranmer, vom Bischof Ely, vom Doktor Latimer. Er ist rastlos aufrührerisch und gefährlich - und zu gefährlich, um geschont werden zu dürfen. Ich wollte, er befände sich in einem besseren Seelenzustand, denn, wie ich höre, verschmäht er alle Tröstungen der Religion.«

»So lasst ihn nicht in seinen Sünden dahinfahren, Sire, gebt ihm Zeit zur Reue.«

»Es ist die Sache des Conseils und nicht die meine, die Zeit zur Hinrichtung zu bestimmen«, antwortete Edward traurig.

»Das Conseil sollte Euch gehorchen, Sire - nicht Ihr ihm. Aber wenn Ihr ihm nicht volle Begnadigung angedeihen lassen könnt - so verschont wenigstens sein Leben. Verdammt ihn zum Exil - zur Gefangenschaft - aber nicht zum Henkerblock.«

»Seine Verbrechen sind zu groß, um irgendeine Milde rung der Strafe zu gestatten«, antwortete Edward.

»So bin ich am Ende, Sire!«, rief Elisabeth aufstehend. »Möge der Himmel Euch die Verzeihung gewähren, die Ihr ihm verweigert!«

In diesem Moment wurde die Tür weit geöffnet und ein Zeremonienmeister trat ein, um den Lordprotektor und das Conseil zu melden.

Es war für Elisabeth zu spät, sich zurückzuziehen, aber sie war weit davon entfernt, sich von Somersets Blicken einschüchtern zu lassen, sodass sie dieselben vielmehr in ebenso drohender Weise erwiderte.

»Ich möchte Euch raten, Euch zurückzuziehen, Prinzessin«, sagte der Protektor strengen Tones.

»Ich danke Eurer Hoheit«, antwortete sie, »aber ich gedenke, hierzubleiben.«

»Nun, bleibt, wenn Ihr wollt, aber ich wollte Eure Gefühle schonen.«

Beim Eintritt der Mitglieder des Conseils schritt Edward langsam auf einen Thronsessel zu, der sich unter einem Baldachin befand, und nahm daselbst Platz. Alsdann näherte sich ihm der Lordprotektor, gefolgt von den Grafen Warwick und Southampton. In seiner Hand hielt Somerset ein Pergament, dessen Anblick das Blut in Elisabeths Adern gerinnen ließ. Sie wusste, es war des Admirals Todesurteil. »Sire«, sprach Somerset, »nach reiflicher Beratung hat das Conseil beschlossen, dass die Hinrichtung morgen früh auf Tower Hill stattfinden soll.«

Bei dieser entsetzlichen Ankündigung unterdrückte Elisabeth mit Mühe einen Schrei.

»So bald!«, rief Edward aus. »Besser wäre es, man ver gönnte ihm noch einige Tage zur Reue.«

»Solche Gnade würde ihm wenig nützen, Sire, wogegen mehre gewichtige Gründe vorhanden sind, die Hinrichtung nicht aufzuschieben«, entgegnete der Herzog.

»Kann kein Grund zur Linderung des Urteils vorgebracht werden?«, fragte Edward.

»Keiner, Sire, oder ich würde der Erste sein, darauf anzutragen.«

Darauf forderte er eine Feder, hielt dem König das Todesurteil hin und drängte ihm zu unterschreiben.

»Kann mir die Unterschrift nicht erlassen werden?«, sagte Edward, indem er sein Haupt abwandte. »Er ist mein Oheim und es tut mir weh, ihn so zu verurteilen.«

»Er ist auch mein Bruder«, entgegnete Somerset, »und doch werde ich nicht anstehen, das Urteil zu unterzeichnen. Nur ein Federzug, Sire, und es ist geschehen« fuhr er fort und hielt ihm abermals das Pergament hin.

»Aber dieser Federzug ist der Tod eines Mannes, den ich so sehr geliebt habe - den ich noch liebe!«, rief Edward. »Ich kann nicht.« Er brach in Tränen aus.

»Der Himmel sei gepriesen, sein Herz ist gerührt! Er wird seiner schonen!«, murmelte Elisabeth.

»Wenn uns diese Gelegenheit verloren geht, so entwischt uns die Beute«, flüsterte Warwick.

»Seid fest, Sire«, sprach der Protektor. »Ihr dürft dieser Schwäche nicht nachgeben.«

»Gebt mir die Feder!«, rief Edward. Hastig unterschrieb er das Todesurteil. »Nehmt es!«, rief er mit einem Blick des Entsetzens und mit einem Gefühl, als ob er ein Verbrechen begangen hätte.

Das Urteil wurde darauf vom Protektor und dem ganzen Conseil ebenfalls unterzeichnet, worauf Somerset es dem Kommandanten übergab, mit dem Ersuchen, dafür Sorge zu tragen, dass es zwischen neun und zehn Uhr vormittags auf Tower Hill vollzogen werde.

»Es soll geschehen«, antwortete der Kommandant mit finsterem Ton. »Prinzessin«, wandte er sich darauf an Elisabeth, »Ihr habt hier nun nichts mehr zu tun. Kommt mit mir, ich bitte Euch.«

Während Somerset und Warwick mit schlecht verhehlter Befriedigung sich einander anschauten, trat Elisabeth auf sie zu, ohne dass sie es gewahr wurden, heftete einen durchdringenden Blick auf den Protektor und sagte in leisem, schneidenden Ton: »Brudermörder! Auch du kommst bald an die Reihe!«

Und dann, als sie ein Lächeln über Warwicks finstere Züge fliegen sah, fuhr sie, gegen diesen gewendet, fort: »Ha! Ihr lächelt, Mylord? Ich lese den geheimen Gedanken Eurer Seele. Ihr möchtet sie beide vernichten, auf dass Ihr steigen und an ihrer Stelle regieren könnt. Aber zittert! Ihr werdet da nicht sicher schreiten, wo der Weg schlüpfrig von Blut ist. Auch Ihr werdet fallen.«

Sie verließ mit Gage das Gemach.

Fünftes Kapitel

Die Nacht vor der Hinrichtung

Ein Vergleich der letzten Stunden des Admirals mit denen eines anderen edlen Gefangenen, der kaum zwei Jahre früher den Bowyer Tower bewohnt hatte, dürfte nicht ungeeignet sein. Der andere war nicht minder schön als Seymour, nicht minder stolz, kühn und vielleicht auch ehrgeizig, aber er war von noch vornehmerer Herkunft, noch reicher geistig begabt, und viel, viel weniger schuldig als der Admiral.

Oft, in seinen langen und einsamen Stunden, dachte Seymour an ihn - oft erinnerte er sich der letzten Unterredung

mit ihm und der prophetischen Worte des Unglücklichen. Aber viel trauriger, viel schmerzlicher waren Seymours letzte Stunden als Surreys. Auf der Seele des Letzteren lastete keine Schuld, und die Tröstungen der Religion und der Philosophie hielten ihn aufrecht. Er konnte beten, konnte beichten und Absolution empfangen. Für Surrey war es hart, zu sterben, aber er war vorbereitet. Seymours Gewissen war schwer belastet, und doch konnte es nicht erleichtert werden. In seinem Inneren befand sich eine Hölle von wilden und quälenden Leiden, und er konnte sie nicht abschütteln. Sein Stolz allein hielt ihn aufrecht, oder er wäre unter der Geistesqual erlegen. Schmerzliches Stöhnen und wilde Verwünschungen entfuhrn ihm, aber er konnte nicht beten. Die Bemühungen Latimers und des Bischofs Ely wies er von sich. Es wäre umsonst, meinte er, den Himmel um Vergebung anzuflehen - seine Vergehen wären zu groß. Einem Menschen wolle er nimmer seine Schuld bekennen.

So vergingen die trüben Stunden seines letzten Erdentages. Er wusste noch nicht, dass es sein Letzter war, und die in seiner Brust noch nicht ganz erstorbene Hoffnung flüsterte ihm zu, dass vielleicht seines Lebens geschont wurde. Aber seine Gedanken waren verstörter, als sie bisher gewesen waren. Er konnte nicht ruhig sitzen, sondern schritt meist hastig in seiner Zelle hin und her, wie ein Tiger in seinem Käfig.

Gegen Abend wurde er ruhiger, und da er sich etwas erschöpft fühlte, setzte er sich auf einen Stuhl nieder, und unvermerkt übermannte ihn der Schlaf. Seine Träume trugen ihn fort aus dem Gefängnis und in die prächtigen Räume seines Palastes. Noch einmal befand er sich an der Spitze

eines fürstlichen Gefolges - noch einmal in reich geschmückter Umgebung - noch einmal lächelte Elisabeth ihm zu und zeigte ihm den Weg, ihre Hand zu gewinnen.

Aus diesen lichten Träumen wurde er plötzlich durch das Wegschieben der schweren Riegel aufgeschreckt. Die Tür ging auf, und herein trat der Kommandant des Tower mit dem Todesurteil in der Hand. Seine traurige Miene, soweit diese bei dem trüben Licht der Lampe, die auf dem Tisch brannte, zu erkennen, ließ keinen Zweifel, welcher Art seine Botschaft war.

»Guten Abend, Sir John!«, rief Seymour aufstehend und mit erzwungener Fassung redend. »Ich errate, was Ihr bringt.«

»Mylord«, sprach Sir John ernst und doch milde, »Ihr müsst Euch für die Ewigkeit vorbereiten, denn dies ist Eure letzte Nacht auf Erden. Eure Hinrichtung ist auf morgen Vormittag festgesetzt. Sie wird auf Tower Hill vollzogen, und Euer Leib soll in der Peterskapelle im Tower begraben werden.«

»Wo ich mit der Königin getraut wurde«, murmelte Seymour mechanisch.

»Wo Ihr mit der Königin getraut wurdet«, wiederholte der Kommandant. »Hier ist das Urteil«, fügte er hinzu und legte dasselbe vor ihm nieder.

»Vom König unterschrieben!«, rief Seymour, es anstarrend. »Ich vermeinte, er hätte mich zu sehr geliebt, um solches zu tun. Aber wer will Fürsten vertrauen? Sprach die Prinzessin mit ihm, wie sie vorhatte, Sir John?«

»Sie tat es, Mylord, aber sie konnte ihn nicht bewegen. Seine Majestät schien von Eurer Schuld überzeugt. Ich kann Euch keine weitere Hoffnung geben, sondern nur raten,

Euch geduldig der irdischen Gerechtigkeit zu fügen und Euch bereitzuhalten, vor den himmlischen Richter zu treten.«

»Bleibt einige Minuten bei mir, ich bitte Euch, guter Sir John«, sprach der Admiral mit ziemlich matter Stimme. »Der Streich - wenn auch nicht unerwartet - trifft doch härter, als ich es dachte.«

»Ihr seid ein tapferer Mann, Mylord, das weiß ich«, sprach der Kommandant, ihn einigermaßen erstaunt ansehend, »und ich dachte, Ihr hättet keine Todesfurcht.«

»Das habe ich auch nicht«, sprach Seymour, »aber ich habe noch nicht die Lust zum Leben verloren. Ein Band bindet mich an die Erde, welches nur das Beil zu trennen vermag. Wie sah die Prinzessin heute aus, Sir John? Gab sie Euch keinen Auftrag?«

»Sie sagt Euch ein zärtliches Lebewohl und schickt Euch dieses gestickte Tuch, worauf sie ihre Lippen gepresst hat«, antwortete der Kommandant.

»Gebt her, Sir John!«, rief Seymour und küsste es mit Entzücken.

»Entfernt ihr Bild womöglich aus Euren Gedanken, Mylord«, sprach Gage, »und macht Eure Rechnung mit dem Himmel ab. Euch bleibt noch viel zu tun übrig, fürchte ich, und nur kurze Frist dafür. Wollt Ihr Doktor Latimer heute Abend sehen?«

»Nein, Sir John. Er belästigt mich mehr, als dass er mich bekehrte oder tröstete. Ich kann ohne seinen Beistand zum Himmel beten.«

»Aber es wäre doch gut, Euer Gewissen von der Last geheimer Sünden zu befreien«, meinte der Kommandant.

»Da der Himmel alle Geheimnisse des Herzens zu lesen

vermag, so muss er die meinen kennen«, entgegnete Seymour. »Warum sie einem Menschen aufdecken?«

»Die Diener der Kirche können Euch die Freisprechung von Euren Sünden gewähren«, sagte Gage. »Gedenkt Eurer Seele, ich bitte Euch, und rettet sie, solange es Zeit ist. Wenn Ihr keinen Priester des Evangeliums sehen wollt, so lasst mich einen Römischen senden. Ha! Warum starrt Ihr so ins Leere?«

»Seht Ihr ihn nicht?«, rief Seymour mit Blicken des Entsetzens - und mit dem Finger zeigend. »Da! Dicht hinter Euch?«

»Wen glaubt Ihr zu sehen?«, fragte der Kommandant, nicht ganz frei von dem abergläubischen Wahn, der sich Seymours bemächtigt hatte.

»Einen früheren Bewohner dieser Zelle, der starb, wie ich sterben werde - auf Tower Hill.«

»Den Grafen von Surrey!«, rief der Kommandant aus.

»Ja, Surrey. Er deutet auf seinen blutigen Hals, als ob er mir mein Schicksal zeigen wolle. Seht hin! Sir John, seht hin!«

»Ich sehe nichts«, antwortete der Kommandant, indem er in die vom Admiral angedeutete Richtung blickte.

»Ha! Er verschwindet!«, rief Seymour. »Aber eine andere Schreckgestalt steigt auf. Es ist die beleidigte Königin - mein Weib!«

»Königin Catharina!«, rief der Kommandant voller Entsetzen.

»Ihr Antlitz ist totenbleich, und sie ist ins Leichentuch gehüllt; aber ich kenne sie. Ihr Blick ist voller Schmerz und Mitleid. O vergib mir, gekränkte Königin! Vergib mir! Ich kann diese Blicke nicht ertragen.« Und er bedeckte sein Ge-

sicht mit beiden Händen.

Eine Pause folgte, die Gage nicht unterbrach, der seinen Gefährten nur voll Teilnahme und Verwunderung ansah. Nach einer Weile blickte Seymour wieder auf.

»Sie ist fort!«, rief er, sehr erleichtert. »Aber was ist das? Noch ein Gespenst erscheint, um mich zu schrecken? Hinweg! Hinweg! Du verfluchter Teufel! Du warst die Schuld an allem!«

»Wessen Geist beunruhigt Euch jetzt, Mylord?«, fragte Sir John.

»Der meines tückischen und verräterischen Dieners Ugo Harrington«, antwortete Seymour. »Er deutet auf eine klaffende Wunde in seiner Brust, aus der Blut strömt, und scheint mich des Mordes anzuklagen. Es ist wahr, ich tat es, und ich würde die Tat noch einmal begehen. Er lächelt mit teuflischem Grinsen und verschwindet.«

»Haben Euch diese Phantome öfter schon heimgesucht, Mylord?«, fragte der Kommandant.

»Niemals so«, erwiderte Seymour, »obwohl ich entsetzliche Träume hatte.«

»Lasst mich Euch noch einmal anempfehlen, Eure Rechnung mit dem Himmel abzumachen«, sprach der Kommandant. »Diese Visionen zeigen, wie schwer beladen Eure Seele sein muss, und wie nötig es wäre, sie zu entlasten. Beachtet wohl, was ich Euch sage, Mylord, es ist gut gemeint.«

»Das weiß ich, und ich danke Euch«, antwortete Seymour ernst, »und ich will sehen, ob ich mir Euren Rat zunutze machen kann.«

»Und nun Gute Nacht, Mylord. Morgen um die bestimmte Stunde bin ich bei Euch.«

»Ihr sollt mich vorbereitet finden«, erwiderte Seymour.

Und Gage ging.

Sobald er allein war, fiel Seymour auf die Knie nieder, und zum ersten Mal seit seiner Gefangenschaft betete er, betete lange und inbrünstig. Sehr getröstet warf er sich dann auf sein Lager und schlief ruhig, bis der Kerkermeister am anderen Morgen in seine Zelle trat.

»Wie viel Uhr ist es?«, fragte er.

»Sieben Uhr«, antwortete Tombs. »Eure Lordschaft bleiben nur noch drei Stunden. Um zehn Uhr setzt sich der Zug in Bewegung.«

»Ist das Wetter schön?«

»Etwas bewölkt, aber ich glaube nicht, dass es regnen wird. Das Wetter muss zu einem so traurigen Vorgang passen. Ich mag keinen Sonnenschein, wenn eine Hinrichtung stattfindet.«

»Mir ist das Wetter gleichgültig. Aber es wird mir leichter werden, die Erde zu verlassen, wenn der Himmel finster drein sieht. Du musst mir jetzt helfen, mich anzukleiden. Es ist zum letzten Mal, dass ich dich bemühe.«

»Ja, Eure Lordschaft wird wohl tun, den stattlichsten Anzug anzulegen, denn Ihr werdet nicht unbeachtet sterben. Es befindet sich schon eine große Menschenmenge auf Tower Hill.«

»Schon!«, rief Seymour, kaum imstande, einen Schauer zu unterdrücken. »Sie sind auf das Schauspiel begierig.«

»Ja, manche von ihnen kamen schon bei Nacht, wie Manger mir erzählt,« entgegnete Tombs. »Er ist draußen, wenn Eure Lordschaft ihn zu sehen wünscht.«

»Bringt ihn herein«, sprach Seymour. Und als er von seinem Lager aufstand und sich eilig in ein schwarzes Samt-

gewand hüllte, trat der Scharfrichter ein und mit ihm auch Xit. Aber da der Zwerg sich im Hintergrund hielt, bemerkte Seymour ihn nicht sogleich.

»So hast du die tödliche Waffe mitgebracht, sehe ich, Bursche?«, rief der Admiral und blickte Manger, der die Axt auf der Schulter trug, streng an.

»Ich dachte, Eure Lordschaft würde es angenehm sein, sie zu untersuchen«, erwiderte Manger und präsentierte ihm die Waffe. »Wenn Ihr die Schneide mit Eurem Daumen prüfen wollt, so werdet Ihr finden, dass sie scharf ist.«

»Ich werde die Schneide bald genug prüfen«, entgegnete Seymour. »Ich habe nur eine Sorge, dass du den Streich ungeschickt führen möchtest.«

»Eure Lordschaft soll nicht Ursache haben, sich über mich zu beklagen«, sagte Manger. »Wenn Euer Kopf nicht auf einen Streich fällt, so sollt Ihr mir nie wieder trauen.«

»Ich werde keine Gelegenheit haben, dir wieder zu trauen«, erwiderte der Admiral mit einem halben Lächeln. »Ich habe dir nicht viel zu geben«, fügte er hinzu, indem er eine goldene Verzierung von seinem Kleid löste. »Aber nimm dieses.«

»Ich danke Eurer Lordschaft«, entgegnete Manger. »Ich sagte es Euch, dass Ihr durch meine Hand sterben würdet, und Ihr seht, meine Prophezeiung ist eingetroffen.«

»Aber Ihr prophezeitet auch, dass zwei andere ebenso sterben würden!«

»Und das werden sie auch.«

»Ich könnte dir fast den Streich verzeihen, den du auf mich führen wirst, wenn ich dessen gewiss wäre.«

»Eure Lordschaft mag darüber so ruhig sein, als ob Ihr es hättet geschehen sehen«, antwortete Manger mit widerwä-

tigem Lächeln. »Ihre beiden Köpfe werden durch diese Axt fallen.«

Mit einer plumpen Verbeugung zog er sich zurück und Xit wurde sichtbar.

»Ha! Da bist gekommen, mein kleiner Bursche?«, rief Seymour, indem er ihn bemerkte. »Es freut mich, dich zu sehen.«

»Ich komme, um von Eurer Lordschaft Abschied zu nehmen«, sagte Xit, »und bitte um ein kleines Andenken von Euch. Ich möchte gern etwas von dem haben, was Eure Lordschaft auf dem Schafott tragen wird«, sagte Xit mit einem gewissen Nachdruck.

»Der ganze Anzug Seiner Lordschaft fällt mir zu«, bemerkte Manger.

»Das ist wahr, aber meine Samtschuhe wirst du ihm nicht missgönnen.«

»Ei, ich missgönne sie ihm doch, aber wenn Eure Lordschaft es wünscht, so mag er sie haben«, sagte Manger mürrisch.

»Und dann, bitte ich dich, lasse ihm auch das Tuch, womit ich meine Augen verbinde!«

Manger brummte eine Einwilligung.

Als der Zwerg näher kam, um Abschied zu nehmen, flüsterte der Admiral ihm zu: »In der Sohle des einen Schuhs wirst du einen Brief an die Prinzessin Elisabeth finden. Stelle ihn Ihrer Hoheit zu. Gib ihr auch das Taschentuch.«

»Der Wille Eurer Lordschaft soll geschehen«, sagte Xit, die Hand aufs Herz pressend.

Und er verließ mit Manger die Zelle.

Ungefähr eine Stunde blieb nun der Admiral sich selbst überlassen, und diese Zeit verbrachte er im Gebet. Dann

kleidete er sich ebenso sorgfältig an, als ob es zu einem Fest ginge, und Tombs war ihm bei dieser Toilette behilflich. Sein Anzug bestand aus Jacke und Hosen von schwarzem Samt und einem eben solchen Oberkleid. Sein Barrett war ebenfalls von schwarzem Samt und mit einer roten Feder geschmückt.

Kurz vor zehn Uhr vernahm man draußen das gedämpfte, unheimliche Trommelwirbeln und dazu den schweren Tritt bewaffneter Männer. Eine Abteilung Gardisten wurde dem Bowyer Tower gegenüber aufgestellt. Als die Glocke die verhängnisvolle Stunde schlug, trat der Kommandant des Tower in Begleitung des Lieutenants in die Zelle. Seymour stand auf und schritt ihnen mit einem Lächeln entgegen.

»Ich wünsche Euch Guten Morgen, Sir John Gage und auch Euch, guter Sir John Markham. Ich freue mich, Euch beide zu sehen. Ich will Euch nicht warten lassen.«

Es wurden nur wenige Worte zwischen ihnen gewechselt. Aber das Wenige, was gesprochen wurde, überzeugte den sowohl den Kommandanten als auch den Lieutenant von Seymours Festigkeit und Standhaftigkeit, und sie waren sicher, dass er den Tod mit Fassung erleiden würde.

»Habt Ihr mir noch etwas aufzutragen, bevor wir gehen, Mylord?«, fragte der Kommandant teilnehmend.

»Nur eines, guter Sir John«, antwortete Seymour, »und ich weiß, Ihr werdet aus alter Freundschaft für mich die Angelegenheit besorgen. Ihr wisst«, fuhr er mit tief bewegter Stimme fort, »dass ich ein Kind habe, eine Tochter, aus meiner Ehe mit der Königin Catharina. Es ist ein hübsches Kind, aber zart und schwächlich, und ich fürchte, es wird nicht groß. Da nun meine Güter und mein Besitztum der

Krone verfallen sind, so besitze ich gar nichts, um für mein Kind zu sorgen.«

»Darüber macht Euch keine Gedanken, Mylord«, entgegnete der Kommandant. »Ich bin überzeugt, Eure Schwägerin, Herzogin Somerset, wird sich Eurer Tochter annehmen.«

»Ich möchte sie ihr nicht anvertraut wissen, nein - ich will es nicht. Seht zu, dass sie der Marquise von Dorset übergeben werde. Sie wird sie um meinetwillen, dessen bin ich gewiss, liebevoll behandeln. Bringt meinem Kind meinen Segen, guter Sir John, und sorgt, dass mein letzter Wunsch erfüllt werde.«

»Es soll geschehen, Mylord«, entgegnete der Kommandant.

Während sie so redeten, ging die Tür des Gefängnisses auf und herein trat ein Mann mit strengem Antlitz, in einen dunklen Priesterrock gekleidet und mit jener eigentümlichen Mütze auf dem Kopf, welche die reformierten Geistlichen zu tragen pflegten. Es war Doktor Hugh Latimer, der, wie bereits erwähnt, den Admiral verschiedene Male in seiner Gefangenschaft besucht hatte. Ein langer, grauer, spitz zulaufender Bart verlieh der etwas grämlichen Physiognomie des Geistlichen einen ehrwürdigen Charakter. Eine große Brille hing an einem Band um seinen Hals und vom Gürtel herab in einer schwarzledernen Scheide die Bibel.

»Ich komme, um Euch auf das Schafott zu begleiten, Mylord«, sprach er mit kaltem Gruß, »und ich hoffe, Ihr seid besser vorbereitet, dem allerhöchsten Richter entgegenzutreten, als das letzte Mal, wie ich Euch verließ.«

»Zum Wenigsten bereue ich jetzt«, erwiderte der Admiral, »aber mir ist wenig Zeit zur Sühne geblieben.«

»Genug, mein Sohn, wenn Ihr sie wohl anwendet«, sprach Latimer in etwas sanfterem Ton.

»Mylord, ich muss Euch bitten, aufzubrechen«, sprach der Kommandant, indem er die Tür öffnete und hinausstrat.

»Ich bin bereit«, sagte Seymour und folgte ihm festen Schrittes.

Sechstes Kapitel

Tower Hill

Draußen wartete, wie wir bereits angedeutet haben, eine starke Abteilung Gardisten, die mit Hellebarden bewaffnet waren. Mitten unter ihnen stand Mauger, auf seine Axt gelehnt, und das Gesicht mit einer scheußlichen, schwarzen, bärtigen Maske bedeckt. Zwei schwarz behangene Pferde standen für den Kommandanten und den Lieutenant in Bereitschaft.

Sie stiegen auf, Sir John gab das Zeichen zum Aufbruch, und der traurige Zug, der sich schnell geordnet hatte, setzte sich in Bewegung. Der Kommandant ritt an der Spitze, und man sah es am Ausdruck seines Gesichts, wie schmerzlich bewegt er war. Auch sein Ross schien mit seiner Stimmung zu sympathisieren, denn es bekundete durch nichts deine gewohnte Lebhaftigkeit. Dann kam der Towerkaplan mit einem offenen Gebetbuch, von dem er nicht aufblickte, in der Hand; dann die Trompeter, sie hatten ihre Instrumente um den Hals hängen, bliesen aber nicht. Ihnen folgten die Tambours und schlugen ihre Trommeln in gedämpfter

Weise, dann kamen dreißig Gardisten, immer je drei und drei, die drei Riesenwächter voraus. In einiger Entfernung folgte Mauger, maskiert und hinkend. Auf seiner Schulter trug er die Axt, mit der Schneide nach dem Gefangenen gerichtet, der mit festem Schritt und ungebeugter Haltung in kurzer Entfernung hinter ihm herschritt. Gleich hinter dem Admiral ging Latimer. Eine andere Abteilung von Gardisten, mit dem Lieutenant an der Spitze, schloss den Zug.

Auf dem Rasenplatz, auf den Wällen und allenthalben sonst, waren zahlreiche Neugierige versammelt, um zu sehen, wie der Admiral diese entsetzliche Probe bestehe. Alle staunten über seine Fassung. Sein Antlitz war bleich von Aufregung und langer Haft, seine Gestalt aber aufrecht, stolz und fest. Nichts von dem, was in seinem Inneren vorgeing, war in seinen Zügen zu lesen. Aber welche Erinnerungen an frühere, glücklichere Tage mochten in ihm wach werden, als er über den weiten, offenen Platz, dem White Tower gegenüber, schritt und zum Palast jenseits blickte. Um dieser schmerzlichen Gedankenfolge eine andere Richtung zu geben, wandte er seinen Blick zur entgegengesetzten Seite.

In diesem Augenblick war er dicht beim Beauchamp Tower, und indem sein Blick darüber hinschweifte, bemerkte er den Herzog von Norfolk, der aus einem dicht vergitterten Fenster nach ihm hinsah. Ihre Blicke begegneten sich, und was lag nicht alles in diesem einzigen Blick! In dem des Herzogs war kein Jubel über einen gefallenen Feind zu lesen, kein Lächeln befriedigter Rachsucht überflog sein ehrwürdiges Antlitz, sondern er schüttelte schmerzlich bewegt das Haupt.

Seymour knickte zusammen, fasste sich aber sogleich

wieder und schritt mit derselben Sicherheit weiter wie zuvor. Aber Norfolks Blick und Kopfbewegung folgten ihm, und er sprach zu sich selbst: »Ich wollte, ich hätte ihn nicht gesehen!«

Der Zug ging nun unter dem düsteren Bogen des Bloody Tower hin, und in dem äußeren Hof befanden sich zu beiden Seiten des Weges noch mehr Zuschauer. Viele sprachen laut ihre Anteilnahme für den Admiral aus, aber Latimer brachte sie durch Wort und Gebärde, indem er seinen Stab gegen sie erhob, zum Schweigen. Der Zorn des Geistlichen wurde jedoch noch mehr durch einen bald darauf stattfindenden Zwischenfall gereizt. Die erste Gardeabteilung hatte das Tor des Byward Tower passiert und Seymour näherte sich demselben gerade, als Xit, der sich unter den Umstehendes befand, vorsprang, und, ehe er daran gehindert werden konnte, sich ihm zu Füßen warf. Im Moment darauf wurde der arme Zwerg von einem der Gardisten mit der Hellebarde beiseite gestoßen, aber schluchzend rief er dem Admiral ein Lebewohl zu.

Nun war der schlimmste Teil der Zeremonie zu bestehen, und Seymour stahlte seine Nerven dagegen. Eine ungeheure Menschenmenge war außerhalb der Festung und auf Tower Hill versammelt, schon war das entsetzliche Geräusch zu vernehmen, wie es von einem solchen Schwarm auszugehen pflegt. Dieses Geräusch hatte etwas Furchtbares, und Seymour fühlte sich davon schwindeln, aber es war nur ein Augenblick. Als er gleich darauf den Blicken dieser Tausende von spähenden Zuschauern ausgesetzt war, die ihn mit den Augen verschlangen, denen kein Blick und keine Bewegung entgingen und die ihre Bemerkungen über ihn machten, etwa wie über einen römischen Gladiator, da hat-

te er seine volle Unerschrockenheit wieder gewonnen. Auch verließ ihm seine außerordentliche, bezaubernde Gewalt in diesem letzten Augenblick nicht. Indem er so langsam weiterschritt und auch rechts und links blickte, um befreundete Gesichter zu sehen, da erhob sich ein lautes Murren. Man hörte hin und wieder ein Schluchzen, es entstand ein Drängen, dass es der äußersten Anstrengung der Arkebusiere, die den ganzen Weg entlang aufgestellt waren, bedurfte, um den Haufen zurückzuhalten.

»Seid ruhig, liebe Freunde!«, rief Seymour. »Ihr tut mir nur Schaden und nützt mir nicht.«

Aber diese Worte, anstatt die Aufregung des Haufens zu beschwichtigen, steigerten sie nur. Da der Tumult gefährlich zu werden drohte, so fürchtete Sir John, dass eine Rettung versucht werden könnte, und befahl der Wache, sich dicht um den Gefangenen zu scharen und ihren Schritt zu beschleunigen. So geschah es, keinen Augenblick zu früh, denn die Reihen der Hellebardiere wurden an zwei oder drei Stellen durchbrochen. Der wütende Haufen, der sich in seiner Erwartung, auf den Admiral zu stoßen, getäuscht sah, attackierte die Wachen, riss ihnen die Hellebarden weg. Es entstand ein ernstlicher Konflikt, infolge dessen mehrere Personen getötet und viele schwer verwundet wurden. Gegen den Protektor wurden laute und wilde Verwünschungen ausstoßen, man nannte ihn den Mörder seines Bruders.

In Voraussicht einiger solcher Störungen, die in der Regel stattfanden, war beim Schafott eine Kompanie Landsknechte aufgestellt und diese noch durch berittene Bürgergarde verstärkt worden, sodass der Hinrichtungsplatz vollständig umringt war. Eine ungeheure Menge war versammelt. Im

ganzen Bereich von Tower Hill sah man Kopf an Kopf und in der Nähe des Schafotts, welches auf dem höchsten Punkt nordwestlich von der Festung stand, war kein Zollbreit unbesetzt.

Dank den Vorsichtsmaßregeln des Kommandanten wurde Seymour sicher bis ans Schafott gebracht. Als er bald darauf die Stufen erstieg und oben erschien, durchbebte ein furchtbares Geschrei die Luft.

Das Wetter war bis dahin trübe und düster gewesen, aber gerade in diesem Moment brach ein Sonnenstrahl hindurch, sodass die ungeheure Menge, deren Blicke auf Seymours Antlitz hafteten, die edlen Züge desselben noch deutlicher unterscheiden konnte. Nie in seinen stolzesten Momenten hatte er majestätischer ausgesehen als jetzt, da er auf diesen verhängnisvollen Brettern stand. Aber das Lächeln, das seine Züge überflog, verschwand ebenso rasch wie der leuchtende Sonnenstrahl, und sein Antlitz sah nun bleich und starr wie Marmor aus.

Der Kommandant und der Lieutenant hatten vor ihm mit Mauer das Schafott bestiegen. Latimer war auch oben und stand neben ihm. Niemand anderes durfte hinauf.

Der Admiral hatte die Absicht, die Menge anzusprechen, und trat deshalb an den Rand des Schafotts, verbeugte sich gegen die Umstehenden und begann zu sprechen. Aber es erhoben sich ein solcher Tumult und ein solches Geschrei, dass seine Worte vollständig erstickt wurden, und dass er endlich, den Bitten des Kommandanten gemäß, obwohl mit sichtlichem Widerstreben, seine Absicht aufgab. Dann nahm er sein Barrett ab und rief mit so gewaltiger, sonorer Stimme, dass sie den betäubenden Lärm übertönte: »Lang lebe König Edward!«

Der Ruf wurde mit lauter Zustimmung aufgenommen, aufs Neue folgten Geschrei und Verwünschungen gegen den Lordprotektor.

Jetzt näherte sich Latimer und fragte Seymour, ob er seine Sünden aufrichtig bereue und seine Hoffnung auf den Heiland setze. Aber jener achtete kaum auf ihn, es verlangte ihn dem Anschein nach, dass der Sache ein Ende gemacht werde. Er herrschte dem Henker zu, sich zu beeilen. Indem er sein Oberkleid abwarf, zeigte er eine Gestalt, die an Ebenmaß ihres Gleichen suchte.

Wieder näherte sich Latimer und wurde wieder zurückgewiesen.

Darauf kniete Seymour nieder, und tiefes Schweigen herrschte in der Runde.

Sein Gebet war bald beendet, dann winkte er Mauger, dass er bereit sei. Nun näherte er sich dem Block, kniete neben demselben nieder, nahm aus seinem Wams das gestickte Tuch, das Elisabeth ihm gesandt hatte, presste es an die Lippen und band es um seine Augen.

In diesem Moment trat Latimer vor und schrie ihm ins Ohr: »Bereue!«

»Hinweg!«, rief der Admiral, »Ihr zerstreut mich.«

Dann legte er seinen schönen Hals auf den Block, und die Axt fiel nieder.

So endete der schuldbeladene und ehrgeizige Seymour. Nach Latimers Worten starb er »unbußfertig, Ärgeris erregend, grässlich.« Andere aber beurteilten ihn milder und meinten, »er starb wie ein Held.«

Jedenfalls war die Strafe, die er erduldet, eine gerechte.

Seine irdischen Überreste wurden unter der Aufsicht des Kommandanten Sir John Gage in der St.-Peters-Kapelle im

Tower begraben.

Drei Jahre später wurde sein Bruder, der Herzog von Somerset - gleichfalls enthauptet - an seine Seite gelegt. Achtzehn Monate nach diesem der Herzog von Northumberland, in der Geschichte bekannter unter dem Namen des Grafen von Warwick, ebenfalls enthauptet und nur wenige Schritte von den Brüdern, deren Sturz er veranlasst hatte, gebettet.

Die drei Gräber sind noch heute zu sehen.

Ende des zweiten Bandes